VITT. EMANUELE III

igit- ed y Oogl

ONDO PROVINCIA

GNO ORIENTALE NAPOLI
1
B
12
BLIOTECA M. RIPA

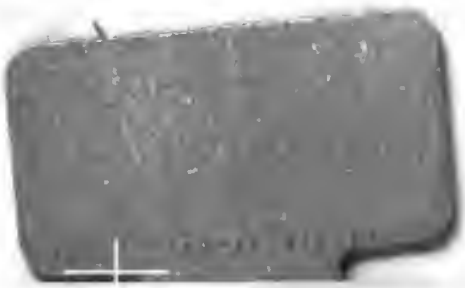
BLIOTECA PROVINCIALE

NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
196
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

Palchetto

35

1-03-12



112
1
5
B. Prov. XXIV. 196

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fünfter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Fünfter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

649935

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Fünfter Theil.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Digitized by Google

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

DI
NAPOLI

Inhalt.

Seite

Fünfunddreißigster Abschnitt: Frankfurt am Main. 1815. 1816 1

Sechsunddreißigster Abschnitt: Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816 36

Siebenunddreißigster Abschnitt: Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817 99

Achtunddreißigster Abschnitt: Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818 200

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Frankfurt am Main.

1815. 1816.

Rahel bewohnte an der Allee einige wohlgelegene Zimmer, und auch mir fand sich noch das nöthige Gelaß. In der Ungewißheit, ob nicht der nächste Tag eine Veränderung brächte, war an keine dauernde Einrichtung zu denken, doch gewährte die vorhandene noch Behagen genug. Aus dem politischen und geselligen Treiben von Paris hieher versetzt, fühlte ich mich wie in einem freundlichen Stillleben; wirklich hatte hier alles das Ansehen bänglicher Erwartung, und Aller Augen waren dorthin gerichtet, woher so manche Entscheidung kommen mußte. Was ich mitzutheilen hatte, war nicht sehr tröstlich, und in der deutschen Heimath regte sich auch schon vielerlei, was den treuen Freund des Vaterlandes bekümmern durfte. Mit der verschwundenen Gefahr schien auch ein guter Theil des bisherigen Eifers erloschen, und in der Sphäre der Regierungen und Vornehmen offenbarten sich unverhohlene Neigungen zu Rückschritten, zur Abweisung und Herabdrückung der Volkskraft, auf die sie noch eben sich gestützt hatten. Das Schmalzische Unwesen wucherte fort und setzte überall seinen faulen Schimmel an, während andere Mißgewächse ihr Gift doch in etwas angenehmeren Düften verbreiteten. Ich unterließ nicht, diesen Widerwärtigkeiten scharf entgegenzutreten, sah jedoch wahre Hülfe

nur in großen Anordnungen öffentlichen Staatslebens, dem sich die Deutschen damals gutmüthig nahe glaubten, während der Verlauf der nächsten dreißig Jahre nur immer mehr ihre Entfernung davon anzeigen sollte! Einstweilen versäumten wir nicht, so lange das gute Wetter es erlaubte, die Annehmlichkeiten des Ortes zu genießen, die ländlichen Umgebungen diesseits und jenseits des Mains zu besuchen, die städtischen Alterthümer zu betrachten, wobei sich vor allem auch der Vorzug geltend machte, daß dieser Boden der Schauplatz von Goethe's Jugend gewesen war und noch so viele Zeugnisse seines Daseins trug. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, Goethe'n selbst hier versäumt zu haben; denn während ich in Paris war, hatte er eine Woche hier zugebracht und auch Rahel besucht, worüber so wie über andere Begegnisse mit ihm sie mir genau berichten mußte, nicht ohne das wiederholte Bedauern, die Gelegenheit eigentlich schlecht benutzt zu haben. Gegen unsern Eifer stach freilich die Gleichgültigkeit sehr ab, mit welcher die Frankfurter in der Regel den Namen abfertigten, durch den sie doch am meisten vor aller Welt verherrlicht waren, und ich führte dagegen preisend die tiefe und warme Verehrung an, mit der die Hamburger den unter ihnen lebenden Klopstock allgemein gehegt hatten; von Denkmalen und Bildsäulen war damals noch keine Rede, die später sorglich gesammelten Reliquien der früheren Lebenstage wurden kaum beachtet, aber auch die eifrige Mahnung von Rahel, wenigstens die Straße, in der Goethe's Vaterhaus steht, mit wohlfeiler Ehrenbezeigung in eine Goethestraße umzutaufen, erregte bei dem Bürgermeister und den Schöffen, in deren Gegenwart sie geäußert wurde, nur ein sauersüßes Lächeln.

Wir besuchten die von Hardenberg in den Kriegsunruhen hieher verpflanzte Familie Hertz, wo sich um eine schöne glänzende Jugend ein angenehmer Gesellschaftskreis bildete, ferner das sehr gesellige Haus des preußischen Geschäftsträgers von Otterstedt, und machten auch bald die Bekanntschaft einiger angesehenen Frankfurter; als alte Bekannte hatten sich der russische Generalkonsul Moritz von Bethmann, der Rechtsgelehrte Doktor Jassoy, Goethe's Neffe der Rath

Schlosser, und Andere, schon eingefunden. Doch der angenehmste Umgang für Rahel wurde die Reichsgräfin von Pappenheim, Tochter des Fürsten von Hardenberg, die für einige Zeit nach Frankfurt gekommen war, um wichtige Familienangelegenheiten theils zu betreiben, theils abzuwarten. Ich kannte sie schon von Altona her, und sie hatte durch gemeinsame Freunde so viel von Rahel gehört, daß sie sogleich zu ihr geführt sein wollte. Viele Abende brachte sie mit ihren Töchtern Adelheid und Helmina, beide zu schönster Blüthe der Jugend und des Liebreizes sich entfaltend, in unserer bescheidenen Häuslichkeit hin, unter reichen Gesprächen, denen sie den anmuthigsten Stoff und die ausdrucksvollste Auffassung nie fehlen ließ, und dabei gleicherweise die beseelten Mittheilungen so wie die schwärmerische Begeisterung der ältern eigenen Tochter und die frische Naivetät der jüngern angenommenen nicht nur frei walten ließ, sondern belebend aufnahm. Ich werde es nie vergessen, welchen Eindruck eines Abends die noch neuen Gedichte Uhland's auf Adelheid machten, in welcher der Keim der Dichtung sich ihr unbewußt schon regte, und die dem nie gesehenen Dichter eine Art Liebeserklärung schreiben wollte! Eine zweite, nicht minder reizende und dabei sich tiefer gründende Bekanntschaft war die der Gräfin von Custine, deren Sohn Astolf schon beim Wiener Kongreß uns vorgekommen war. Diese wunderbare Frau, in deren Seele heldenmüthige Stärke und liebliche Zartheit, in deren Erscheinung hohe poetische Natur und feinste Weltbildung glücklich verbunden waren, ist theils durch die Schriften des Sohnes, theils durch andere französische Mittheilungen schon näher bekannt. Die Herzogin von Abrantes sagt von ihr unter anderm: „Mademoiselle de Sabran, qui épousa le fils du comte de Custine, était une de ces ravissantes créatures que Dieu donne au monde dans un moment de munificence: belle, jeune, aimée, Madame de Custine, ayant à peine vingt ans, s'enfermait à la Conciergerie avec son beau-père, le conduisait au tribunal, le soutenait dans ces moments d'épreuves! .... et puis lorsqu'elle l'avait reconduit dans son cachot, elle allait porter d'autres consolations et

verser leur baume dans le cœur de son mari, qui, à peine lié à elle, voyait la mort se dresser entre eux!" — Aber ich kann wohl sagen, daß alles nur ein höchst unvollständiges Bild ihres Wesens giebt, und ein vollständiges zu liefern würde auch mir nicht gelingen. Man müßte dazu mehr schildern, als nur sie selbst, denn sie steht wie Frau von Sévigné auf dem Boden ihrer ganzen Zeitbildung als Genossin zugleich und als Ausnahme da. Sie hatte sich dem Sturme der hundert Tage nach Deutschland entzogen und wartete jetzt nur ab, daß die Ruhe sich in Frankreich etwas befestigt hätte, um dahin zurückzukehren. Der Sohn war aus Belgien herbeigeeilt, und sein ehemaliger Erzieher Bärstecher, ein Elsasser von deutschem Sinn und deutschen Kenntnissen, war noch jetzt ein treues Mitglied der Familie. Sie bildeten zusammen eine Gesellschaft, von deren mannigfachem Reize die verschiedensten Menschen angezogen und gefesselt wurden. Chateaubriand und Koreff waren vertraute Freunde des Hauses, Wilhelm von Humboldt und Graf von Flemming wurden es. Von der augenblicklichen Sympathie der Gräfin und Rahel's, und von ihrer wechselseitigen Eingenommenheit, die bis zum Tode bestand, haben wir eine lebhafte Schilderung von Custine selbst, der auch seinerseits mit Rahel in hohe geistige Freundschaft trat, und ihre Eigenthümlichkeit vollkommen zu schätzen wußte. Des Deutschen in seltenem Grade kundig, achtete er doch weniger die glänzende Seite unserer Litteratur, sondern wandte sich mehr der stillen mystischen zu, welche seinem strengkatholischen Sinne entsprach, und mit deren vorzüglichster Nahrung seine Freunde Friedrich von Schlegel und die Brüder Schlosser ihn versorgten. Mit Begierde las er die Schriften Tauler's, vernahm er die Sprüche des Angelus Silesius, welchen Autor eben damals Schlegel aus tiefer Vergessenheit hervorzog, und über dessen alles überfliegende Kühnheit er und die Freunde gewiß erschaudert wären, hätte sie nicht das für sich selbst wieder staunenerregende Zeugniß beruhigt, daß der gesammte Inhalt dieser frommen Freigeisterei von der katholischen Kirche gebilligt und unter ihrem Schutze verbreitet worden. Auch in der französischen Litteratur strebte Custine

vor allem nach dem Tiefreligiösen, Mystischen. Ich hatte in Paris auf dem Quai bei einem Büchertrödler ein seltenes Buch, Saint-Martin's l'Homme de désir, erstanden und für Rahel mitgebracht; als Custine dies auf dem Tische liegende Buch zufällig in die Hand nahm, und sich unter Freunden des unbekannten Philosophen sah, fühlte er sich durch ein neues Band mit uns verknüpft, und der Autor und das Buch wurden nun Gegenstand vielfacher Unterhaltung. An dieser nahm auch Oelsner Antheil, der von Paris eingetroffen war, um gleich mir seine nähere Bestimmung hier abzuwarten; ihm galt jedoch das Mystische wenig, er duldete dasselbe höchstens als den Träger mancher Geistesblitze, die er so wie die Seelenschönheit und Herzensgüte Saint-Martin's nicht in Abrede stellte, denn er hatte diesen persönlich gekannt und ihm bei seiner Uebersetzung Jakob Böhme'scher Schriften oft geholfen, wobei sich meist das seltsame Verhältniß ergab, daß Oelsner genau die deutschen Worte übertrug, aber ihnen jeden Sinn absprach, Saint-Martin hingegen lächelnd versicherte, der Sinn sei ihm vollkommen klar und nur das Wort als solches bisweilen schwierig. —

Eine plötzliche Unterbrechung erfuhr dieser stille Lauf unserer Tage, als nach erfolgtem Schlusse der Pariser Verhandlungen am Ende des Novembers der Fürst von Hardenberg mit seinem Schweife zahlreichen Gefolges heranbrauste, und alles von preußischen hohen und niedern Beamten, Kanzleien, so wie von mannigfachem litterarischen und militairischen Anschluß, gleichsam überschwemmt wurde. Die drei Tage, welche der Staatskanzler in Frankfurt verweilte, waren erfüllt von Vorstellungen, Audienzen, Gesuchen, Anfragen, Aufdringlichkeiten; aus der Umgegend, aus dem Rheinland, war jeder herbeigeeilt, der ein Anliegen bei Preußen hatte, dies oder seine Person in Erinnerung bringen wollte; Otterstedt hatte alle Hände voll zu thun, diese Menge zu übersehen, einzuführen oder abzufertigen. Ohne einigen Mißmuth ging es dabei nicht ab; so verursachte es nicht geringe Aufwallung, daß Amschel von Rothschild, der für die in Frankfurt noch hartbedrängte Judenschaft die Zusagen

des Wiener Kongresses in Anspruch nahm, vor dem Bürgermeister von Humpracht zur Audienz gelangte, und dieser warten mußte, bis jener mit seiner Sache fertig war. Doch Hardenberg schien in diesem Gedränge sich nur zu erholen, mit unermüdeter Aufmerksamkeit und Anmuth suchte er allen Forderungen zu genügen, und hatte noch am späten Abend, wenn er seine Tochter, die Gräfin von Custine und andere Damen zum Thee sah, die frischeste Heiterkeit. Ich selbst fand ihn freundlich für mich, aber doch merklich kälter als zuletzt in Paris; ich erfuhr auch aus einigen Aeußerungen, daß er glaubte, er habe sich über mich zu beklagen, doch was er meinte, kam nicht an den Tag, und nur war mir klar, daß von irgend einer Seite ihm ungünstig eingesprochen worden. Meine Bestimmung nach Karlsruhe blieb fest; es wurde unnöthig erachtet, daß ich noch erst mit nach Berlin reiste, ich sollte meine Ausfertigungen nur getrost in Frankfurt abwarten. Ich war sehr froh der Mitreise überhoben zu sein, obschon ich später einsehen mußte, daß dies nicht eben zu meinem Vortheil war.

Nach Hardenberg's Abreise blieb in Frankfurt eine Art preußischer Ansiedelung zurück, die sich durch mancherlei Geschäftsberufene so wie durch Nachzügler aus Paris und andere Reisende abwechselnd mehrte. Das Haupt derselben war Humboldt, der die hieher verlegten Verhandlungen wegen der in Deutschland noch unerledigten Gebietssachen führen sollte, die ihm beigegebenen Gehülfen Legationsrath Boideslandes und Graf von Flemming wurden noch durch den jungen Bülow aus Heidelberg verstärkt. Wegen besonderer Geschäfte hatten hier preußische Verpflegs- und Kassenbeamten, Militairpersonen und andere Zuwarter ihren längern Aufenthalt. Auch der Minister vom Stein wollte den Winter in Frankfurt verleben und hatte deßhalb eine Wohnung an der schönen Aussicht gemiethet; er hegte den eifrigen Wunsch und die sichere Hoffnung, beim Deutschen Bundestage, dessen Eröffnung bisher verschoben geblieben war, aber nun nächstens erfolgen sollte, als der Gesandte Preußens eine würdige vaterländische Wirksamkeit zu erhalten, was bekanntlich unerfüllt blieb; denn nachdem er

ausdrücklich erklärt hatte, er verbäte ſich dabei jede Beſoldung, was ihm als reichem, auf altererbtem und neugewonnenem Boden feſt gegründeten Manne wohl anſtand, ſo wollte man darin zu Berlin doch eher einen Stolz und Trotz erkennen, der ſich durch jenes Verzichten eine unabhängigere Stellung zu geben beabſichtige, als die Oberbehörde ihm geſtatten dürfe, und der König äußerte, wenn er Diener habe, die ſein Geld nicht nöthig hätten, ſo könne ihm das ganz recht ſein, aber ſolche, die es zu nehmen zu ſtolz wären, wolle er nicht haben. Uebrigens hatte die Sache noch lange Zeit, man wußte höheren Orts recht gut, daß der Bundestag ſo ſchnell noch nicht in's Leben treten, und bis dahin noch mancher Wechſel Statt haben würde.

Von Durchreiſenden ſahen wir den Major Franz von Eckardſtein und den Stabsarzt Doktor Ruſt, welche zuſammen in Erwartung ſehr verſchiedenen Looſes nach Berlin gingen, der eine um den Abſchied zu nehmen und ganz nach ſeiner Neigung ein bequemes Privatleben zu führen; der zweite um nach kurzem Ringen gegen übermächtige Widerſacher zu der glänzendſten und einflußreichſten Wirkſamkeit aufzuſteigen, wie ſie bisher in der preußiſchen ärztlichen Laufbahn kaum war geſehen worden. Bald erſchien auch der Miniſter von Altenſtein, der ſeine mühſamen Arbeiten zu Paris hinſichtlich der Zurückforderungen ſowohl des Staates, als ſo mancher Privaten mit Erfolg beendet hatte. Bei einem langen Beſuche, den er mir machte, entwickelte der ſinnige und gelehrte Mann mit vieler Wärme die ſchönen Hoffnungen, welche er für die nächſte Zukunft Preußens hegte; nach ſeiner Ueberzeugung durften wir einer niegeſehenen Blüthe der Volksbildung entgegenſchauen, er zweifelte als treuer Jünger Fichte's nicht, daß deſſen Ideen über Volk und Staat immer mehr durchgreifen, daß namentlich Unterricht und Erziehung einen hohen Schwung nehmen und Preußen zu einem Muſter für ganz Deutſchland erheben würden. Ein preußiſches Parlament, ſchon in Wien feierlich verſprochen, glaubte er ganz nahe, und war verſichert, daſſelbe würde das ruhmvollſte Beiſpiel von edler Eintracht des Volkes und der Regierung darſtellen. Solchen Hoffnungen konnte ich nur ſehr bedingt

beistimmen; ich meinte, wir würden zwar zu allem gelangen, aber weder so schnell noch so leicht, als er es voraussetze, es würde Zeit und Kampf erforderlich sein. Wenn er sich späterhin während seiner vieljährigen Amtsführung als Minister des Kultus seiner heitern Aussichten von damals noch erinnert hat, mit wie schweren Seufzern wird er sich haben gestehen müssen, daß mein Trüb- und Schwarzsehen, wie er es nannte, verhältnißmäßig eher noch als blendende Helle zu bezeichnen gewesen wäre! —

Alles gerieth in Bewegung, als es hieß, auch der Fürst von Blücher werde auf seiner Heimkehr durch Frankfurt kommen und einige Tage dort verweilen. Er traf am 18. Dezember ein und blieb bis zum 4. Januar 1816. Von seinem Aufenthalt, seinen Reden und Einfällen, von der Theilnahme, die ihm überall entgegenkam, und die er selbst äußerte, hab' ich an anderm Orte schon berichtet. Ich bemerke hier nur noch, daß wir mit ihm den 21. Dezember auf einem großen Thee waren, zu welchem Otterstedt die Einheimischen und Fremden in großer Anzahl geladen hatte; der alte Held erschien zuerst ganz artig und zahm, that schön mit den Damen und gab den Frankfurtern die angenehmsten Worte zu hören; aber bald wandte sich das Blatt, es war unglücklicherweise der Schlacht von Waterloo erwähnt worden, und da ereiferte er heftig, daß man die Schlacht, die er von Bellealliance genannt habe, mit jenem Namen zu belegen sich erdreiste, wenigstens in Deutschland solle das nicht geschehen, und nicht daß er es höre! Als ihm jemand einzuwenden wagte, daß der Name ja ein wälscher, und dafür doch besser Schönbund zu sagen sei, rief er mit flammendem Zorn: „Hol' euch der Teufel mit eurem Schönbund! Putzt eure Zungen deutsch so viel ihr wollt, alles Wälsche kriegt ihr doch nicht herunter! Bellealliance heißt das Stück, das wir dort aufgeführt haben, und heißt so, wenn's auch nicht mehr wahr ist, und die Allianz nicht Stich hält! England ist schuld, daß wir arm wie Kirchenmäuse nach Hause gehen, und die Franzosen Elsaß und Lothringen behalten." Dergleichen Verdruß und Aerger spann sich lange fort, bis irgend ein muntrer Einfall

ihn auf andere Bahn führte, oder ein Vorſchlag zum Spiel alles Andere vergeſſen machte. Alter und Krankheit übrigens drückten ihn ſichtbar, und man durfte mit Recht befürchten, daß der Reſt ſeiner Tage in der begonnenen Friedenszeit nur mit manchem Uebelſtand ſich werde unterbringen. —

Zum Winter wurde die Geſelligkeit lebhafter und gemeinſamer. Die Bälle des Caſino vereinigten alle Vornehmheiten des Adels der Diplomaten und der Kaufleute, und die Eiferſucht dieſer verſchiedenen Stände ließ es nicht an Reibungen fehlen; Geburt und Amt ſtritten um den Vorzug und waren nur darin einig, daß ſie beide über den Kaufleuten ſtünden, daher es Erſtaunen und Entſetzen erregte, als ein junger Kaufmann, von dem ein Diplomat ſich beleidigt glaubte, dieſem anſtatt der erwarteten Abbitte kurz und gut Genugthuung auf Piſtolen antrug, und da man dem Eindringen eines neuen Zeitgeiſtes im gegebenen Falle nicht widerſtehen konnte, ſo bequemte man ſich zu einer Vermittelung, die man früher hochfahrend abgewieſen hatte. Zwiſchen den Damen konnte es nicht zu ſolchem Aeußerſten kommen, allein die Gegenſätze zeigten ſich darum nicht weniger in aller Schroffheit. Eine alte Fürſtin von Stolberg mit ihrer Tochter — Schweſter der berühmten Freundin Alfieri's, — die Burggräfin von Weſtphalen, die Reichsgräfin von Pappenheim, die Freifrau vom Stein, und Andere, bildeten einen ariſtokratiſchen Kern, der an jedem Hofe in erſter Reihe glänzen konnte, hier aber ſein reines Licht an der trüben Kaufmannswelt ungewürdigt verſchimmerte! Da gab es denn bisweilen kleine Worte und leiſe Bewegungen, die man für nichts achten konnte, aber einmal bemerkt für das erkennen mußte, was ſie waren, nämlich für den Ausdruck verachtenden Dünkels, und die Gegenwirkungen blieben nicht aus. Ich habe eine vornehme Dame bei den Ausdrücken des Unwillens, mit denen ein junger dreiſter Mann ſolchen ſchnöden Uebermuth nicht ihrer ſelbſt, ſondern nur einer ihrer Genoſſinnen laut und ſchonungslos rügte, erblaſſen und zittern ſehen, ſo daß man ſie einer Ohnmacht nahe fortführen mußte. Dergleichen Aergerniß und Miß-

liebigkeit fiel beinahe auf jedem Balle vor, und man ging wie zum Kriege hin. In allen geselligen Dingen voller Muth und fast immer des Erfolges gewiß, nahm Rahel, solchen Umständen und allen zaghaften Abmahnungen zum Trotz, eines Abends ein junges, schönes, gebildetes Fräulein, das aber in der Meinung der Leute selbst den Kaufmannstöchtern nicht ebenbürtig war, auf den Ball mit; das Fräulein war durch Benehmen, Anzug, Tanz und Gespräch vor den meisten ausgezeichnet, wurde der Gegenstand aller Huldigungen und Bewerbungen, und Rahel erlebte den vollkommensten Triumph. Sie gedachte dieses Vorganges gern, um zu beweisen, daß man das Rechte nur entschlossen thun müsse, das Gelingen folge dann von selbst. Uebrigens kam das Fräulein später in so glänzende Verhältnisse, daß ihm die Erinnerung an jenes gewagte Auftreten wohl nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen durfte!

Auch aus der Heimath wurden manche Züge kund, welche das abgestandene Alte mit dem frischen Neuen in offenem Kriege sehen ließen. Vorurtheile, die zwanzg Jahre geschlummert hatten, Anmaßungen, die man für völlig erloschen hielt, wachten unvermuthet in plumpen Regungen wieder auf, welche, durch kein öffentliches Ansehen gemäßigt, durch keine geordnete Kraft der Meinung gehemmt, nur allein den schroffen Gegensatz hervorriefen, der dem besonnenen Vaterlandsfreunde fast eben so bedenklich erschien. Man sprach viel von einer Adelskette, die kürzlich gestiftet worden war, und deren stählernes Zeichen alle ächten Edelleute verpflichten sollte gegen den Bürgerstand zusammenzuhalten, und ihn auf ein Gebiet zurückzudrängen, das er weit überschritten hatte. Dieses Absehen war um so gefährlicher, als seit den letzten Kriegen wenigstens ein Drittheil der Offiziere des preußischen Heeres bürgerlich war, und an Tüchtigkeit und Waffenlust nicht zurückstand; bisher hatte niemand einen Unterschied anzudeuten gewagt, gemeinsame Gefahr und Bildung waren das Band biederer Eintracht, die jetzt durch Mißtrauen, Empfindlichkeit und Leidenschaft so häßlich getrübt werden konnte. Schon hieß es, die bürgerlichen Offiziere sollten nach und nach wieder abkommen, oder wie sonst nur

bei der Artillerie und den Husaren dienen, durchaus aber nicht in den Königlichen Garden, als welche wie durch Beruf so auch durch Ehre bevorrechtet sein müßten. Wider solcherlei Dichten wußte die Gegenseite kein anderes Heil als das rohste Volksthum, man warf sich in die knappe Deutschheit und in ihre kräftigen Auswüchse, das Turnwesen und die Burschenschaft, wodurch diese an sich vortrefflichen Einrichtungen leider entarten mußten. Aber nicht allein Aristokratie und Demokratie bedrohten den ruhigen Entwickelungsgang der gegen den äußern Feind so ruhmvoll wiedererkämpften Freiheit, eine dritte, weit gefährlichere Strebung zeigte sich bemüht, allen in Gesinnung, freiwilligen Opfern und edler That ausgeprägten Ertrag der letzten Jahre zum Vortheil der alten Stockherrschaft und Behördenmacht einzuschmelzen, eine Strebung, die sich durch den brutalen Ausfall von Schmalz gegen den Tugendbund keck angekündigt hatte, und in mancherlei Wegen durch Verunglimpfung und Anfeindung der besten Männer offen und geheim betriebsam fortsetzte. Den klarsten Beweis der wachsenden Macht dieser Parthei wollte man besonders in dem von Berlin bald nach Anfang des Jahres ergangenen Verbote des in Koblenz von Görres herausgegebenen Rheinischen Merkurs erkennen. Dieses einst von Gentz hochgepriesene Tagesblatt, von der öffentlichen Stimme dem Bunde wider Frankreich als mitverbündete Macht freudig zugezählt, in Kühnheit und Meisterschaft freier Rede unübertroffen, wurde durch einen Federstrich unterdrückt, wegen geringen Anlasses, ohne Gehör und Vertheidigung. Unglaublich war der Eindruck dieser Maßregel. Im ganzen westlichen und südlichen Deutschland hatte das Blatt die eifrigsten Anhänger, es galt für eine Fackel der Wahrheit und Freiheit, und selbst diejenigen Leser, denen es wegen der darin bisweilen hervortönenden fanatischen Klänge zu mißfallen begann, bedauerten dieses sein Ende durch die Polizei. Das Blatt hatte bisher Herrscher und Obrigkeiten ungestraft angreifen dürfen, kein noch so hoher Einspruch war beachtet worden, man hatte ihm alles erlaubt, es stellte eine Insel von Preßfreiheit dar, ein noch einzelnes Vorbild dessen, was künftig allgemein werden sollte. Diesen Ge-

danken war nun mit Einem Schlage der Garaus gemacht. „Da seht ihr", riefen die Nichtpreußen, „wie es bei euch gemeint ist! Eure stolzen Einbildungen fallen wie Sternschnuppen zu Boden. Mit eurer Verfassung wird es eben so gehen. Geht nur heim, und seid Preußen, wie ihr mögt und könnt, aber mit eurem Deutschthum, in welchem ihr obenanstehen und dem wir uns anschließen sollen, laßt uns ungeschoren!" Dergleichen Reden sind wirklich geführt worden, und unsere höchsten Staatsbeamten klagten, daß sie solche hätten verstummend anhören müssen. Humboldt aber vertraute mir die bedenkliche Bemerkung, wie sehr doch Hardenberg im Augenblicke bedrängt, wie gefährdet sein Ansehen und wie umstrickt seine Hand sein müsse, um solche Maßregeln außerhalb des Geleises der bisher klüglich bezeichneten Bahn querfeldein zu treiben.

In Frankfurt selber regte sich der Widerspruch des Althergebrachten gegen die Neugestaltung nach Vermögen. Die unerwartet zur Selbstständigkeit hergestellte Stadt hatte sich bisher mit einem einstweiligen Regierungszuschnitt beholfen, der jetzt in eine schließliche Verfassung übergehen sollte. Der Wiener Kongreß hatte dafür einige Bestimmungen festgesetzt, andere mußten aus dem Bürgerwesen selbst hervorgehen. Man war geneigt, soviel als möglich die früheren Formen hervorzurufen, aber ganz war dies nicht möglich, schon weil Kaiser und Reich nicht ebenfalls hergestellt waren, und jeder Bezug auf diese wegfiel; anderes hatte sich längst überlebt und durfte als Todtes nicht dem Lebendigen hinderlich werden. Das Verfassungswerk war eben in der Arbeit, und mehrere wohlgesinnte Rechtsgelehrte, unter ihnen Doktor Jassoy, hatten dem Rath eine hierauf bezügliche Eingabe überreicht, welche zu gewissen zeitgemäßen Richtpunkten hinwies, vor andern unzeitgemäßen warnte. Diesen Stimmen entgegen erhob sich der Schöff von Fichard, welcher für seine Standesgenossen, die Mitglieder der Häuser Limpurg und Frauenstein, die früheren Vorrechte dieser Patrizier heftig in Anspruch nahm. Dieser Mann, in staatsrechtlichen Alterthümern bewandert und auch Schriftsteller in diesem Fache, genoß doch weder als Gelehrter noch in sonstiger Hinsicht das erforderliche

Anſehen, einer ſolchen Sache vorzuſtehen, allein er wurde von vielen und einflußreichen Eiferern unterſtützt, ſowohl in als außer Frankfurt, man nannte bedeutende Namen, Chriſtian Schloſſer, Solms-Laubach, ſogar Stein, und deßhalb empfing die Schrift des Schöffs von Fichard mehrere Antworten, die ſchärfſte und bündigſte durch den Doktor Johann Gottlieb Dietz, der mittelſt weniger Blätter den armen Gegner ſo in die Enge trieb, daß er keinen Laut mehr hören ließ. Indeß hielten die Patrizier ihre Sache noch nicht für verloren und rechneten auf den erwarteten Bundestag, wo ſie genug Gönner und Freunde zu finden hofften. Doch ein freiſinniger, witziger Staatsmann, der ſchon in Frankfurt lebte um demnächſt als Geſandter bei dem Bundestage einzutreten, verdarb ihnen auch dieſe Hoffnung, indem er ohne Hehl erklärte, er würde in Betreff dieſes wiederzuerweckenden Stadtadels zu ſeinen künftigen Kollegen mit den Worten der Heiligen Schrift reden, wo es von dem geſtorbenen Lazarus heißt: „Er ſtinket ſchon, denn er iſt vier Tage gelegen", und er wollte hinzufügen: „Fühlet ihr euch nun Kraft des Heiligen Geiſtes, ſo erwecket ihn", da er denn überzeugt war, daß niemand ſich ſolche Kraft des Heiligen Geiſtes werde annaßen wollen.

Einer andern Streitfrage widmeten die Frankfurter einen weit lebhaftern Eifer, ſie betraf das Verhältniß der Juden. In der alten Reichsſtadt hatten dieſe zum Theil älteſten Bewohner derſelben unter furchtbarem Drucke gelebt, durch die Regierung des Fürſten Primas und Großherzogs von Frankfurt war ihnen Antheil an den Rechten der chriſtlichen Mitbürger geworden, der jetzige Zuſtand drängte ſie möglichſt in die alte Beſchränkung zurück. Allerdings war der Wiener Kongreß bemüht geweſen, ein billiges Verhältniß für die Juden innerhalb aller Länder des Deutſchen Bundes feſtzuſetzen, allein dies war nur in allgemeinen Worten ausgeſprochen, und die Hauptſache blieb den örtlichen Einrichtungen überlaſſen. Das Vorurtheil gegen die Juden hatte ſich in Frankfurt unglaublich tief eingewurzelt, und nicht nur das gemeine Volk nährte den Haß mit niedriger Luſt, ſondern auch mancher Gebildete ſtand in dieſem Betreff mit

dem rohen Volke vollkommen gleich. Der Senat und die Bürgerschaft waren durchaus nicht geneigt, den Juden die Rechte zu bewilligen, die sie schon als Staatsbürger des Großherzogthums Frankfurt genossen hatten; die Wiener Kongreßakte erfuhr die ungünstigste Auslegung; die dringenden Verwendungen Metternich's und Hardenberg's, sonst überall durchgreifend, zerschellten an dem Eigensinne des Vorurtheils. Der Bundestag, der hier einschreiten und das richtige Maß angeben sollte, war noch nicht vorhanden, und man sprach ihm schon alle Befugniß ab, die Bürger einer freien Stadt zum Nachgeben zu zwingen. Die Unterscheidung, welche ein Klügling aufstellte, daß die Juden in andern Staaten mit dem Bürgerrechte nur dieses, aber nicht Antheil an der politischen Macht erhielten, wie dies in Frankfurt der Fall sein würde, galt für einen wichtigen Fund, der triumphirend emporgehalten wurde; doch dies weckte nur den Spott, man rechne in Frankfurt sonst mit Gulden und Kreuzern, jetzt aber solle eine Berechnung des Unendlichkleinen Statt finden! Eine triftigere Bemerkung war, daß alles Bürgerrecht, wo es vollständig sei, immer auch politisches Recht in sich begreife, und daß, wo dieses noch fehle, der Zustand eben mangelhaft sei. Als der Senat in seinen beschränkenden Maßregeln unbekümmert vorschritt, erschien für die Sache der Juden eine Verwahrung, gegen die Gewohnheit deutscher Aktenstücke so bündig, klar und fest, daß sie ungemein auffiel, und Rahel geradezu behauptete, der Verfasser müsse ein Mensch von großen Geistesgaben sein; das schien denn doch sehr übertrieben; niemand wußte den Mann zu nennen, allein Rahel ruhte nicht, bis der Namen erforscht war, da ihr denn mit einigem Lächeln berichtet wurde, diesmal habe sie sich doch geirrt, der Verfasser sei ein wenig bekannter Jude, der unter dem Großherzog von Frankfurt ein elendes kleines Amt bei der Polizei gehabt, dies aber bei der freien Stadt gleich wieder verloren habe, natürlich schreie er nun, — sein Vater heiße Baruch, er aber nenne sich Börne. Noch in spätern Jahren freute Rahel sich mit innigem Behagen, daß sie den nachher berühmten Mann gleichsam entdeckt habe, aus der Klaue des Löwen! —

Die Unruhe, welche der Krieg unter die Menschen gebracht hatte, dauerte gleich den aufgeregten Wellen nach dem Sturme fort, und dies um so mehr, als die militairische Besetzung eines Theiles von Frankreich noch einen halben Kriegszustand anzeigte, und in Deutschland nach dem großen Umschwunge so vieles noch ungeordnet lag. Die Meinung, der Krieg sei noch nicht ausgefochten und müsse nochmals anheben, war sehr verbreitet, auch im untern Volke. Frau von Krüdener zog mit großem Anhang im Lande umher, und predigte den Bauern diesseits und jenseits des Rheins von nahen Strafgerichten, die nur durch Buße und Heiligung abzuwenden seien. Sie enthielt sich zwar möglichst aller bestimmten politischen Andeutungen, aber sie gab doch zu verstehen, daß es mit den Bourbons nicht ganz richtig bestellt sei, und daß die christlichen Herrscher noch große Aufgaben zu erfüllen hätten. Ein Bauer in Wiesloch bei Heidelberg, der schon früher mit Weissagungen sich abgegeben, wurde durch dieses Beispiel aufgeregt, griff nach dem alten Handwerk, hatte in seinem Dorfe nicht Rast mehr, und machte sich auf den Weg nach Frankfurt. Hier fing er an zu prophezeihen, was binnen Jahresfrist sich ereignen werde, eine völlige Umkehrung der Welt, vor allem aber der Sturz der Bourbons und die Theilung Frankreichs, die vier verbündeten Monarchen würden darauf in Mannheim — sein Flug ließ sich gleich auf der nächsten, ihm bekannten und in die Augen scheinenden Stadt nieder — ein prächtiges Schloß vereint bewohnen und von hieraus die ganze Christenheit gemeinsam regieren! Dies alles hatte der Geist ihm offenbart und ihm zugleich befohlen es zu verkündigen, seine Sendung war insbesondere an den König von Preußen gerichtet, zu dem er schon einmal im Jahre 1807 nach Memel gewandert und von ihm und der schönen Königin für seine damaligen tröstlichen Vorhersagungen reichlich beschenkt sein wollte. Die Geheimnisse der Politik lagen ihm offen vor Augen, da er aber nicht wissen konnte, was im Augenblicke den Leuten wichtig war, so erbot er sich, jede beliebige Frage dem Geiste vorzulegen und dessen Auskunft richtig zu überbringen. Mit den Kabinetten und Diplomaten schien es

demnach zu Ende, der Inhalt aller Depeſchen war ohne Mühe durch den Seher zu erfahren, und Preußen vor allen ſchien auf ſeine Dienſte rechnen zu können. Er hieß Adam Müller, und dieſe Gleichnamigkeit mit dem öſterreichiſchen auch mit etwas Seherweſen behafteten Staatsdiener gab zu manchen Verwechslungen und Scherzen Anlaß. Der Wundermann wurde mir zugeſchickt und trank einen Nachmittag bei uns Kaffee, in Gegenwart Oelsner's, den er durch ſeine Ausſagen ungemein ergötzte. Mit großer Treuherzigkeit erzählte er ſeine Begegniſſe, an die er ſelber zu glauben ſchien, und bekräftigte alles durch Bibelſprüche, die er auf's gerathewohl anführte, paſſend oder nicht, ſo daß er eher bibeltoll als bibelfeſt heißen konnte. Seine Reden verriethen keinerlei trüglichen Zweck, er gefiel ſich nur in dem Aufſehen und Antheil, die ſein Prophezeihen erweckte; aber die Leute, die er gerade vor ſich hatte, ſchien er ziemlich gut zu durchſchauen, und mit ächter Bauernverſchmitztheit ſprach er ihnen nach dem Munde. Die Reiſe nach Berlin ließ er ſich nicht ausreden, allein er kam bald wenig befriedigt von dort zurück, und der Geiſt hatte nun auch für Preußen nur minder gute Vorherſagungen.

In der Varrentrapp'ſchen Buchhandlung war ein Bändchen Gedichte von mir erſchienen, die von den Freunden günſtig aufgenommen, ſonſt aber wenig bekannt wurden. Der junge Varrentrapp war auch der Verleger der neueſten Schriften des Hiſtorikers Friedrich Chriſtoph Schloſſer, und wollte mich durchaus mit ihm bekannt machen; er führte mich und Oelsner, der ſich anſchloß, eines Tages auf die Stadtbibliothek, wo Schloſſer neben ſeiner Profeſſur am Frankfurter Gymnaſium eine Anſtellung hatte. Hier war er ganz in ſeinem Fache, er wußte den Werth ſolcher Anhäufung von gelehrten Hülfsmitteln zu ſchätzen, und wie er für ſeine eigenen Arbeiten erwünſchten Gebrauch davon machte, ſo beeiferte er ſich beſtens, auch für Andere den bisher verwahrloſten Gemeinbeſitz aufzuſchließen. Er empfing uns mit zuvorkommender Höflichkeit, erwähnte Oelsner's Schrift über Mohammed, hatte von mir die Kriegszüge Tettenborn's geleſen, und nahm es ſehr gut auf, daß auch wir ihm mit

der Kenntniß ſeiner Schriften dienten, ich ihm ſeinen Dulcin und Abälard, ſeinen Beza, Oelsner aber das neueſte Werk über die bilderſtürmenden Kaiſer anführen konnte. Schloſſer gab ſich ohne Hehl als einen Pedanten, dem die Gelehrſamkeit ein Stand und eine Würde ſei, von deren Höhe er auf das ununterrichtete Volk ſtolz herabſah, ſehr erbötig, daſſelbe zu belehren, aber als Herr und Meiſter, den man darum zu bitten und dem man dafür zu danken habe. Dies erfuhr gleich zu ſeinem Schaden der arme Varrentrapp, der ſich unterſtand mitzureden, und einem Ausſpruche, den Schloſſer eben gethan, einige Zweifel anzuhängen. „Schweigen Sie ſtill, Sie verſtehen davon ja gar nichts!“ war die Antwort, die ihm noch mehr mitleidig als höhniſch hingeworfen wurde, und obſchon er Miene machte, den Beleidiger ſcharf anzuſprechen, ſo konnte er doch nicht zu Worte kommen, denn Schloſſer redete lebhaft weiter, indem er zugleich mit wiederholtem Handbewegen den Andern beſchwichtigte, und durch raſches Auffahren gegen einen eben Eintretenden unſer Geſpräch abſchnitt; dieſer Eintretende war ein Mitglied der kleinen Diplomatie, die ſich in Frankfurt geſchäftig zu machen anfing, und mochte Schloſſer'n ſchon öfters läſtig geworden ſein; er fragte nach einem Buche, bekam es und ſuchte darin eifrigſt. Schloſſer war wieder zu uns getreten, blickte lachend nach dem Manne hin, und ſagte zu uns überlaut: „Der kann lange ſuchen; was er ſucht, ſteht in dem Buche nicht. Ich weiß wohl wo es ſteht.“ Und warum ſagen Sie es ihm denn nicht? fragten Oelsner und ich zugleich. „O, der kann noch lange warten“, war die Antwort, „die Unwiſſenden müſſen ihrer Unwiſſenheit erſt recht inne werden, und dann bitten, daß man ſie belehre.“ Das alles wurde ſo laut geſprochen, daß der Mann alles hörte, der aber ſeinen Aerger nicht merken ließ, ſondern ruhig weiterſuchte, und doch wohl ſeine Sache gefunden haben mußte, denn er ging mit dem Scheine der Befriedigung von dannen. Für uns verdoppelte Schloſſer ſeine Freundlichkeit, und bot uns wiederholt ſeine beeiferten Dienſte an; er zeigte in Geſchichte und Litteratur die umfaſſendſte Sachkenntniß, ein geſundes, entſchiedenes Urtheil, und auch über die neueſten Welthändel

und Lebensverhältnisse sprach er mit klarem Verstand und festem Sinn, frisch und heiter, und mit der Art von Geringschätzung, die ihren Gegenstand recht gut kennt, und auch in's Einzelne verfolgt hat, denn er setzte eine Ehre darein, nicht nur die Anekdoten des Hofes von Byzanz, sondern auch die des Hofes von Versailles zu kennen, und verlangte ausdrücklich, da ich mir Grimm's Korrespondenz erbat, ich sollte auch die Rezension lesen, die er darüber geschrieben, und in der wirklich einige Anekdoten des Tages aus andern Quellen berichtigt oder erläutert werden. Ich erkannte in Schlosser eine entschiedene Tüchtigkeit, sein Freisinn, zugleich Freimuth, gefiel mir, und seine frische Lebendigkeit ließ seinen pedantischen Tic, über den er selber lachte, nicht zur Herrschaft kommen. Unter seinem barschen, mitunter harten Wesen ahndete ich edles Gefühl und feinen Sinn, die auch in den folgenden Tagen, als er Rahel kennen lernte und ihre Einwirkung empfand, nicht verborgen blieben. Wie ich von ihm, fand auch er von mir sich angezogen, seine Besuche, Billete und Briefe folgten rasch auf einander, und da wir in den meisten wichtigen Sachen, so wie in manchen zufälligen, sehr übereinstimmten, unsere Lebensbahnen aber weit auseinander lagen, so durften wir der beginnenden Freundschaft guten Fortgang hoffen. Schlosser wußte übrigens, daß ich nach Karlsruhe gehen sollte, er vertraute mir sein Absehen auf eine Professur in Heidelberg, und bekannte, daß ich ihm, da die Unterhandlungen mit der badischen Behörde noch schwebten, dort wichtige Dienste würde leisten können.

Meine schon bekannt gewordene Bestimmung nach Baden verschaffte mir eine andere Bekanntschaft, die für mich im Augenblicke von größter Wichtigkeit war, und mir lebenslang höchst schätzbar geblieben ist. Der badische Minister von Reizenstein, früher das Haupt und der Führer aller Angelegenheiten des Landes, jetzt aber nach Heidelberg in gelehrte Muße zurückgezogen, besuchte Frankfurt auf einige Tage, und Oelsner vermittelte unser Zusammenkommen. Reizenstein gehörte zu den seltenen Männern alten Schrots und Korns, die ihrem Beruf und Kreise mehr Fähigkeiten

zubringen, als eigentlich gefordert wird, und deren Ehrgeiz, anstatt nach außen zu streben, sich unverdrossen nach innen zusammenzieht. Solcher Tüchtigkeit und Gesinnung genügte als Wirkungskreis die kleine Markgrafschaft, aber gerade unter seiner Verwaltung, durch Hülfe günstiger Umstände, war dieselbe zum bedeutenden Großherzogthum angewachsen. Dem Fürstenhause wie dem Lande mit unwandelbarer Treue zugethan, war er gleichwohl, als der französische Einfluß herrischer wurde, vom Schauplatze abgetreten und hatte sich nur die Stelle eines Kurators der Universität Heidelberg nebst einem nach seinem Willen ganz geringen Jahrgelde vorbehalten. Nach dem Sturze der Franzosenherrschaft hätte er wieder eintreten können, aber Leute, die nicht werth waren ihm die Schuhriemen zu lösen, hielten ihn von den Geschäften lieber entfernt. Nur wenn schwierige Verhältnisse eintraten, erwachte das alte Zutrauen auf seine Einsicht und seinen Eifer, er wurde dann in der Stille zu Rathe gezogen und beauftragt, und diente mit Eifer und Selbstverläugnung, ohne aus seinem bescheidenen Verhältnisse herauszutreten. Eben jetzt war für Baden unstreitig eine höchst bedenkliche Zeit herangekommen, die nächsten Frankfurter Verhandlungen drohten Gefahr, und es wurde nicht bezweifelt, daß Reizenstein gekommen sei, den Stand der Sachen etwas näher in Augenschein zu nehmen. Als tiefer Kenner des griechischen und römischen Alterthums hatte er die besten Anknüpfungspunkte mit Humboldt. Auch unser Gespräch verweilte zuerst auf philologischen Gegenständen, dann aber kamen wir auf die letzten Kriegsereignisse, in denen ihn Tettenborn's Laufbahn besonders angezogen hatte, und endlich tauschten wir vertraulich unsere Meinungen über den Zustand der deutschen Sachen aus, die Lage der badischen Verhältnisse gelangte dabei zur ausführlichsten Erörterung. Daß dem Großherzog nach dem Verluste des ersten Erbprinzen jetzt eben wieder ein Sohn geboren worden, erschien als ein großes Heil für Baden; die Thronfolge war gesichert, und die Gefahr einer Theilung, die dem Lande ernstlich drohte, dadurch gemindert, wenn auch nicht aufgehoben, es standen schwere Krisen bevor. Mir blieb kein

Zweifel, in welcher Weise ich mich dabei zu verhalten hätte, nur war noch ungewiß, wiefern ich meinem Sinne würde folgen dürfen. Ich bedauerte ernstlich, daß ich nicht mit Reizenstein, sondern mit Andern würde zu thun haben, die ich für ihre eigene Sache wenig beeifert und halb fremd wußte. —

Einem Staatsmann ganz anderen Schlages führte mich ebenfalls Oelsner zu. Der Freiherr von Barkhaus-Wiesenhütten hatte als Oberstallmeister und Minister vormals am hessendarmstädtischen Hof eine bedeutende Rolle gespielt. Auch er hatte in der kritischen Zeit, wo das deutsche Reich zerfiel und der Rheinbund erstand, seinem Fürstenhause die wichtigsten Dienste geleistet, und sich selber dabei nicht vergessen. Seinen mit dem glücklichsten persönlichen Betrieb ausgeführten Gesandtschaften nach London, Paris und Regensburg verdankte das Land seine Vergrößerung und Bedeutsamkeit. Mit Pitt und Talleyrand hatte er in vertrauter Verbindung gestanden, Napoleon selbst war von ihm eingenommen. Ein großer schöner Mann, noch im Alter von stattlicher Haltung, einst ein meisterhafter Reiter, ein trefflicher Tänzer, dabei voll heiterer, schalkhafter Galanterie und beißendem Witz, hatte er außerordentliches Glück bei Frauen gehabt; seine Abentheuer könnten den Stoff eines reichen Romans geben. Aber sein Glück hatte ihn zum Uebermuthe verleitet, und er sank schneller als er gestiegen war. Seit Jahren blickte er sehnsuchtsvoll in die verschwundene Herrlichkeit, und hoffte noch immer sie wiederzugewinnen, mehr um so sich an ihr zu rächen, als um sie auf's neue zu genießen; allein diese Genugthuung blieb ihm versagt, ihm, dem früher alles gelungen, schlug jetzt alles fehl. Unverheirathet und kinderlos saß er nun mürrisch bald in seinem Hause zu Frankfurt, bald auf seinem reichausgestatteten Landsitze Karlshof bei Darmstadt, grollte mit der Welt, verbrachte ganze Stunden im Stalle, seine vielen und schönen Pferde zu beschauen, und lud dann doch wieder unvermuthet zahlreiche Gäste, die er mit Ueppigkeit bewirthete und durch schlimme Anekdoten und verwegene Stachelreden wirklich gut unterhielt. Seine alten Verbindungen und sein

großer Reichthum, den er wo es galt gar nicht schonte, sicherten ihm noch einen gewissen Einfluß, und es freute ihn besonders, wenn selbst in Darmstadt manche geheime Springfeder durch seine Hand bewegt wurde. Mir schenkte er großes Vertrauen, und hoffte durch mich eine Sache, die für Preußen und für ihn selbst ersprießlich werden sollte, in's Werk zu setzen; damals konnte man vieles möglich glauben, was auf dem Wege, den die Sachen nachher eingeschlagen, immer chimärischer werden mußte.

Unsere geselligen Verhältnisse erfuhren, ohne sich wesentlich zu verändern, durch Ab- und Zureisende manchen Wechsel. Wilhelm Neumann, der allen Freunden verschollen war, meldete sich auf meine durch die Zeitungen veröffentlichte Aufforderung brieflich aus Koblenz als dort angestellter Kriegskommissair, und kam auch bald selbst nach Frankfurt, wo uns ein Paar Tage in herzlicher Freundschaft angenehm verflossen. Dehn reiste durch Frankfurt, dann auch Gruner, den zu sehen Gneisenau von Koblenz kam, wobei denn abermals die Tagesumstände und besonders der Gang, den die Sachen in Berlin zu nehmen schienen, so vertraulich als ernstlich besprochen wurden, und ich leider schon den Mangel an Zusammenhang zwischen denen, die in den Hauptsachen als gleichgesinnt anzunehmen waren, bemerken und beklagen mußte, denn Humboldt auf der einen Seite und Gneisenau und Gruner auf der andern hielten sich in mißtrauischer Kälte von einander mehr als billig getrennt. Die Gräfin von Pappenheim vereinigte an ihren Gesellschaftsabenden die Frankfurter vornehme Welt, und regelmäßig Humboldt, Flemming, und was sonst von Preußen sich gerade vorfand; auch den badischen Staatsrath Klüber lernte ich bei ihr kennen, der von Erlangen her dem Hardenberg'schen Hause anhänglich war, und später in preußische Dienste trat, aus denen böse Ränke ihn dann wieder schnell entfernten. Er war ein heller Kopf mit trefflichen Kenntnissen und von außerordentlicher Brauchbarkeit, aber sein entschiedener Freisinn hatte sich seltsam mit Pedanterei verwebt, und nur in Begleitung von Urkunden, Staatsakten und überhaupt amtlichen Schriften vermochte er seine Meinung auszusprechen.

Nach der bald erfolgten Abreise der Gräfin von Pappenheim sammelten sich die Zurückgebliebenen desto eifriger um die Gräfin Custine, um derentwillen auch die Fürstin von Baudemont einige Zeit in Frankfurt blieb, und durch die belebende Anmuth dieser ausgezeichneten Frauen, durch die Theilnahme Humboldt's und Flemming's, Custine's und Rahel's, nachher auch noch Friedrich's von Schlegel und seiner Frau, erlebten wir Abende, denen an freiem Geist, leichtem Scherz und heiterm innigen Behagen kaum andere zu vergleichen sein dürften! In Folge der vollkommen guten Lebensart, der zur andern Natur gewordenen feinen Sitte, herrschte ein allgemeines Wohlwollen, eine edle Gleichheit, welche durch die schroffste Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen nie getrübt wurden, obschon als Reiz der Unterhaltung auch Streit und Eifer mitzählten. Die Gräfin mahlte Bildnisse in Oel und war sehr glücklich im Treffen, sie wollte auch Rahel's Bild versuchen, doch kam es leider nicht dazu; nebenher war sie sehr fleißig im Deutschen und übersetzte einige meiner Erzählungen, bei welcher Gelegenheit zur Sprache kam, daß schon die bloßen Titel deutscher Sachen im Französischen gar nicht wiederzugeben seien, wie z. B. das warnende Gespenst, die Geschwister, die Schuld. Friedrich Schlegel war bei solchen Gelegenheiten merkwürdig, er bat um Zeit, über eine Aufgabe nachzudenken, oder verschob dies auch wohl für die Nachhausekunft, um dann nachträglich das Ergebniß anzuzeigen. Ebenso nahm er seine künftige Bestimmung als Rath bei der österreichischen Bundesgesandtschaft ängstlich und schwerfällig, und machte sich die ausgebildetsten Vorstellungen von seiner Wirksamkeit; er hoffte, der Bund werde sich wieder zu einem mittelalterlichen deutschen Reich entwickeln, und in diesem sollte die katholische Kirche wieder obenan stehen; die Deutschen erklärte er für dasjenige Volk in der Geschichte, welches zur höchsten Staatsbildung aufgestrebt und wirkliche Proben derselben gegeben habe; ich konnte lange nicht ergründen, was er meinte, bis ich entdeckte, sein Lob gelte der Erscheinung, daß allein Deutschland solche Menge geistlicher Staaten erzeugt und bewahrt habe, wo demnach die höchste Annäherung an das

Reich Gottes erlangt worden ſei. Ruhige Altkatholiken ſtaunten wohl verwundert ob ſolch guter Meinung, die von ihren Anſtalten und Satzungen — ihnen meiſt ganz anders bekannt — durch die Neubekehrten ausgeſprochen wurde; dieſe fanden dagegen jene gewöhnlich zu lau, und klagten bitter über den Mangel rechten Glaubenseifers. Doch in Cuſtine fehlte dieſer nicht, und Schlegel und ſeine Frau wie beide Brüder Schloſſer bewieſen ihm die wärmſte Zuneigung und hegten ihn als einen ihrer Beſten, nicht ohne mißtrauiſche Blicke auf Rahel, deren Einwirkung ſie für ihn fürchteten.

Die Wichtigkeit der politiſchen Geſchäfte, welche in Frankfurt betrieben wurden, und noch mehr die bevorſtehende Eröffnung des Bundestages, zogen ſchon immer häufiger die Perſonen herbei, welche durch Erwartungen oder Beruf daran irgendwie betheiligt waren. Stein's Anweſenheit iſt ſchon erwähnt worden, doch hörte man wenig von ihm, er war mit häuslichen Einrichtungen, mit Anordnungen ſeines Beſitzthums beſchäftigt, und wartete die Geſtaltung der allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe mißmuthig ab. Der Graf von Solms-Laubach reiſte ab und zu, er hatte ſein Verhältniß in Darmſtadt zu ordnen, die Sache der andern Mediatiſirten mitzuberathen, in Frankfurt mit Stein und Humboldt zu verkehren, daheim in Laubach alles ſo zu ſtellen, damit er ſich ganz dem hohen von ihm übernommenen Verwaltungsamt in Köln widmen könnte. Wegen ſeiner Geſchäfte mit Preußen erſchien auch der General Graf von Pappenheim, und mir war es eine Freude, den biedern deutſchen Ritter hier wiederzuſehen. Den heſſendarmſtädtiſchen Geheimen Rath von Leykam, des geweſenen Großherzogs von Frankfurt geweſenen Miniſter von Eberſtein, den Grafen Georg von Waldeck, der von ſeinen Standesgenoſſen den Mediatiſirten beauftragt war, den ruſſiſchen Staatsrath von Faber, den badiſchen Staatsrath Klüber, und andere politiſche Perſonen ſah man aufmerken und ſich umthun, mehr noch als man ſah, mochte man ihnen zuſchreiben. Zum künftigen Bundestage waren ſchon der luxemburgiſche Geſandte Freiherr von Gagern, der badiſche Geſandte Freiherr von Berſtett nebſt dem ihn begleitenden Freiherrn von Blitters-

dorf, die Senatoren Smidt und Gries von Bremen und Hamburg auf dem Platz, auch für kurze Zeit der Freiherr von Albini, der den österreichischen Vorsitz am Bunde zu führen bestimmt war, aber bald erkrankte und starb; ihn ersetzte der Graf von Buol-Schauenstein. Für die preußische Gesandtschaft war der Geheime Rath von Häulein im Vorschlag, und er kam von Kassel, um sich den Boden vorläufig anzusehen; doch sprach man auch noch von Stein und von dem ihm beizugebenden Geheimen Staatsrath von Küster. Einer der Frühsten hatte sich der französische Gesandte Graf Reinhard eingefunden, der beim Bundestage beglaubigt werden sollte, und es jetzt schon bei der freien Stadt Frankfurt war; er hatte gewiß einen schwierigen Stand, — am deutschen Bundestage, noch ehe er selber fertig, schon im voraus ein Franzose, das weckte schlimme Gedanken, um so schlimmer, da der Franzose diesmal sogar ein Deutscher war, dem man allgemein mißtraute! Reinhard benahm sich daher mit großer Vorsicht, ruhig und schweigsam, auch bei Custine's, denen er sonst überaus freundlich entgegenkam, und hielt sich so steif und übergerade, daß mehr als je das von Talleyrand über ihn gesprochene Wort wahr erschien: „Il se tient si droit qu'il passe la perpendiculaire." Man versichert, er habe nach Paris meisterhafte Berichte gesandt, in Gehalt und Form die besten, welche dort überhaupt eingingen; er hatte in seiner deutschen gelehrten Bildung allerdings vieles voraus, was der scharfen und sichern Auffassung zu gute kam. Man gab ihm anfangs manches Gehässige schuld, insbesondere gegen Personen, die ihm andere Gesinnungen und Verhältnisse gekannt, als er jetzt aufzeigte; doch bestand solcher üble Verdacht nicht lange, und später gab seinem Karakter jederman in Frankfurt das beste Zeugniß; auch sein Umgang wurde als geistvoll und liebenswürdig anerkannt, sofern nicht das Unwesen der Politik ihn befangen und schweigsam machte.

Ich kann nicht sagen, daß das halb müßige halb thätige, zum Theil wichtige, doch mehr noch wichtigthuende Getreibe dieser diplomatischen, sachwalterischen, geldgeschäftigen Welt ein besonders erfreuender Anblick war. Auch nahm

ich gern die Gelegenheit, ihm zeitweise zu entgehen. Mit Tettenborn, der von Mannheim kam, traf ich in Mainz verabredet zusammen, und wir fuhren nach Koblenz, um Gneisenau zu besuchen, der dort noch den Oberbefehl führte, aber schon von Listen und Ränken umschlichen war, die ihn bald von dort entfernten. Ich brachte Rahel nach Mannheim, wo wir bei Tettenborn einige Zeit in eben so traulicher als glanzvoller Gastfreundschaft lebten. Im südlichen Deutschland war große Gährung, Würtemberg hatte eine ständische Verfassung, in deren unbefriedigenden Formen aber nur die wiederstreitendsten Ansprüche sich hin und her zerrten. In Baden war eine Verfassung kürzlich versprochen worden. Vorzüglich regte sich der Adel und machte den Regierungen zu schaffen; die mediatisirten Fürsten und Grafen der verschiedenen Länder standen vereint, ihnen konnte zufolge ihrer Bedeutung und begründeten Ansprüche wohl gelingen, als ein eigenthümlich politischer Stand sich zu behaupten, allein es fehlte der schöpferische Geist, der die Einzelvortheile mit dem Gesammtvortheil der Nation lebendig zu verknüpfen gewußt hätte. Die ehemals reichsunmittelbare Ritterschaft schloß sich der Bewegung an, der Landadel wollte nicht zurückbleiben. In Mannheim fanden wir alles in Grimm und Bestürzung, weil eben die badische Regierung eine Adelseingabe schnöde beantwortet, und mehrere Unterzeichner derselben ihrer Staatsämter oder Hofehren ohne weiteres entlassen hatte, wobei noch bitter darauf hingewiesen würde, daß was schon den Reichsrittern nicht zieme, noch weniger den pfälzischen Volksjunkern geziemen könne. Ich sah in Mannheim viel den alten holländischen Admiral von Kinkel, der als niederländischer Gesandter in Karlsruhe beglaubigt war, allein seinen Wohnort in Mannheim behalten durfte. Dieser in wichtigen Verhandlungen einst vielgebrauchte, auch in Malmesbury's Denkwürdigkeiten oft genannte altholländische Diplomat ergötzte sich nur an dem Flackerfeuer, das er insgeheim schürte und verlachte, und erzählte mir dagegen mit Ernst und Eifer die großen Dinge, bei denen er früher mit thätig gewesen. Ein dem würtembergischen Präsidenten von Wangenheim widerfahrenes Mißgeschick ließ uns auch

diesen geistreichen Staatsmann, der schon mit Ludwig Robert befreundet war, persönlich kennen lernen. Er hatte seinem Könige über die öffentlichen Zustände einen Bericht erstattet, der sich über alles mit Freiheit aussprach, aber deßhalb eben auch geheim bleiben sollte; unerwartet erschien er im Druck und erregte Aufsehen und Geschrei von allen Seiten. Wangenheim reiste nun nach Frankfurt, um sowohl wegen des Druckes Nachforschungen zu machen, als auch das Geschrei zu beschwichtigen, wobei ihm zu Statten kam, den nicht fehlerlosen Abdruck für unrichtig erklären zu dürfen. Ihn begleitete sein Freund Friedrich Rückert, uns als Freimund Reimar in gutem Andenken und hohem Werth.

Wir machten beinahe tägliche schöne Fahrten in das reiche Land, das zu beiden Seiten des Rheins und des Neckars sich als Ebene hinbreitet, aber sowohl ost- als westwärts und auch im Norden die nahen Berghöhen in zarten Linien über dem Gesichtskreise sehen läßt; wir fuhren jenseits des Rheines nach Oggersheim und Frankenthal, diesseits nach Schwetzingen, jenseits des Neckars nach Neckarhausen und Ladenburg, doch behielt Heidelberg die größte Anziehung. Hier sah ich Schelver, den Jugendfreund Koreff's, den Naturphilosophen, der aber schon anfing sich zu den mystischen Grübeleien hinzuneigen, die ihn später der Wissenschaft und dem Lichtesleben durch Verdüsterung ganz entzogen haben. Sehr freute ich mich Sulpiz Boisserée hier zu finden, mit seinem Bruder Melchior und dem Freunde Bertram, die Drillingsfreunde von Köln, wie Goethe sie nannte. Sie hatten ihren Schatz von niederrheinischen Gemählden bei sich, aber nicht aufgestellt, und wir sollten nur ein paar Tafeln zu sehen bekommen. Unser Staunen und Anerkennen mochte die Freunde höchlich erfreuen, allein der ungewöhnliche Antheil, welchen Rahel an den Bildern nahm, die tiefe Rührung, die sie nicht verbergen konnte, und die eigenthümlichen Bemerkungen, die sie ihr entlockten, dies alles gewann dem wunderlichen, andern Beschauern oft launisch herben Bertram so sehr das Herz, daß er sich nun keine Mühe verdrießen ließ, und alles Beste hervorholte. Die Freunde

befanden sich gerade damals in einiger Verlegenheit; sie waren vermögend, aber nicht genug, um eine solche Sammlung nach Würden aufzustellen und zu mehren, sie suchten ein Unterkommen für die Bilder und zugleich für sich selbst, denn sie wollten sich von ihrem Schatz auch durch den Verkauf nicht trennen. Sie waren in Unterhandlung mit der preußischen Regierung, und hätten von dieser alles erlangen können, allein aus Mißtrauen und Vorurtheil gegen Berlin machten sie solche überspannte Bedingungen, daß der Handel abgebrochen wurde. Sie haben dies in der Folge oft Ursache gehabt zu bereuen, denn die Verhältnisse in Stuttgart und später in München konnten ihnen das, was Berlin für sie sein mußte, nicht ersetzen. Auch hat Sulpiz Boisserée, nachdem sein Bruder und Bertram gestorben, sich in seinen spätern Jahren wieder nach Preußen gezogen, freilich nun doch von seinen Sammlungen getrennt! — In Heidelberg hatte ich auch mit Justus von Gruner bei seiner Durchreise nach der Schweiz, wohin er sich auf seinen Gesandtschaftsposten begab, eine Zusammenkunft, die für uns nicht unwichtige Verabredungen ergab; er klärte mich über manche persönliche Verhältnisse, die in Berlin bestanden, mit großem Vertrauen auf, ertheilte mir klugen Rath über mein künftiges Benehmen, und wir versprachen einander treulich an den liberalen Grundsätzen zu halten, durch die wir befreundet waren. Daß er unter jener Bezeichnung indeß nicht ganz dasselbe verstand, lehrte die Folge nur allzu bald.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wo wir nun im sogenannten Mohrengarten, einer stillen Sackgasse, in nächster Nachbarschaft mit Humboldt und Flemming und gegenüber von Custine's wohnten, fanden wir bald Anlaß zu einem neuen Ausfluge. Vom herrlichsten Wetter gelockt, fuhren wir mit Oelsner zu Barkhaus, wo wir eine Reihe schöner Tage harmlos zubrachten. Auch Custine's unternahmen solche Reisefahrten, wie denn in der gesegneten Rhein- und Maingegend dazu immerdar Reiz und Gelegenheit ist. Man sah sich dann um so vergnügter wieder und hatte frische Ausbeute zu geben und zu empfangen. Unvermuthet eröffneten sich für Rahel die günstigsten Anerbietungen zu größeren

Reiſen, nach dem Haag, wo ſie ihre Schweſter zu beſuchen wünſchte, und nach Karlsbad, deſſen Brunnen ihr angerathen war, und wo ſie mit Cuſtine's, die ebenfalls dahin wollten, wieder zuſammen geweſen wäre; allein beide Plane zerſchlugen ſich, und im Grunde war es Rahel'n lieb, mich in dem Unmuthe des Abwartens nicht allein zurücklaſſen zu dürfen.

In der That, das Frühjahr ſchritt vor, und die mir von Berlin wiederholt als nahe verkündigten Ausfertigungen für meine Beſtimmung nach Karlsruhe ließen noch immer auf ſich warten. Ich wußte wohl, daß noch ſtets in den diplomatiſchen Stellen allerlei Wechſel beliebt wurden, daß nun der geheime Staatsrath von Küſter als Geſandter nach Stuttgart beſtimmt ſei, und daß auch Bewerber um den mir beſtimmten Poſten nicht fehlten, allein ich wurde verſichert, es ſtehe feſt, daß ich nächſtens denſelben antreten ſolle. Hier war nun nichts übrig, als ſich auf weiteres Warten ruhig einzurichten. Sah ich doch ebenſo den Bundestag verzögern, und mehr oder minder alle Staatsgeſchäfte, ſie mochten Namen haben wie ſie wollten! Jedoch war es mir unerträglich, eine ganze Zeitſtrecke vor mir liegen zu ſehen, die dem Müßiggange anheimfallen ſollte. Die Briefe und etwanigen Bemerkungen, welche der Tag erforderte und gab, konnte ich nicht als Arbeit rechnen. Ich entſchloß mich daher, die nächſten Monate einer Aufgabe zu widmen, an welche ich ſchon früher gedacht hatte; dies war eine Geſchichte des Wiener Kongreſſes, hauptſächlich in Bezug auf Deutſchland, und ich eilte mein Vorhaben anzukündigen, um die mir von manchen Seiten zugeſagten Hülfsmittel um ſo entſchiedener einfordern zu können. Ich war dabei willens, den Entwickelungen der Wiener Ereigniſſe kühn vorzugreifen und künftige Geſtaltungen anzudeuten, wie ich es ſchon in Betreff des noch ungeborenen Bundestages verſucht hatte; die Gefahr und Mißlichkeit hiebei für den Autor brachte ich freilich nicht in Anſchlag. Merkwürdig dürfte es aber noch heute ſein, das wieder anzuſehen, was man vor dreißig Jahren in deutſchen Blättern las.

Diese brachten nämlich unter dem 4. April 1816 folgenden Aufsatz: „Schon so oft war von der Einheit Deutschlands in unserer Zeit die Rede, unter so mannigfachen Bedeutungen hat dieser Ruf sich erneuert, und in so abwechselnden Gestalten fortgewunden, daß es wohl einmal der Mühe verlohnte, dasjenige zu untersuchen, was mit diesem Ausdruck „Deutschlands Einheit" Mögliches gemeint sein kann. Am weitverbreitetsten war wohl die Vorstellung einer solchen Einheit durch ein, über alle deutschen Staaten waltendes Kaiserthum, dem eine Reichsverfassung, wie die ehemalige, mit zeitgemäßen Abänderungen, zum Grunde läge; der Mensch greift so gern nach dem Alten, Bekannten, wenn es ihm nur nicht mit aller Gewalt gehindert wird! Die deutsche Gutmüthigkeit hatte auf diese Weise die Lösung der Aufgabe am eifrigsten und vertrauenvollsten in demjenigen gesucht, was die Stellung der inzwischen entwickelten Staatsansichten bereits verworfen und unmöglich gemacht hatte! Der Wiener Kongreß fertigte diese Hoffnungen durch seine ersten Verhandlungen ab. Eine andere Vorstellung der Einheit Deutschlands trugen die Männer im Kopf, die im Jahre 1813, als sie durch den heldenmüthigen Aufstand der Deutschen den fremden Unterdrücker vernichtet und den Rheinbund zerstört sahen, die Stiftung eines oder doch nur zweier großen Herrscher-Reiche für möglich hielten, die alsdann alle deutschen Länder auf gleiche Weise umfaßt hätten; aber diese Ansicht, der man eine gewisse Kraft nicht absprechen, aber zugleich eine jakobinische Richtung Schuld geben wollte, fand keinen äußern Nachdruck, und die feurige Thatkraft, die etwas schaffen will, hatte sich hier getäuscht, wie dort die gelassene Gutmüthigkeit. Aber der Ruf nach Einheit hörte darum nicht auf, ein unvertilgbares Gefühl der Nothwendigkeit sprach in den Meisten für diesen Zweck, und über das Bedürfniß eines festern Bandes für das ganze große Volk ließ kein Aufrichtiger sich täuschen. Wie aber nun? Keine der beiden vorhergehenden Meinungen konnte durchdringen: wollt ihr in jener mit fruchtlosen und leeren Bitten fortfahren und euch lächerlich machen? oder wollt ihr diese mit heimlichen Anschlägen und Ränken durchzusetzen hoffen,

und mit sträflichen Versuchen die Länder in's Unglück stürzen? So fragen, allerdings mit einigem Rechte, die Gemäßigten, die, ihrer Ergebung in alles Vorhandene sich bewußt und froh, nur zu leicht der eitlen Furcht Raum geben, daß hinter jedem Wunsche und jedem Gedanken nach etwas Besserem gleich ein Jakobiner versteckt liegen möchte, und die daher überall nur Gefahr und Umsturz wähnen. Die Völker haben wahrhaftig nirgends große Lust zu Revolutionen, man muß sie auf's äußerste dazu zwingen, ehe sie daran wollen; das hat man an den Spaniern, an den Deutschen gesehen, für die gerade die Energie eines Napoleon erforderlich war um sie auf's äußerste zu bringen, und die sich von etwas schwächern als er in Gottesnamen noch lange hätten unterdrücken lassen. Aber Gesetzlosigkeit führt nothwendig früher oder später zu Zerrüttungen, und diesen vorzubeugen giebt es kein besseres Mittel als gesetzliche Kraft. Wir wollen daher sehen, ob nicht auch dieser Trieb nach Einheit, der in Deutschland nun einmal gewaltig da ist, und den zu unterdrücken nicht mehr möglich ist, — es müßte denn sein, wie man Wasser staut, um ihm die Kraft zu geben, die es noch nicht hatte, — ob nicht auch diesem Triebe durch gesetzliche Verfassung zum Heil und Glück des Ganzen geholfen und genügt werden kann. Auch der Wiener Kongreß hatte ja die Richtigkeit dieses Triebes der Deutschen nach Einheit dadurch anerkannt, daß er sie so viel ihm möglich war darstellte, und durch die Bundesakte eine weite Möglichkeit zu Bestimmungen offen hielt, über die sogleich noch nicht abzusprechen war. Nun sieht aber jeder auf den ersten Blick ein, daß das Band, welches die Bundesakte noch zur Zeit um die Deutschen schlingt, nicht an den rechten Stellen angelegt ist und ganz der Willkür überlassen bleibt, indem nicht nur die großen Mächte kaum davon umwunden scheinen, sondern auch die kleinsten durch nichts gehindert sind, ihm zu entschlüpfen, sobald sie nur irgend wollen. Die Bildner des Bundes haben auch wohl gefühlt, daß das Band, wenn es allein durch die Regierungen geschlungen bliebe, nur lose aufliegen und keine Nationaleinheit, sondern bloß ein gewöhnliches diplomatisches

Bündniß, wie in auswärtigen Verhältnissen die Politik zwischen den fremdesten Staaten wohl schließen kann, machen würde; sie haben gefühlt, daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein anderes Bindemittel bestehen müßte, damit nicht bloß in den Regierungen, sondern auch bis in die Unterthanen hinein die Vereinigung lebendig würde. Jederman kennt die Umstände, die bei Abfassung der Bundesakte obwalteten, und wird es daher mit der systematischen Ordnung und Vollständigkeit derselben nicht so genau nehmen; aber der Geist, der den dreizehnten Artikel derselben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieser merkwürdige Artikel, der in der Bundesakte jetzt eine auffallende Erscheinung macht, und mit den übrigen Artikeln so wenig gemein hat, daß er wie aus einem ganz andern System von Grundsätzen herrührend und hieher gleichsam nur verschlagen steht, dieser Artikel zeigt in seiner jetzigen Isolirung gleichwohl das Gebiet von Grundsätzen, aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgestaltete künftige Bundesakte ganz und gar hergeleitet sein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch schon der Keim dieser Erkenntniß durch die höchsten Staatsmänner selbst mit weiser Hand ausgestreut worden, sagen wir es heraus, daß es mit dem Deutschen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann, als bis, wie jetzt die Abgesandten der deutschen Fürsten und freien Städte sich mit den Instruktionen der Regierungen zum Bundestage versammeln, ebenso auch die Abgeordneten der deutschen Völker, als höchste Reichsstände des gemeinsamen Vaterlandes, mit den Instruktionen der Stände sich zu einem großen Landtage versammeln, und mit jener Versammlung gemeinschaftlich das Vaterland berathen! Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen, das zugleich ein Volksband ist, und alle Versuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperschaft des gesammten deutschen Volkes treffen, dann werden die Deutschen erst wahrhaft verbunden sein und eine Einheit bilden, die, weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte,

den jetzigen Fürstenrechten gefährlich zu sein, gerade deren sicherste Befestigung werden muß. Der Gedanke, zu dem diplomatischen deutschen Bundestage einen wahrhaft repräsentativen deutschen Landtag zu gesellen, die deutschen Völker als solche zu vereinigen, wie es die Fürsten als solche sein wollten, ist hier zum erstenmal ausgesprochen; seine weitere Auseinandersetzung dürfte nicht schwer sein, und die tausend Fragen, die bei der Verfolgung dieses Gedankens entstehen könnten, würden sich eben so durch die Verfolgung von selbst wieder beseitigen. Diejenigen, welche ihn belächelnd verwerfen, oder gar sich darüber erzürnen zu müssen glauben, mögen die Anschauungen der Gegenwart in's Auge fassen, und mit diesem Auge einen Blick in die Zukunft werfen! Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, sie mögen so ungern wollen wie nur immer, wenn sie sich nur nicht absichtlich täuschen oder Andere blenden wollen, so werden sie dort schwerlich Besseres, wohl aber neben solchem glücklichsten Ziele manche furchtbare Stürme und gräuelhafte Irrwege erblicken, vor denen unsere spätern Jahre die Klugheit der jetzigen mit göttlicher Hülfe bewahren wolle!"

Der hier zuerst ausgesprochene Gedanke eines solchen deutschen Parlaments erregte nicht wenig Aufsehen. Einige Zeitungen rühmten ihn, andere fanden ihn überaus keck und gefährlich. Ein nachmaliger Bundestagsgesandter faßte die Sache mit kluger Einsicht und berichtete günstig darüber, ein anderer knüpfte daran bedeutende Winke für seinen Hof. Gneisenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte — und hatte wahrlich Recht — bis dahin sei noch ein weiter Weg, und diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages sähen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben! Eine in Leipzig 1816 erschienene Schrift „Vom deutschen Nationalsinn" versuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und sprach in den Deutschen Staatsanzeigen dawider, auch Gentz berührte die Sache in einem späteren diplomatischen gegen Lindner gerichteten Rundschreiben; Bignon in seinem Buche

„Les Cabinets et les Peuples“ erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch seine Gesinnung wie durch seine Schicksale die lebhafteste Theilnahme ansprechender Schriftsteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu seinem Schaden — den Gegenstand nachdrücklich aufgenommen, und erst ganz neuerlich erinnert Droysen in seinem trefflichen Werke über die Freiheitskriege, daß schon Justus Möser neben dem fürstlichen Oberhause in Regensburg an ein mächtiges Unterhaus gedacht; „Patriotische Phantasieen“ aber, wie Justus Möser in seiner Zeit sie aufstellen durfte, werden auch wohl heutiges Tages noch gestattet sein!

Welchen Eindruck ich von dem allgemeinen Zustande der Dinge damals hatte, giebt ein Brief zu erkennen, den ich am 13. Mai 1816 an Perthes schrieb, und der in dessen Lebensbeschreibung ohne meinen Namen bereits gedruckt worden:

„Sie klagen mich an, schrieb ich, daß ich alles schwarz und nur immer schwärzer sehe? Also von allem, was ich am Rhein neuerdings erfahren, hier gesehen und aus Berlin, Paris, der Schweiz u. s. w. geschrieben bekommen, will ich Ihnen lieber nichts sagen. Lieber Perthes, wer den Aasgeruch spürt, soll der sich nicht die Nase zuhalten? Ich sehe das Gute, was diese Zeit entwickelt, vielleicht in dem blendendsten Schimmer, in unruhiger Begeisterung; ich bin der Ansicht und Betrachtung, die Sie mir in freundlichen Worten so wohlwollend und tröstend mittheilen, keineswegs fremd; wer möchte, ja wer könnte ohne solchen Glauben, was sage ich ohne Glauben — ohne solche beständig zuströmende Anschauung die weltlichen Tage noch ertragen! Aber diese Ansicht führt mich weiter, als Sie es ausdrücken. Was über die Gegenwart erhebt, ändert die Gegenwart nicht. Jetzt ist gerade nicht ein günstiger Geschichtsmoment auf der Erde; alles todt und faul, Neues erst im Keime. Und was von dem Alten noch steht, das wird fallen; ich sehe es, wie die es umstürzen, die es halten wollen. Sie sind älter als ich, lieber Perthes, und an Lebens- und Welt-

erfahrung reicher, aber ich sehe andere Dinge, wie Sie sie in dem bei mittelmäßigem Winde wieder ziemlich in Gang gekommenen guten Hamburg aufgedrungen erhalten! Es ziemt mir nicht, Ihnen alles Einzelne schriftlich mitzutheilen; auch wäre es schwer; aber das kann ich Ihnen versichern, bei Vielem schlügen sie die Hände über dem Kopfe zusammen. Wenn ich alles zusammenfasse, so muß ich als schwarzer Unglücksvogel Sturm verkünden, wo soll es hin? Les peuples existent, sagt Mirabeau, mais malgré les gouvernements. Diese Letzteren arbeiten aber jetzt an ihrem eigenen Untergange mit einem Eifer, einer Thätigkeit, einer Geschicklichkeit, daß man die Frucht ihres Schweißes bald wird genießen können. In Deutschland kommt es so weit, wie es in Frankreich war, aber das kann noch eine Weile hin sein. Es werden jetzt überall hübsche Aristokratien eingerichtet, damit der Adel nicht milde vergehe, wie die Natur es einem Sterbenden erlauben will, sondern noch so viel Kraft einathme, um den Gang zum Schaffot auszuhalten. Rasend sind die Menschen verrückt; hörten Sie doch, was selbst die Besseren im Vertrauen zu äußern wagen, sähen Sie doch neben einander, was z. B. Gentz in seinem Innern erkennt und denkt und was er einem verehrungswürdigen Publikum kecklich mit Salbung vorlügt. Ich nenne das Allereinzelste; es soll nicht beweisen, am Wenigsten erschöpfen, nur durch etwas Farbe beleben, was sonst als ein aschgraues, gesichtsloses Phantasma gelten möchte." — „Seit meinem letzten Briefe, heißt es vier Wochen später, hat sich Manches näher gezeigt, was mich damals beschäftigte; aber schöner ist es nicht geworden. In Würtemberg nimmt die Sache eine recht schlechte Wendung; daran kann kein Wohldenkender noch Gefallen finden! Im übrigen Deutschland — daß sich Gott erbarm'; es mag gut sein, daß die Völker mit ihrer frischen Naturkraft wie rohe Kinder wild aufwachsen, aber Erziehung soll man das denn doch nicht nennen. Ich stehe an einer Stelle, von welcher man in diesem Augenblicke vielleicht noch mehr als in Wien und in Berlin das gegenwärtige deutsche Staatenwesen,

die gegenwärtig herrschenden Gesinnungen und Absichten erkennen kann und in ihrer Erbärmlichkeit verachten muß." —

Meine beabsichtigten Arbeiten geriethen jedoch bald in's Stocken. Gegen Mitte des Juli trafen die erwarteten Ausfertigungen von Berlin endlich ein, und wir reisten ohne Verzug über Mannheim nach Karlsruhe.

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Baden. Mannheim.

1816.

An einem trotz des Regens doch schönen Sommerabend in der Mitte des Juli trafen wir in Karlsruhe fröhlich ein. Rahel war angenehm überrascht, eine freundliche, umfangreiche, großentheils wohlgebaute Stadt zu sehen, die man ihr in Mannheim als den traurigsten, verlassensten Ort vorgestellt hatte, in welchem alles und jedes fehle, und jede Kleinigkeit von außerhalb müsse bezogen werden. Stattliche Wohnhäuser und reiche Kaufläden, das gewerbliche und heitere Ansehen der Straßen, berichtigten schon beim Vorüberfahren jene Geringschätzung, und der wohleingerichtete Gasthof, in welchem wir abtraten, stand gegen die besten in Mannheim und Heidelberg nicht zurück. Der günstige Eindruck bestärkte sich durch die lebhafte Zuvorkommenheit, die wir von allen Seiten erfuhren, durch die beeiferte Ansprache, die uns bewillkommte. Schon früher geknüpfte Bekanntschaften meldeten sich eiligst an, liebe Freunde aus Stuttgart führte der Zufall unvermuthet in denselben Gasthof, der Hofbanquier Haber bezeigte seine Dienstbeflissenheit, die ansässigen Gesandten, ungeduldig, den neuen Kollegen zu sehen, begrüßten uns antheilvoll, Tettenborn kam auf einen Tag aus Baden und ebendaher der preußische Gesandte von Küster, der beauftragt war mich in die neuen Verhältnisse

einzuführen. Nachdem Küſter mich dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Hacke vorgeſtellt und dieſem meine Anmeldung beim Großherzog und bei den zahlreichen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauſes empfohlen hatte, gab er mir die nöthige Einweihung in die Geſchäfte, da ich auf dieſem Boden zum erſtenmal auf eignen Füßen ſtehen mußte, und im kleinen Dienſte des Kanzleiweſens völlig unerfahren war. Die wichtigen, ſo viel Unwichtiges einhüllenden Formeln waren ſchnell gelernt, und gleich am erſten Tage fand ſich Gelegenheit ſie amtlich anzuwenden. Da das diplomatiſche Weſen auch auf die beſchränkteſten und dümmſten Köpfe berechnet ſein muß, und dieſe gewöhnlich mit Leichtigkeit und Glück ſich darin bewegen, ſo darf dazu natürlich kein beſonderer Geiſtesaufwand erfordert ſein, und was der Mittelmäßigkeit nicht allzu ſchwer wird, erweiſt ſich dem offnen Sinn als ein bloßes Spiel, das ihn kaum anſtrengen, höchſtens wie jedes andere durch geiſtloſe Wiederholung ermüden kann. Auch machte dies alles mir nicht die geringſte Sorge; deſto mehr aber hatten wir deren, um eine angemeſſene Wohnung zu finden, ſie gehörig einzurichten, mit den neuen Bekanntſchaften uns zu benehmen, Beſuche zu geben und zu empfangen; alles dieſer Art drängte ſich in dieſen erſten Tagen zuſammen, und wir durften nicht hoffen, ſie fürerſt anders ausgefüllt zu ſehen.

Von den diplomatiſchen Kollegen, mit denen allen ich ſogleich in freundlichen Verhältniſſen ſtand, konnten nur die Geſandten von Oeſterreich und Rußland auch als politiſche Freunde gelten. Doch der ruſſiſche Geſandte, Freiherr von Maltitz, war politiſch überaus zurückhaltend, weil er nur nach empfangenen Weiſungen handeln wollte, mit dieſen aber eben nicht ſehr bedacht wurde, und hiezu ſtimmte denn auch ſeine geſellſchaftliche Abſonderung; ſchwere Krankheitsleiden ſeiner Gattin ſtörten ſeine Häuslichkeit, aus deren Verdüſterung eine Tochter und zwei Söhne nur ſchwermüthig hervorblickten, die beiden letztern nur allein durch Dichtung, für welche beſonders der jüngere ein ſchönes Talent hatte, des Schimmers einer hellen Jugend theilhaft. Der öſterreichiſche Graf von Trauttmannsdorff hingegen, jung, ſinnig,

aus dem Rausche des Wiener Lebens nach Karlsruhe wie in eine Idylle versetzt, genoß heiter die Darbietungen des Tages, und wußte sich die kleine Geselligkeit ganz angenehm zu machen; er kam mir mit Offenheit entgegen, auch er war neu in seiner Laufbahn, vertraute mir seine kleinen Zweifel und Verlegenheiten, und versprach in möglichstem Einvernehmen mit mir zu handeln, wiewohl sich hiefür in der Folge nicht viel Anlaß ergab. Der französische Gesandte, die von Baiern und Würtemberg, und später auch der hannöversche, sahen mich schon etwas mißtrauischer an, und ließen durchblicken, daß die preußischen Interessen nach Umständen ihnen als gegnerische erscheinen dürften. Der baierische Gesandte Graf von Seyboldtsdorf war mit Rahel von Berlin her bekannt und bezeigte ihr die größte Verehrung, er hatte Geist und Kenntnisse und ein feines, taktvolles Benehmen; aber wegen eines schmählichen Uebels, an dem er litt, zog er sich bei noch jungen Jahren in grämliche Abgeschiedenheit, grollte mit sich selbst und der Welt, und wünschte sich tausendmal des Tages von Karlsruhe weg in ein südliches Klima, von dem allein er noch Linderung seines Unheils hoffte; sein Amt versah er mit Widerwillen, und eben deßhalb mit einer Heftigkeit, die ihm auf keiner Seite Gunst erweckte; gegen mich hielt er sich kalt und vorsichtig, weil er in mir dem Preußen einen Feind Baierns glaubte voraussetzen zu müssen. Gleiche Meinung, aber unter dem Schein von Wärme und Zutrauen, hegte der Gesandte Würtembergs, Graf von Gallatin, der ein geborner Genfer und Republikaner auf diplomatischer Wanderschaft sein Unterkommen bei dem eigenwilligsten Könige, wie sein Bruder das seine im diplomatischen Dienste der Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hatte; Leute des Handwerks, die dasselbe üben, wo und wie die Gelegenheit es giebt! —

Ich war kaum acht Tage in Karlsruhe, als unerwartet und plötzlich dort ein politisches Brausen entstand, das in starke Gewitterschläge überzugehen drohte, und alles in fieberhafte Bewegung setzte. Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Kongresse her, mißtrauisch gegen die bevorstehende Gestaltung der Dinge am Bundestage, in un-

ruhigem Selbstgefühl zum Widerstreben aufgelegt, und von seiner übermäßigen Beleibtheit selten in persönlicher Ausführung dessen was er wollte gehindert, hatte sich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und stürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erschrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit seinem und dem russischen Gesandten, kehrte er am dritten Tag unwillig und mißvergnügt in sein Land zurück. Der Zweck des sonderbaren Besuches, der sich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde sogleich bekannt. Sein Absehen war nichts Geringeres gewesen, als innerhalb des deutschen Bundes eine engere süddeutsche Verbindung zu stiften, und zu diesem Behuf hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmstadt die dringendsten Eröffnungen machen lassen, in Karlsruhe war er selbst erschienen, weil er hier persönlich alles durchzusetzen und den von Wien her beängsteten Großherzog ohne Mühe fortzureißen hoffte. Der kühne Plan war zunächst eine Schilderhebung gegen Oesterreich und Preußen, sollte dem Uebergewicht dieser Großmächte im Bunde wehren, besonders aber Süddeutschland von ihrem Einflusse frei erhalten, und diese Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anschließung an Frankreich befestigen, wo dergleichen Bonapartistische Rheinbundserinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm sein mußten. Die Sache scheiterte theils an ihrer eignen Unreife und an dem geringen Vertrauen, das ihr Urheber einflößte, theils an den Zeitumständen, in welche sie unvorbereitet traf. Baiern wollte nicht mit Würtemberg und Baden, sondern für sich allein etwas bedeuten, und hoffte eben jetzt, durch Oesterreichs und Preußens Mithülfe, auf Kosten von Baden einen beträchtlichen Länderzuwachs zu gewinnen; in Karlsruhe und Darmstadt aber herrschte zu große Schlaffheit und Schwäche, als daß man den Muth hätte haben können auf ein solches Wagniß einzugehen, wie Würtemberg es vorschlug, im Gegentheil hoffte man in Karlsruhe, bei den drohenden Ansprüchen Baierns, noch auf den Schutz derselben Mächte, denen man jetzt feindlich entgegentreten sollte. Der König sah daher seine Vorschläge nirgends begünstigt, sein Andringen

überall abgewiesen, und grollte deßhalb seinen Nachbarn noch lange Zeit; der Gedanke solcher Entgegenstellung aber wirkte fort, und es war vorauszusehen, daß er bei künftiger Gelegenheit aufs neue hervortreten würde.

Das Ereigniß hatte die ganze Diplomatik in Aufruhr gebracht. Bevor die Nachrichten aus den verschiedenen kleinen Hauptstädten gehörig gesammelt und gesichert sein konnten, herrschte sowohl in Frankfurt am Main als in Berlin und Wien die größte Ungewißheit über den Umfang und Erfolg des versuchten Anschlags, denn selbst die vertraulichen Mittheilungen, welche den großen Höfen aus München und aus Karlsruhe zugingen, ließen vieles im Dunkel, und man glaubte, daß sie manches absichtlich verhüllten. Der Minister von Hacke fand ein Vergnügen daran, die fremden Gesandten im Zustande der Ungewißheit zu lassen, ja sie vorsätzlich irre zu leiten, und machte sich hinterher lustig über ihre Mißgriffe, wegen deren sie von ihren Höfen dann gescholten wurden. Auch mir legte seine Schalkheit bei diesem Anlaß kleine Fallen; er war mir abgeneigt schon als einem Norddeutschen, die er alle nicht leiden konnte, sodann auch als einem Freunde Tettenborn's, dessen Verhältniß zum Großherzog ihn beunruhigte. Mir war jedoch der Zusammenhang der Sachen völlig klar, und ich ließ mich nicht irren, da ich die zuverlässigsten Angaben aus der sichersten Quelle besaß, nämlich aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, der gegen seine Vertrauten arglos alles herausgesagt hatte, und dessen eigene Worte mir eben so arglos hinterbracht wurden. Ich stand nicht an, meine Auffassung in meinem amtlichen Bericht, und mehr noch in einem besondern Schreiben an den Staatskanzler, mit Bestimmtheit auszusprechen, und wiewohl ich dabei den Vorwurf nicht verschwieg, der auf das jüngste preußische so überdachte als mißglückte Auftreten in Frankfurt fiel, als welches der nächste Grund der würtembergischen Aufregung geworden war, so wurde ich doch wegen der ganzen Darlegung bestens belobt, und mir fernere Wachsamkeit anempfohlen. An den Staatskanzler neben den amtlichen Berichten noch besonders zu schreiben, und hier gerade das Wichtigere und mit größter Freiheit zu be-

handeln, war mir von erfahrenen Freunden gerathen worden.

Nach diesen rasch zusammengezogenen und schnell wieder auseinander gestobenen Wolken trat eine große Stille ein, die sich über Hof und Stadt sichtbar und fast beklemmend ausbreitete; die Begegnisse und Geschäftigkeiten, welche die ersten Tage einer Ankunft beleben, verschwanden allmählig oder sanken zu langweiligem Einerlei hinab; der Hof, dem ich übrigens noch nicht vorgestellt war, eigentlich eine Gruppe von Höfen, die sich einander eifersüchtig gegenüberstanden, hielt sich in größter Zurückgezogenheit, der arme Adel, in Hof- und Staatsämtern dienstbar, saß ungesellig zu Hause und lauerte mißvergnügt auf Gunst und Vortheil; von der Mittelklasse war nicht die Rede, und das untere Volk, ein trübes Gemenge zufälliger Bestandtheile, hatte geringe Regsamkeit; alles zusammen machte den Eindruck geistloser Oede, und düsterer Stockung.

Karlsruhe verdankte, gleich Mannheim und Rastadt seinen Ursprung im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem Mißbelieben, welches die Fürsten damals gegen ihre alten Residenzen empfanden. Der Markgraf Karl Philipp von Baden verließ das schöngelegene Durlach wegen eines Zwistes mit den Bürgern, und erbaute im Wald ein Jagdschloß, welches er Karlsruhe nannte, und wo er forthin seinen Wohnsitz nahm. Dem Schlosse südlich gegenüber erhoben sich einstöckige kleine Häuser im Kreisbogen, der gleichmäßig durch gerade Straßen durchbrochen wurde, so daß der ganze Anbau sich in Gestalt eines Fächers ausbreitete. Für die Umgebung eines Jagdschlosses mochte diese Anlage zulässig oder gleichgültig sein, aber für die spätere Hauptstadt wurde sie ein mißfälliger Uebelstand, den alle folgende davon abweichende Erweiterung der Stadt nicht fortzuschaffen oder zu bewältigen vermochte. Doch dem grillenhaften Eigenwillen waren noch andere Sonderbarkeiten nachzusehen, die zum Glück nicht alle so dauerhaft wie Bauwerke sein konnten. So hatte er eine Leibwache von sechzig Mädchen, die als rothe Husaren uniformirt und beritten ihn auf seinen Ausflügen begleiten, bei Tafel aufwarten, und auf der Schloß-

bühne singen und tanzen mußten, zur Nacht aber in den Zellen der Oberstockwerke des Schloßthurms eingesperrt und durch Wegnahme der Treppe von jeder Verbindung nach außen abgeschnitten wurden.

Zu einiger Bedeutung gelangte Karlsruhe erst unter der langen und guten Regierung des vortrefflichen Markgrafen Karl Friedrich, der sein durch Erbschaft und später durch das ihm aufgedrungene, höchst ergiebige Bündniß mit Frankreich beträchtlich erweitertes Land als ein schönes Großherzogthum hinterließ, mit dessen Anwuchs auch die Hauptstadt zugenommen hatte. Er war ein wohlgesinnter Landesvater, ein kluger Staatswirth, ein Freund und Beschützer edler Geister. Man rechnete ihm hoch an, daß er Klopstock einst an seinen Hof gerufen hatte, wiewohl das Verhältniß gleich im Beginn an der Engherzigkeit zerfallen war, mit der man dem erhabenen Dichter allzu sehr empfinden ließ, daß er nur bürgerlichen Standes sei. Weniger wollte man loben, daß später der fromme Jung-Stilling nach Karlsruhe gezogen worden, dessen Vorstellungsweise wohl dem alternden, in freimaurerischen und rosenkreuzerischen Geheimnissen schwärmenden Fürsten, nicht aber dem jüngern, zu gröberer Weltlichkeit hingeneigten Geschlecht gefallen konnte. Doch war auch Karl Friedrich neben seinen Geistersachen dem Sinnenreize nicht unzugänglich, und hatte als Wittwer noch im hohen Alter sich morganatisch mit einem Fräulein Geyer von Geyersberg vermählt, die vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, welchen Namen auch die vier aus dieser Ehe entsprossenen Kinder führten, drei Söhne und eine Tochter, über deren späte Erzeugung allerlei schlimme Reden gingen, besonders in Betreff des jüngsten wahrhaft abscheuliche!

Der aus ebenbürtiger Ehe entsprossene Erbprinz war mit einer hessendarmstädtischen Prinzessin Amalia vermählt, und hatte schon eine blühende Nachkommenschaft von sechs Töchtern und einem Sohn, als er auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz von hohen Felsen herab verunglückte, wodurch sein Sohn — der spätere Großherzog Karl — der Nächstberechtigte zum Thron wurde, aber noch

zehn Jahre auf dessen Erledigung warten mußte. Die Wittwe des Verunglückten, Markgräfin Amalia, stand bei ihrem Schwiegervater, dem alten Fürsten, in großem Ansehen, wurde die Vormünderin ihres Sohnes und leitete dessen Erziehung ganz nach ihrem Sinne. Ihre beiden Schwäger, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, ersterer mit einer Prinzessin von Nassau in kinderloser Ehe, dieser unverheirathet, lebten in großer Zurückgezogenheit, und hatten keinen andern Einfluß, als den bisweilen die Markgräfin Amalia von ihnen fordern mochte.

Der Großherzog Karl war im Jahr 1811 zur Regierung gekommen, als er eben fünfundzwanzig Jahr alt geworden. Bis dahin hatte er ganz unter dem Einflusse seiner Mutter der Markgräfin Amalia gestanden. Diese karakterfeste, starksinnige Frau, voll Ehrgeiz und Selbstgefühl, hatte nur mit größtem Schmerz ihre eignen Aussichten zum Thron durch den unglücklichen frühen Tod ihres Gatten vernichtet gesehen, und daher ihren ganzen Eifer darauf gewendet, in der Regierung ihres Sohnes sich den Antheil zu sichern, der in der Regierung ihres Gemahls ihr nicht hätte fehlen können. Sie war demnach früh bedacht gewesen, den Sohn zu kindlichem Gehorsam zu gewöhnen, ihren Rath, ihre Leitung ihm unentbehrlich zu machen; sie hatte ihm das Leben angenehm zu machen gesucht, mancherlei Vergnügungen ihm gern nachgesehen, dafür ihn aber sorgfältig von allen Geschäften entfernt gehalten, und alle Lust und Fähigkeit zu ernsten Arbeiten in ihm erstickt. Dies letztere war in hohem Grade gelungen; zur Regierung gekommen, fühlte der junge Großherzog in sich weder die Einsichten noch die Willenskraft, deren ein Fürst bedarf, um seinem Beruf zu entsprechen; er war zu keiner eingreifenden Thätigkeit zu bewegen, die glücklichen Anlagen und nicht geringen Kräfte, mit denen die Natur ihn ausgestattet, folgten einzig dem Hange zum Sinnengenuß. Immer größere Zerrüttung und frühzeitige Abstumpfung waren die traurige Folge dieser Lebensweise. Seit der Rückkehr vom Wiener Kongreß war er nun auch kränklich, und in mißmuthiger Abspannung und gleichgültiger Trägheit brachte er seine freudelosen Tage hin, für die schon

selten ein anregender Reiz zu finden war. Allein er hatte ein tiefes Gefühl seines Zustandes, und wußte wie sehr und zu welchem Zweck er verwahrlost worden war. Er verhehlte sich nicht, daß er die Kraft zum Regieren nicht habe, aber so viel Kraft gerade war ihm geblieben, das, was er selbst nicht vermochte, auch Andern nicht zu gestatten. Er ehrte seine Mutter auf das sorgsamste, bezeigte sich in allen Stücken als ein aufmerksamer Sohn, hatte die größte Meinung von ihrem Verstand, fürchtete ihre Unzufriedenheit; aber in dem Einen war er fest und durch nichts zu erschüttern, daß er ihren Einfluß auf die Regierungssachen gänzlich abschnitt, jeden Zugang sorgfältig verschloß. Er selbst arbeitete nicht, machte selten in Staatssachen seinen Willen geltend, ließ den Ministern offenes Feld, nur darin behielt er vollständig und beharrlich die Oberhand, daß an seiner Statt kein Anderer befehlen und anordnen durfte, und am wenigsten seine Mutter; kein versuchter Trotz, keine angewandte List vermochte ihm darin etwas abzugewinnen. Das Land hatte von diesem bloß verneinenden Willen so mancherlei zu leiden, doch am schwersten gewiß die Markgräfin. Zwar trug sie die Ausschließung, welche ihre liebsten und sichersten Erwartungen so grausam täuschten, mit großer Selbstverläugnung, und in ihrer würdevollen Haltung, in ihrem verständigen und heitern Gespräch konnte man keine tiefe Unbefriedigung, keinen bittern Kummer argwohnen, die doch ihr Gemüth, wie den Näherstehenden nicht verborgen blieb, insgeheim mit dem Schmerz des Entbehrens und selbst reuevoller Vorwürfe beschlichen.

Als Familienhaupt übrigens wußte sie sich stets in größtem Ansehen zu erhalten, hier galt ihr Willen mehr als jeder andere, wirkte ihr Einfluß nah und fern ununterbrochen. Ihre sorgsam erzogenen Töchter, von denen nur die ihr gleichnamige älteste noch unverheirathet bei ihr war, die fünf andern auf die Throne von Rußland, Schweden, Baiern, Hessen-Darmstadt und Braunschweig berufen worden, versäumten auch in diesen hohen Stellungen nicht, der verehrten Mutter bei jeder Gelegenheit zu huldigen, ihren Rath anzunehmen, ihren Weisungen zu folgen. Die Markgräfin Amalia

hatte in diesen ausgebreiteten Familienbanden gleichsam ein eignes Reich, dessen Glanz, der ihren persönlichen Rang weit überstrahlte, sie klug zu verwalten verstand. Zwar hatte dieser Glanz in späterer Zeit hie und da sich verdüstert, die Königin Friederike von Schweden war mit ihrem Gemahl des Throns entsetzt, die Kaiserin Elisabeth von Rußland hatte keine Kinder und lebte zurückgezogen fast in Einsamkeit, die Herzogin von Braunschweig war früh gestorben; aber auch bei solchen Einbußen machte die Markgräfin stets das Uebergewicht ihrer Vortheile geltend, und wenn sie von ihren Töchtern sprechend ma fille de Russie oder ma fille de Suède sagen konnte, so schien der Ausdruck alles Erwünschte in sich zu tragen.

Nach anderer Seite freilich hatte die Markgräfin eine Verwandtschaft eingehen müssen, die mit all jener Herrlichkeit im schneidendsten Gegensatze stand, allein Macht und Glanz fehlten auch hier nicht, und traten nicht nur gebieterisch, sondern auch mit reichen Gaben auf. Der Kaiser Napoleon bestimmte dem Lande Baden beträchtliche Vergrößerungen, zugleich dem Erbprinzen Karl, dem Sohne der Markgräfin, die Hand der Stephanie von Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine. An Ebenbürtigkeit im alten Sinne war hier nicht zu denken, und das altfürstliche Blut der Markgräfin empörte sich gegen solche Mißheirath. Sie hatte den Muth, dem gewaltigen Kaiser gegenüber ihre mütterliche Zustimmung zu der Heirath zu versagen, und ertheilte sie erst, als der Kaiser, dem solche Vorurtheile nicht ganz mißfielen, nachgiebig einwilligte die Nichte seiner Gattin vorher als Tochter anzunehmen, sie zur Kaiserlichen Hoheit und fille de France zu erklären. Durch dieses Zauberwort wurde der Trotz gebrochen, die Heirath kam zu Stande. Die Markgräfin aber hatte nur sich gefügt, und die Sache blieb ihr dennoch verhaßt. Die jugendlich schöne, liebenswürdig gute Prinzessin, die durch ihr Erscheinen alle Herzen gewann, konnte den harten Sinn der Schwiegermutter nicht erweichen; diese sah in ihr nur die aufgedrungene, die unberechtigte Fremde, durch die das reine Haus Zähringen befleckt werde. Sie wußte auch ihren Sohn durch ihre ein-

Digitized by Google

dringlichen Reden so zu bestricken, daß er seine Gemahlin mit größter Kälte behandelte, und lange Zeit mit ihr ohne nähere Gemeinschaft blieb. Die in Schönheit und Anmuth strahlende junge Fürstin nahm ihr Loos unbefangen hin, sie ahndete nicht, daß man sie kränken, sie demüthigen wollte, noch weniger, daß man ihrer Jugend, während ihr Gemahl sie ganz vernachlässigte, geflissentlich Fallstricke legte, um sie bei dem kleinsten Schatten, der auf ihr Benehmen fiele, mit dem Scheine des Rechtes heftig anklagen zu können. Ihrer Unschuld und Tugend aber durfte keine Verführung nahen, sie gingen fleckenlos aus allen Versuchungen hervor. Ihr Gemahl mußte wohl endlich ihren Werth erkennen, und konnte nun auch nicht länger unempfindlich bleiben; die Ehe wurde jetzt erst eine wirkliche, und bald auch mit Kindern gesegnet. — Als die Waffen der Verbündeten im Jahre 1813 die Macht Napoleon's gebrochen und im folgenden Jahre ihn selbst gestürzt hatten, flammte der Stolz und Widerwillen der Markgräfin nochmals auf, sie erachtete den Zeitpunkt günstig, mit der Herrschaft Napoleon's auch die Napoleonische Schwiegertochter abzuschütteln, deren Schimmer als Kaiserliche Hoheit und fille de France ohnehin mit dem Kaiser erloschen sein sollte. Die Markgräfin gewann ihre Tochter, die eben zum Besuch anwesende Kaiserin von Rußland, leicht für ihren Vorsatz, und beide vereint bemühten sich mit allem Eifer, ihren Bruder zu überzeugen, daß er seine Ehe auflösen müsse, und sich nachher anderweitig standesgemäß verheirathen könne. Doch der Großherzog war weit entfernt, solchen Vorstellungen Gehör zu geben. Schon immer mißtrauisch gegen den Rath seiner Mutter und ungeneigt ihm zu folgen, fühlte er auch tief das Unwürdige, das für ihn selber darin lag, den Umschwung des Glückes in seine persönlichen Verhältnisse so schnöd eingreifen zu lassen. Er widerstand aller wiederholten Bestürmung mit entschiedenem Trotz, und weit entfernt, seine Gattin weniger zu ehren, weil sie den mächtigen Beschützer verloren hatte, schloß er sich nur um so inniger an sie, und nie war Stephanie entschiedener die Großherzogin, als seit sie es nicht mehr durch Napoleon war. Ein so redliches und mannhaftes Benehmen

mußte die höchste Achtung erwerben, die zuletzt auch diejenigen nicht versagen durften, welche das Gegentheil gewünscht hatten. Die Markgräfin, als eine kluge und praktische Frau, die ihr Aeußeres vollkommen beherrschte, wußte sich in diese Wendung der Sache, mit guter Art zu schicken, und lebte mit der unerwünschten Schwiegertochter und dem widerstrebenden Sohn, als wenn nichts vorgefallen wäre, in anständiger Freundlichkeit weiter.

Die Großherzogin Stephanie hatte keinen Ehrgeiz, und begehrte weder Macht noch Einfluß; ihr genügte, als Gattin und Mutter ihre Pflichten zu erfüllen, und darin nicht gestört zu werden. Die häuslichen Verhältnisse waren jedoch für sie keineswegs glückliche; die Gemüths- und Sinnesart ihres Gemahls war schwer zu behandeln, seine Trägheit und Zähigkeit waren durch kein ernstes Geschäft, durch keine Nothwendigkeit der Entschließung zu überwinden, gaben aber willig der Verlockung zu kleinen Abentheuern und Ausschweifungen nach. Nur zu viele gefällige Höflinge umgaben ihn, welche diesen Lüsten dienten, und ihn mehr und mehr zu niedern und rohen Vergnügungen herabzogen; der Ton der Gespräche, die Geschichten, mit denen man sein lässiges Wesen zu ermuntern, ihm ein Lachen abzunöthigen suchte, waren meist von der Art, daß die Großherzogin, die sich nicht immer zurückziehen konnte, gern des Deutschen unkundiger erschien, als sie es wirklich war. Sie hatte in dieser Weise täglich zu leiden, abzuwehren, zu sorgen, und mußte deutlich sehen, daß der unglückliche Gatte, jeder edlern Zuneigung stets unfähiger, dem geistigen und leiblichen Verderben unrettbar entgegen ging. Ihr hoher Geist und reines Gemüth ließen sie aber nicht in Trauer versinken, ihre frische Natur war zu heitrer Fröhlichkeit gestimmt, und diese waltete sogleich, wenn die Störung einen Augenblick nachließ; der Kampf, den sie zu führen hatte, schien nur ihr schönes Innere heller hervorzuheben. Stephanie war in der berühmten Anstalt der Frau von Campan erzogen worden, und die strengen Grundsätze und harmlosen Spiele der Pension schienen in ihr verbunden fortzuleben. Mit einer sanften und liebevollen Frömmigkeit, die dem katholischen

Glauben zur Seite ging, vereinigte sie den schweren Ernst des Denkens, und scheute keinen noch so schweren Flug in das Reich der Ideen, wohin sie auch die menschlichen Angelegenheiten aus niederer Besprechung stets zu erheben strebte. Dieses bei Frauen so seltene Talent des Denkens mischte sich auf das glücklichste zu ihren andern Gemüths- und Geistesgaben, und sicherte ihr in den verschiedensten Gestalten, die sie annehmen mochte, eine wohlthuende Ueberlegenheit. Uebrigens war sie eine reizende Erscheinung, voll Anmuth und Lieblichkeit, für jeden Menschen ohne Gefallsucht aufmerksam, unverstellt immer sie selbst; ihr freundliches Lächeln und der Wohlklang ihrer Stimme gaben auch ihrem gewöhnlichen Reden einen besondern Zauber.

Die Oheime des Großherzogs, Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig, lebten in stiller Unscheinbarkeit, und scheuten ängstlich jedes Hervortreten. Sie hatten sich doppelt in Acht zu nehmen, um es weder mit dem Großherzog noch mit ihrer Schwägerin, der Markgräfin Amalia zu verderben, denn wie jener seine Selbstständigkeit, so bewachte diese mit Eifersucht jede Annäherung eines andern Einflusses als des ihrigen, und ein stets gespannter Argwohn begleitete alle Bewegungen dieser Familienglieder. Von dem Markgraf Friedrich ist nichts weiter zu sagen, als daß er schwach an Leib und Seele war. Des Markgrafen Ludwig aber wird später noch oft zu gedenken sein. Er hatte als General in preußischen Kriegsdiensten gestanden, aber wegen der Verhältnisse Badens mit Frankreich den Abschied nehmen müssen. Auf sein Preußenthum that er sich viel zu gut, und noch mehr auf seine Auszeichnung im Kriege gegen Frankreich, setzte sich aber dadurch in Widerstreit mit den badischen Offizieren, die ihre Auszeichnung in der Gemeinschaft mit den Franzosen errungen hatten, und wie der Markgraf ihre Leistungen nicht sonderlich zu achten schien, so machten sie hinwieder die seinigen zweifelhaft, und es ging nicht eben allzuheimlich die Rede, daß er sich seines in Preußen zurückgelassenen Ruses nicht sehr zu rühmen habe. In früherer Zeit, als noch Hoffnung gewesen, daß der Großherzog sich würde leiten lassen, hatte der Oheim sich mit der Mutter

zu diesem Zweck verbinden wollen, und obgleich dieser nicht erreicht wurde, so hinterließ doch schon der bloße Versuch solchen Zusammenwirkens ein für immer trennendes Mißtrauen, indem jeder Theil sich bald überzeugt hielt, daß es der andere mit ihm dabei nicht aufrichtig gemeint habe. Der Markgraf hatte unter den altbadischen Beamten und Offizieren noch einen kleinen Anhang, der ihm fleißig doch sehr insgeheim zutrug, was in dem Hofkreise vorging; an unzuverlässigsten Klatschereien nährte sich seine Schadenfreude, seine Hoffnung!

Außer diesen verschiedenen Höfen besaß Karlsruhe noch einen von eigenthümlicher Art und Bedeutung. Die Königin Friederike von Schweden hatte nach der Thronentsetzung des Königs ihre Zuflucht hiehergenommen, und lebte mit ihren Kindern, dreien Töchtern und einem Sohn, in der Nähe ihrer Mutter der Markgräfin und unter dem Schutz ihres Bruders des Großherzogs. Schweden hatte der vertriebenen Familie eine ansehnliche Geldsumme zugestanden, und da der abgesetzte König, der auf eigne Hand seinen ausschweifenden Einfällen lebte, von diesen Geldern nichts nehmen wollte, so kamen sie ganz der Königin zu gut, die mit ihren Kindern davon stattlich Hof hielt. Sie war eine schöne Frau, einnehmend durch sanfte Freundlichkeit und Milde, hinter denen jedoch bei längerm und schärferm Beobachten, Stolz und Starrsinn nicht lange verborgen blieben, so daß die Angaben, welche meinten, bei dem Unheil, welches ihr Haus getroffen, sei auch von ihrer Seite manches versehen worden, nur allzu leicht Glauben fanden. Der Prinz Gustav, ohne eigne Schuld in das Geschick seines Vaters verflochten, gab seine Ansprüche auf den schwedischen Thron keineswegs auf, sondern wurde in Hoffnungen erzogen, für welche der letzte große Umschwung der Weltverhältnisse nur günstig schien; alle Mächte, besonders aber das verschwägerte Rußland, meinte man, müßten sich beeifern, in Schweden das alte Königshaus wieder auf den Thron zu setzen. Für jetzt bestätigte zwar nichts eine solche Aussicht, allein die Gläubigen versicherten, wenn erst der Prinz Gustav das gehörige Alter habe und persönlich auftreten könne, würde der Beistand der

Mächte ihm nicht fehlen. Sein schweizerischer Hofmeister, Herr von Polier, ein schöner angenehmer Mann, der den Damen sehr gefiel, zeigte den größten Eifer für die politischen Lehren und Ansichten, die jetzt an den meisten Höfen vorzugsweise galten, und wurde dafür nach Gebühr gelobt und geschätzt. Den ihm anvertrauten Zögling hütete er wie eine zarte Pflanze, die keiner rauhen Luft ausgesetzt werden dürfe, der Königssohn sollte dem Thron, der ihm nicht entgehen könne, sorgsam bewahrt werden; daß er auch für den Thron vorbereitet würde, dünkte weniger nöthig, war er doch für ihn geboren! War die Mutter schon voll Aengstlichkeit und Unruhe, und wollte den Sohn, auf dessen Haupt ein so großes Geschick gelegt war, kaum aus den Augen lassen, so ging Polier hierin noch viel weiter, und gewann durch das Uebermaß seiner Wachsamkeit und Sorge ein begeistertes Zutrauen. Immerfort hatte er geheime Nachrichten, bald verheißende, bald warnende, überall witterte er Gefahren, böse Anschläge, denen man ausweichen, die man vereiteln mußte. Ganz eingebildet waren diese Gefahren nicht, denn wenn auch niemand anders dem Prinzen nachstellte, so that es doch der eigne Vater. Dieser lebte jetzt in Frankfurt am Main unter dem Namen Oberst Gustavson, den er allein noch führen wollte; gegen seine Gemahlin hatte er den heftigsten Grimm gefaßt, beschuldigte sie mannigfachen Unrechts und bediente sich der schimpflichsten Ausdrücke. In seinem Wirr- und Irrsinn gerieth er auf den thörichten Einfall, seinen Sohn zu sich zu fordern, in der ausgesprochenen Absicht, ihn auf die schwedische Thronfolge feierlich verzichten zu lassen. In Schweden sah man das Vorhaben als eine Albernheit an, und erklärte solche Verzichtleistung für überflüssig; allein in Karlsruhe bewirkte sie Schrecken und Angst. Man fürchtete, der Vater möchte den Sohn überfallen und fortschleppen, man rief die Wachsamkeit der Polizei zu Hülfe, man verabredete im Nothfall die der badischen Truppen. Polier ließ den Prinzen nicht mehr ohne bewaffnete Begleitung aus dem Hause, er bewaffnete sich selbst, und zeigte sich bereit sein Blut für ihn zu verspritzen. Der Heldenmuth war unnöthig, denn es gab

nicht die geringste Gelegenheit ihn zu zeigen, aber im Schmucke desselben gewann Polier noch mehr die Gunst der Frauen, obschon er von dem Gipfel, den er später erstieg, noch sehr fern war. Der Prinz blieb unter strenger Aufsicht, die er willig zu ertragen schien. Er war schlank und schmächtig, und wenig entwickelt, sein Aeußeres hatte nichts Kräftiges und ließ auf das Innere nicht günstig schließen. Daß er unter den Einflüssen, die ihn beherrschten, erstarken könne, war nicht zu hoffen. Er hatte keinen Umgang, als mit Mutter und Schwestern und deren Damen, die ihn alle verweichlichten, und mit Polier, der es nicht besser machte. Einige badische Offiziere, die ihn einst derb ansprachen und zum Ausreiten und Jagen aufforderten, wurden mit Schrecken abgewiesen, und wegen ihrer Dreistigkeit beim Großherzog verklagt. Dieser Prinz sollte die Hoffnung des Hauses, ja Schwedens sein! —

Man sieht aus diesem Ueberblicke, daß in Karlsruhe die Hofwelt zahlreich und mannigfach zusammengesetzt, und zwar weniger durch die Personen, doch desto mehr durch die Beziehungen, welche hier von so vielen Seiten zusammenliefen, bedeutend genug war, um den Stoff politischer Beobachtung nicht fehlen zu lassen. Für die Vorstellung, in der Ueberlegung, war dies vollkommen wahr; allein um so mehr durfte man sich wundern, daß der unmittelbare Eindruck so wenig davon spüren ließ. Dieser mannigfache reiche Stoff lag in der Wirklichkeit wie leblos da, die verschiedenen Bestandtheile schienen nur auf einander zu wirken, um sich gegenseitig zu lähmen, auf das kleinste Maß der Bewegung einzuschränken. Die hohen Personen hielten sich hinter ihren Stellungen, welche durch Geburt und Rang ihnen hier angewiesen waren, wie verschanzt und versteckt, hüteten sich vor jeder Ueberschreitung, und beobachteten mißtrauisch ob eine von anderer Seite vielleicht gewagt werde, der man alsdann entgegenzuwirken bereit war. Sie warteten gleichsam mit dem Leben, daß irgend ein Anstoß von außen käme, der das rostende Getriebe in neuen Schwung setzte. In solcher Zurückhaltung hatte es besonders der Großherzog weit gebracht; er fühlte die größte Scheu fremde Menschen zu

sehen, aber nicht minder peinlich waren ihm seine Anverwandten; konnte er ihrem Besuch, ihrem Gespräch einmal nicht ausweichen, so konnte er noch lange nachher den Verdruß nicht verwinden. Stundenlang stand er am Schloßfenster unthätig auf der Lauer, und beobachtete gegenüber das Haus seines Oheims des Markgrafen Ludwig, ob etwa die Thüre sich öffnete, und wer herauskäme oder hineinginge. Die Minister konnten dann mit ihren dringendsten Geschäften nicht vorkommen. Abweisen, Warten, Wartenlassen, Aufschieben, das war ihm stets das Erste und Liebste. Nur mit einigen vertrauten Günstlingen, vor denen er sich keinen Zwang anthat, trieb er im Dunkel der Fasanerie seine heimlichen Vergnügungen, die ihn doch selten erheiterten. Die Großherzogin fügte sich ohne Klage diesem Lebenszuge, der sie auf den engen Kreis ihrer nächsten Umgebung einschränkte; sie beschäftigte sich viel mit ihren Kindern, außerdem sah sie öfters zwei Jugendfreundinnen, die ihr aus dem Caupan'schen Hause nach Karlsruhe gefolgt waren, und deren eine sie mit dem alten badischen General von Lingg verheirathet hatte. Eine Oberhofmeisterin Gräfin von Walsch, die früher in der Vendée mitgefochten, dann ihren Frieden mit Napoleon gemacht, und zum Lohn diese Stelle von ihm empfangen hatte, zwei Hofdamen von gewöhnlicher guter Art, und eine mit wunderbarer Stimme begabte Kammersängerin Fräulein Berenfels, waren die bestimmte tägliche Gesellschaft, deren Unterhaltung sich in Lesen, Sticken und Spazirengehen abschloß. — Die Markgräfin Amalia behauptete noch am meisten Freiheit und Selbstständigkeit, sie hielt jeden Sonntag Hof, gab wöchentlich ein paar Mittagstafeln, und sah Einheimische und Fremde nach Belieben; doch war auch bei ihr alles abgemessen, vorsichtig und kalt. Die übrigen Fürstlichkeiten, die Gräfin von Hochberg mit ihren Kindern einbegriffen, lebten in stiller Unbedeutendheit dahin, niemand mochte nach ihnen fragen, niemand von ihnen hören. In dem Schwarm der Hofleute, deren bei so vielen Höfen nicht wenige waren, zeichneten sich einige durch Talente, andere durch ehrbare Haltung aus, aber die Gesammtheit war ein widriges Gemisch anspruchsvoller Förmlichkeit, plumper Rohe

heit, abgefeimter Verderbniß, lauernder Selbstsucht und augendieneriſcher Schmeichelei. Fand ſich als Ausnahme darunter ein Anflug von Geiſt, von feinerem Sinn oder gar von Herzensgüte, ſo hielten dieſe Eigenſchaften ſich gewiß möglichſt verſteckt, und baten demüthig um Verzeihung, daß ſie ſich erdreiſteten auch dazuſein. Genug, das ganze Hofleben war kümmerlich, dünkelvoll und verzagt, großthuend und gemein, verderbt und freudlos, und ſo ſtill, ſo ſtill, daß man die Athemzüge hören konnte. —

Wir hatten unſere Wohnung in der Waldhorngaſſe bei dem Kreisdirektor Freiherrn von Wechmar genommen, und durch ſeine ſchöne, liebenswürdige Frau, geborne von Vasmer aus Thüringen, fanden wir unverhofft im Hauſe ſelbſt eine Spur norddeutſcher Geſelligkeit wieder. Der Graf von Trauttmansdorff brachte hier ſeine meiſten Abende zu; doch am liebſten mit der ſchönen Frau allein; und ſo gerieth auch hier alles bald wieder in's Stocken. Die Karlsruher Art war übrigens nicht zu bezwingen, niemand kam anders als wenn ausdrücklich eingeladen, im beſten Putz, und mit dem Anſpruch auf große Bewirthung; außerdem blieb man für ſich und ſaß in verſchloſſener Häuslichkeit, die ſich freilich fremden Augen meiſtens nicht gut durfte ſehen laſſen.

Man fand es ungewöhnlich für einen Diplomaten, daß ich mich auch in andern Kreiſen umſehen wollte, als in dem der geſtickten Uniformen und Hofkleider, aber ich kümmerte mich darum nicht, und hatte nur den Verdruß, überall denſelben Zuſchnitt zu finden, nur noch geringer und ungeſchickter. Doch gab es in der Stadt einige Männer von gutem Namen, die es wohl verlohnte kennen zu lernen. Ich beſuchte den berühmten Jung-Stilling einen ſchon hohen Siebziger, der aber noch ein rüſtiges Anſehen hatte. Wir fanden uns bald in vertraulichem Geſpräch, und an meiner Verehrung für Goethe und Jacobi, an meiner Bekanntſchaft mit Tauler's, der Frau von Guion, Lavater's, und ſeinen eigenen Schriften, bezeigte er inniges Gefallen. Ich ſah mit Rührung den ſanften und noch immer lebhaften Greis vor mir, deſſen merkwürdigen Schickſalen ich als Leſer einſt ſo warmen Antheil gewidmet. Er war einer der wenigen

Menschen, in denen ich das treue Bild eines ächten Christen erkennen zu dürfen glaubte, indem die Mehrzahl derer, die sich so nennen, und besonders derer, die sich mit anspruchsvollem Eifer so nennen, keineswegs diesen Namen verdient. In Stilling arbeitete sich die Liebe immerfort über die Vorurtheile hinaus, welche er abzuwerfen doch nicht die Kraft hatte. Denn bei aller Stärke des Gemüths und der Einbildungskraft war sein Denkvermögen nur schwach; in diesem übertraf ihn seine Frau, seine dritte, die er noch in später Zeit sich zur Gefährtin erwählt hatte, weil er ohne eine solche nicht leben konnte. Die Unglückliche sah einem Schatten gleich, blaß und abgezehrt, von unaufhörlichen Zuckungen gepeinigt, welche ihr den Kopf und Hals immerfort verdrehten, selbst im Schlaf arbeitete dieses Unheil ohne Nachlaß. Es war ein jammervoller und doch erhebender Anblick, aus diesem schmerzverkrümmten, unscheinbar eingeschrumpften Wesen die heitersten Gedanken und schönsten Empfindungen hervorströmen zu sehen, so daß die Leiden und Gebrechen wie verschwunden schienen, wobei man die Ueberzeugung fassen konnte, daß in dieser körperlichen Unseligkeit mehr ächtes Glück wohne, als in manchem von Natur und Welt mit höchster Schönheit und Kraft ausgestatteten Menschenkind. — Beide Gatten zeigten liebevolles Verlangen, auch Rahel kennen zu lernen, von der sie schon viel Vortheilhaftes gehört hatten, besonders von ihrer Pflege der Verwundeten und Kranken im letzten Kriege; eine vornehme Dame, die Rahel selber nicht kannte, hatte ihnen davon erzählt. Ich wünschte sehr diese Anknüpfung, denn ich hoffte für Rahel daraus manche Befriedigung; allein es kam nicht dazu; Jung mußte für einige Zeit auf's Land, wir verreisten ebenfalls, und späterhin machte seine zunehmende Kränklichkeit ihn auch mir meist unzugänglich.

Einen gleich ihm auf religiösem Boden hervorgewachsenen Mann lernte ich in dem Kirchenrath Johann Ludwig Ewald kennen, der als ein Jugendbekannter Goethe's und ein Jünger Lavater's nicht ohne Anziehung für mich war. Er hatte Goethe'n in der Zeit seiner Neigung zu Lili gekannt,

schilderte mit Begeisterung den Zauber des herrlichen Jünglings, die strahlende Anmuth der schönen Lili; er bewahrte noch die früheste Abschrift des Gedichtes „Lili's Park", und las dasselbe mit — wie er versicherte — genauer Nachahmung des Tons und Ausdrucks, in denen Goethe selbst es vorgetragen hatte. Ueber Lavater sprach er das merkwürdige Urtheil, derselbe sei in der Zeit seines ersten Auftretens ein gottbegeisterter Seher, ein unschuldsvoller Heiliger gewesen, aber nachdem er in das Getriebe der Welt tiefer eingegangen, und sein ungeheures Talent des Scharfblicks und der Einsicht rasch entwickelt habe, sei er eben so schnell zum klugen Schalk geworden; er habe seine wunderbare Gabe, die Menschen augenblicklich zu durchschauen, dann oft mißbraucht, mit ihnen sein Spiel zu treiben. Hiemit stimmte Goethe's eigene Erfahrung ganz überein, woraus sein späterer Widerwillen gegen den einst innig geliebten Lavater sich vollkommen erklärt, sowie auch sein Ausfall in den Xenien gegen Ewald, der mit Lavater den gleichen Weg zu gehen schien, obgleich nur als schwacher Abglanz desselben. Ewald hatte die Zeit der Empfindsamkeit und Aufklärung in Deutschland eifrig mit durchgemacht, und lebte und wirkte noch stets in beiden Richtungen fort. Weichliche Gefühlserbauung und schlaffe Denkweise fanden sich in ihm behaglich vereint, und erzeugten mittelmäßige Schriften und Predigten, denen man doch alles Verdienst nicht absprechen konnte. Daß aber jene Mischung den sinnlichen Neigungen wenig Widerstand zu leisten, im Gegentheil sie eher zu fördern geeignet war, davon gab er selbst ein betrübtes Beispiel. Es war nämlich kein Geheimniß, daß der frömmelnde Kirchenrath, der eine kranke Gattin und erwachsene Töchter hatte, im Stillen kleinen Liebschaften nachging, deren Flüchtigkeit doch bisweilen dauernde Folgen hinterließ, wobei der Anschein der Ehrbarkeit nur mühsam gerettet wurde. Daneben machten seine Bücher, welche die Kunst lehrten, ein gutes Mädchen und eine glückliche Gattin zu werden, im sogenannten Mittelstande ziemliches Glück. In neuester Zeit hatte sich sein Ehrgeiz wie schon vormals auch wieder auf Tagesfragen geworfen, er war für die bürgerlichen Rechte

der Juden aufgetreten, und machte dann, veranlaßt durch des Königs von Preußen erwachten Eifer, Vorschläge zur Hebung des äußern Ansehens der Geistlichkeit und der Kirche, zu welchem Zwecke er geringe und rein äußerliche Mittel empfahl. Ich konnte ihm, wo er vernünfteln wollte, selten beistimmen, doch sehr gern zuhören, wenn er erzählte. Für Rahel kam diese Bekanntschaft wenig in Betracht; der Mangel alles Ursprünglichen konnte ihr nicht durch den litterarischen Anhalt ersetzt werden, mit dem ich mich behelfen mochte. Mehr hätte vielleicht Hebel sie angesprochen, der Dichter der allemannischen Gedichte, der anmuthige Erzähler des rheinischen Hausfreundes; hier war eine entschiedene Eigenthümlichkeit im Menschen und Schriftsteller ausgeprägt, zwar eine sehr auf Land und Ort beschränkte, für die selbst Goethe's anpreisende Fürsprache die allgemeine Theilnahme nicht dauernd erregen konnte, allein für uns jetzt eine nahe und offene, da wir ja nun auch dem Lande und Orte angehörten.

Das Mißgefühl, welches die gesellschaftliche Dürftigkeit, die Aussicht auf die darin zu verlebende Zeit uns gaben, wurde noch durch den üblen Willen verstärkt, der meine Vorstellung bei Hof hinzögerte. Ich war dem Großherzog, wie ich wußte, auf das vortheilhafteste angekündigt und empfohlen, er selbst und die Großherzogin hatten mich im voraus versichern lassen, sie freuten sich meiner Sendung, und sie würden alles thun, mir meine Stellung und meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich durfte an ihrem aufrichtigen Verlangen mich zu sehen nicht zweifeln. Gleichwohl verging Woche auf Woche, ohne daß meine Vorstellung erfolgte; der Minister von Hacke suchte sie absichtlich in unbestimmte Ferne hinauszuschieben. Wenn ich ihn erinnerte, hatte er stets eine andere Ausflucht. Zuletzt gab er zu verstehen, es beliebe ihm noch nicht, und ließ deutlich hervorblicken, ich dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, einen Freund in ihm zu finden, er werde nur thun, was das Geschäft erfordere. Diese Art Kriegserklärung hatte ich weder erwartet noch verdient, ich stand im Augenblicke dabei sichtlich im Nachtheil; allein indem ich meine Aufwallung unterdrückte,

ließ ich doch ein paar scharfe Worte fallen, und ließ ihn merken, daß ich seine Feindschaft anzunehmen völlig bereit sei, und er gefaßt sein möge, auch seinerseits Nackenschläge zu empfangen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen werde.

Blößen wenigstens gab er genug, und seine Stellung war schon längst von der Art, daß er eher hätte Freunde suchen sollen als Widersacher. Ein geborner Pfälzer, in der geschmackvollen und lebhaften Gesellschaft Mannheims aufgewachsen, und voll Dünkel auf die dortige Bildung, die doch ihm selbst nicht eben reichlich zugekommen war, glaubte er auf die Karlsruher vornehm herabsehen zu dürfen. Er nannte sie nur Böotier, deren dicke Köpfe zu keiner Geistesarbeit geschickt und deren karge Sinne nicht einmal eines rechten Lebensgenusses fähig wären. Der letztere beschränkte sich für ihn aber einzig auf die Mittagstafel, deren Freuden ihm die höchsten waren, die einzigen auch, die er noch genießen konnte. Aufgeschwollen zu einer unförmlichen Fleischmasse, die in einem schweren Hängebauch auslief, zeigte er schon durch dieses Aeußere, daß er mehr ein Fresser als eigentlich ein Gutschmecker sei, besonders aber ein Koch, in dessen Verrichtungen er gern persönlich eingriff. Mit plumper Unbefangenheit trug er seine Neigung zur Schau, ließ sich von den Geschäftsleuten in der Küche finden, und legte wenn er mit ihnen sprach kaum die weiße Schürze ab. Er war nicht ohne Witz, besonders von der derben Art, machte sich über alles lustig, behandelte alles obenhin, und meinte, der rechte Staatsmann sei derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen sei, und vor allem sich selber bedenke und sich einen guten Tag bereite. Diese Grundsätze, dabei sein leichtsinniger Aufwand und seine üppigen Mahlzeiten, seine rücksichtslose Dreistigkeit auch in den Staatsgeschäften, in denen ihm vieles über Erwarten gelungen war, imponirten den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog selbst, und man glaubte er sei der Mann, um Baden durch manche drohende Gefahr glücklich durchzubringen. Aber niemand konnte ihn eigentlich leiden, und er hatte nirgends eine wahre Stütze. Während der Rheinbundzeit hatte er es mit den Franzosen gehalten und sich auf die

Macht des Kaisers verlassen; nachdem diese zerfallen war, hatte er um andern Anhalt sich nicht gekümmert, im Gegentheil noch zuletzt als Gesandter in Wien die Empfindlichkeit Oesterreichs bitter gereizt, und dessen Benehmen mit dem Fußtritt verglichen, den in der Fabel dem Löwen der Esel giebt. Von seiner Unverschämtheit erzählte man noch andere merkwürdige Geschichten. Zum Beispiel, als die Bundesbehörde der Schweiz einen badischen Gesandten, der eines schändlichen Lasters offenkundig bezüchtigt wurde, nicht annehmen wollte, damit die Sittenreinheit der Eidgenossen nicht Gefahr liefe, gab Hacke in diplomatischer Förmlichkeit die freche Antwort, das angedeutete Laster vertrage sich mit dem diplomatischen Karakter ganz gut, wie viele Beispiele darthäten, was aber die Sittenreinheit der Schweizer beträfe, so möchten sie doch nur an ihren berühmten Geschichtschreiber Johann von Müller denken, ferner an die zahlreichen Berner Junker, die in ganz gleicher Weise beschuldigt würden. Eben so sagte er dem Großherzog in's Gesicht, er sei doch kein rechter Herr, weil er nicht den Muth habe, sich öffentlich eine betitelte Maitresse zu halten; dabei nannte er Karlsruhe ein Dorf, das Schloß eine Bauerhütte, das Essen bei Hof einen Hundefraß; wenn er in solcher Aufzählung das Hoftheater verschonte, so war es deßhalb, weil er selbst ihm vorstand und sich darauf etwas einbildete. Genug er trieb es so toll als möglich, und es war kein Wunder, wenn ich im Kampfe gegen einen solchen Unhold auf Bundesgenossen in Menge zählen konnte. Durch die neue Gestaltung der Dinge hatte sein Ansehen ohnehin schon gelitten, es gab Stimmen, die seine vermeinten Talente in Abrede stellten, seinen Witz als rohe Dreistigkeit bezeichneten, sein tolles Wesen, sagte man, könne für Baden gerade jetzt nur verderblich sein.

Dennoch war es mir peinlich, und für einen Anfänger auf meiner Stufe durfte es gewiß auch bedenklich sein, dem Minister, bei welchem ich beglaubigt und auf den ich für allen Geschäftsverkehr angewiesen war, in offener Feindschaft entgegenzustehen. Ich ließ es nicht unversucht, ihm durch Tettenborn's Vermittelung ein wenigstens leidliches Verhalten

gegen mich abzugewinnen, allein da dies fehlschlug, und Tettenborn selbst mir sagte, Hacke müsse gegen mich eine besondere Tücke haben und ich könne von ihm nichts Gutes erwarten, so blieb mir nur übrig, auch meinerseits auf dem Kriegsfuße zu stehen und meinen Vortheil abzuwarten. Doch was die Vorstellung bei Hof anbelangte, so behielt der Gegner einstweilen die Oberhand. Der Großherzog und die Großherzogin reisten, von Hacke begleitet, in der Stille nach dem einsamen Brunnenorte Griesbach im Schwarzwalde, und es hieß der Aufenthalt werde mehrere Wochen, ja vielleicht Monate dauern. Dort war der Großherzog ganz unzugänglich, und bis zu seiner Rückkehr mußte daher meine Vorstellung verschoben bleiben.

Doch ließ die Großherzogin, die von mir aus Mannheim, wohl durch günstige französische Stimmen, allerlei gehört haben mochte, was ihrem Sinn gefallen konnte, mir vor der Abreise ausdrücklich sagen, sie sowohl als der Großherzog bedauerten herzlich, daß die Umstände den Zeitpunkt noch verzögerten, wo sie mich sehen und mir sagen könnten, wie angenehm ihnen meine Anwesenheit in Karlsruhe sei. Tettenborn erzählte mir überdies, daß die Großherzogin mit ihm offen und wahr über die innern Verhältnisse des badischen Hauses und besonders über den Großherzog gesprochen, dessen edle Eigenschaften sie lebhaft anerkannt, aber die Verwilderung und Düsterheit tief beklagt habe, in die er wie mit Absicht hinabgedrückt worden; auch die politischen Wolken, die sich über seinem Haupte gesammelt, hatte sie unter den Einflüssen aufgezählt, durch die sein Mißtrauen, seine Menschenscheu und Trägheit bis zur Schwermuth erhöht würden; er wisse recht gut, daß seine Angelegenheiten in schlechten Händen wären und äußerst verwahrlost würden, allein ihm mangele der Entschluß und sogar die Geschicklichkeit, aus eigener Wahl die nöthigen Aenderungen zu treffen. Mich wollte die Großherzogin im voraus als einen Freund ansehen, und ich möchte, hieß es, bei allem was irgend vorfiele, auf den Großherzog und sie mein Vertrauen setzen. —

Schon früher, größtentheils durch Reizenstein und dann

durch Tettenborn war ich in den Zusammenhang der badischen Sachen eingeweiht worden. Die Staatsverträge und geheimen Verabredungen zwischen Oesterreich und Baiern in Betreff der Zukunft Badens gehören zu den willkürlichsten und gehässigsten Handlungen, welche die neuere Diplomatie begangen hat, und sie werden dadurch nicht besser, daß auch die andern großen Mächte in gleichgültigem Unbedacht mehr oder weniger ihre Zustimmung gaben. Oesterreich und Baiern waren einig geworden, letzteres solle den Ersatz der Gebietstheile, welche ihm Oesterreich gewaltsam abgedrungen, aus dem Lande des Großherzogs von Baden erhalten, der ihrer Ausgleichung ganz fremd und weder gefragt war noch gefragt werden sollte. Man setzte ganz willkürlich und unschicklich voraus, der badische Mannsstamm werde nächstens aussterben, und dann sollte der Breisgau an Oesterreich, die Rheinpfalz und überdies der Main- und Tauber-Kreis an Baiern kommen, oder wie man beschönigend sagte zurückfallen, als ob jene Staaten diese Gebiete nie durch völkerrechtliche Verträge unbedingt abgetreten hätten! Aber das Aergste war, daß man dieses Erlöschen des Mannsstamms als gewiß annahm, während der Großherzog in seinen besten Jahren mit seiner jugendlichen Gemahlin in kindergesegneter Ehe lebte, und statt des frühgestorbenen eben wieder ein Erbprinz geboren war. Daß im Falle jenes Erlöschens dann auch das Land noch Ansprüche und Rechte habe, sich nicht zerstückeln zu lassen, sondern als ungetheiltes Ganzes fortzubestehen, für das immer noch Näherberechtigte als jene Vertragschließer vorhanden waren, dies konnte für Staatsmänner jener Zeit schon leichter außer Acht zu lassen sein! Bei der ganzen Verhandlung war ohnehin auf die noch lockere Verknüpfung der ungleichartigen Bestandtheile des Großherzogthums, auf die allgemeine Unzufriedenheit mit der anerkannt schlechten Regierung, und besonders auf die Schlaffheit des Großherzogs und die Schwäche seiner Rathgeber gerechnet.

Ueberzeugt von dem guten Rechte Badens, und durch alle Eindrücke und Erwägungen, die mir jeder Tag reichlich bot, mehr und mehr angeregt und befeuert, faßte ich als

bald den Vorsatz, in meiner Stellung, soweit die Umstände es gestatten würden, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß Baden bei seinem Recht erhalten und gegen die Uebergriffe willkürlicher Gewalt bewahrt bliebe. Ich freute mich des Gedankens, den Beginn meiner diplomatischen Laufbahn dadurch zu bezeichnen, daß ich die Gesinnungen, welche mich in allem Wechsel meines Lebens geleitet hatten, auch auf diesem Boden stets voranstellte, und lieber von ihm wiche, als von jenen. An mein eigenes Gedeihen dachte ich nicht, oder doch nur nebenher, ich wollte allerdings weiterkommen, aber nur auf meine Weise, ohne Verläugnung der Antriebe und Grundsätze, zu denen ich mich schon öffentlich bekannt hatte; zwar wußte ich wohl, daß unsere Ueberzeugungen durch die verschlungenen Weltpfade nicht geradedurchgehen können, daß sie sich winden und bedingen müssen, und bald innehalten, bald abbiegen, aber indem ich bereit war, mich in die Umstände zu schicken, — auf einem Gebiete, wo dies den Meisten als die einzige Aufgabe erscheint, — war ich fest entschlossen, mir meine gewählte Richtung nie so verrücken zu lassen, daß sie in ihr Gegentheil umschlüge.

Ich hatte im vorliegenden Falle die Sicherheit, daß preußischerseits der anerkannte Gerechtigkeitssinn des Königs und die wohlmeinende Ritterlichkeit des Staatskanzlers mir ihre Zustimmung nicht vorenthalten könnten, besonders da die Thatsache, daß Preußens Vortheil gegenüber von Oesterreich und Baiern eifrig die Erhaltung Badens zu wünschen habe, für niemanden eines Erweises mehr bedurfte. Allein mir standen dennoch vielfache, fast übergroße Hindernisse entgegen. Ich hatte von Berlin keinerlei Vorschrift empfangen, meine Geschäftsführung und Benehmen waren meinem Gutdünken, meiner Klugheit überlassen, und wenn ich auch im Allgemeinen den Geist unserer Staatsleitung kannte, so hatte ich mich doch keineswegs auf eine feste und entschiedene Weisung zu berufen, die mich zu dem gewählten Gange ausdrücklich ermächtigte. Vielmehr mußte ich befürchten, daß eine bestimmte Absicht dieser Art, von mir ausgesprochen, sogleich die Besorgniß aufregen würde, ich möchte den Eifer

zu weit treiben und die preußische Theilnahme mit der Haltung der übrigen Mächte wo nicht in Widerstreit, doch in Ungleichheit stellen, was man um jeden Preis vermeiden wollte. Denn man fühlte, wie das gute Vernehmen der Mächte, welches beim Wiener Kongreß und beim zweiten Pariser Frieden kaum noch gehalten, nur an schwachen Fäden hing, und von allen Seiten war man besorgt, besonders aber in Berlin, keine zu starken Gewichte irgendwo daran zu heften. Wo es nicht unabweisliche, in die Augen fallende Gegenstände der Wohlfahrt oder Ehre galt, und selbst bei diesen oft genug, führte man die vorsichtigste Sprache der Bescheidenheit, wollte vor allem die Meinung der andern Mächte hören, suchte durch diese anzuregen, was man selber vorzutragen scheute, und ein festes Auftreten und bestimmtes Fordern waren ganz außer Uebung, alle Geschäfte, deren Gang nicht schon durch frühere, im Drange der Noth oder in der Flüchtigkeit des Augenblickes gefaßte Beschlüsse vorgezeichnet war, litten schwer von dieser rücksichtsvollen Zagheit. Aengstlich suchte besonders unser Kabinet jeden Gedanken zu entfernen, als könnte es handelnd vorgreifen, oder auch nur Ansichten festhalten wollen, die mit den andern Kabinetten nicht verabredet wären; nicht als hätte es an Gelüsten und Wünschen gefehlt, im Hintergrunde regten sich geschäftig eine Menge von Ansprüchen, allein sie zeigten sich nur versuchsweise, und zogen die Fühlhörner gleich wieder ein, wenn sie Widerständiges berührt hatten. So wünschte man in Berlin ganz entschieden, daß Baden dem Schicksal, das über ihm schwebte, unbeschädigt entginge, allein man wartete darauf, daß Rußland sich aussprächе, oder Oesterreich anderweitig seinen Vortheil fände; niemals hätte man mir erlaubt als preußischer Diplomat auf jenen Zweck offen hinzuarbeiten; ich durfte daher eine solche Absicht gar nicht aufstellen, sondern mußte mich beschränken sie durch Inhalt und Ton meiner Berichte unter Vermeidung alles Aufsehens zu fördern. Beschäftigt und zerstreut, wie damals die Geschäftswelt in Berlin war, die in sich selber gar viel zu ordnen oder zu rücken hatte, konnte mir auf

solche Weise, das wußte ich, für lange Zeit freie Hand bleiben.

Doch weit größere Schwierigkeiten standen mir in Baden selbst entgegen. Hier war seit dem Zerfallen des Rheinbundes und der Franzosenherrschaft eine Art politischer Auflösung, die alten Verhältnisse und Personen galten nicht mehr, in die neuen, welchen der Deutsche Bund zur Grundlage gegeben war, hatte man sich noch nicht gefunden, ja man setzte sich ihnen feindlich entgegen, da man sie für gefahrdrohende hielt. In rathlosem, unthätigem Schwanken hatte man alles versäumt, was Baden zu dem ihm gebührenden Ansehen verhelfen konnte, man war, ungeachtet der glänzenden Verwandtschaften, mit keinem der großen Höfe politisch verknüpft, mit keinem der Nachbarn auf sicherem Fuß des Vertrauens, mit keinem der Staatsmänner, welche den großen Kabinetten vorstanden, hatte man nähere Berührung. Ohne diese gränzenlose Vernachlässigung wäre es nie dahin gekommen, daß die Mächte wider Recht und Schicklichkeit so leichthin über Badens Zukunft verfügt und darüber Verträge abgeschlossen hätten, aber der Staat schien sich selber aufzugeben und bei der Mißachtung, in der er stand, nicht viele Rücksicht anzusprechen. Allerdings konnte dieser Nachtheil jeden Augenblick gehoben werden, eine kräftige Leitung an die Stelle der schlaffen treten, ein klarer fester Gang das Schwanken endigen. Doch gerade hiezu war eben jetzt, wo die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, nicht die geringste Aussicht. Der Großherzog sah den jämmerlichen Zustand ein, aber ihm fehlten Entschluß und Kraft ihn zu ändern, er ließ alles gehen wie es konnte, und schleppte sich in gewohntem Geleise fort. Die Großherzogin stand ganz vereinzelt, ihre engern Beziehungen waren die alten französischen, auf die sie wohl verzichtete, doch ohne neue dafür eintauschen zu können; die Familie war, wie schon erwähnt, in sich entzweit, und die Selbstsucht jedes einzelnen Mitgliedes gönnte keinem andern den Vortheil, der aus dem Heil des Ganzen ihm erwachsen wäre. Die Minister besorgten jeder sein Fach, gewissenhaft oder sammselig, es kam nicht darauf an. Am schlimmsten

war das politische Fach versehen, da Hacke weder Eifer noch Umsicht, weder Ansehen noch Einfluß hatte, die fremden Kabinette außer Acht ließ und ihre Vertreter oft durch Hoffahrt und Uebermuth verletzte. Oesterreich war feindlich, Rußland gleichgültig gesinnt, Preußen, dessen guter Wille hier am wichtigsten werden konnte, wurde schnöde vernachlässigt, und dies besonders an mir ausgeübt, der ich in meiner Stellung so sehr nutzen konnte, und dazu so sehr bereit war. Ich sah mich daher genöthigt, in Baden selber Krieg zu führen, indem ich für Baden nach außen zu streiten dachte, ohne einen Wechsel der innern Verhältnisse war für die äußern keine Hoffnung, und meine Sache gegen Hacke war nicht bloß die meine mehr. Ein harter und mühsamer Kampf lag vor mir, von dem ich wohl sah, daß ich ihn mit all meinen Kräften würde führen müssen. Mit all meinen Kräften, das konnte hier wenig sagen, wenn nur die gemeint sein sollten, die mein amtliches Verhältniß mir verlieh; zum Glück wußte ich mir andere, die, auf mein Amt gestützt und von ihm gedeckt, bedeutendere Wirkung haben konnten. —

Nachdem der Großherzog und Hacke sich von Karlsruhe für längere Zeit wegbegeben, fand ich mein Verbleiben an dem langweiligen Orte unnütz, und eilte mit Rahel nach Baden, wo wir mit Ungeduld erwartet wurden. Sie sah diese Gebirgslandschaft zum erstenmal und war entzückt; nach den ersten Umblicken und Ausflügen bekannte sie gern, daß dieses Stück Erdboden eines der schönsten und reichsten sei, die ihr vorgekommen. Das Allernächste und das Entferntere wetteiferten an Reiz, ja die Herrlichkeit schien bei jeder Erweiterung des Kreises nur immer zauberischer zu werden. Weniger günstig war im Allgemeinen der Eindruck, den die hier zusammengeströmten Menschen machten, eine Mischung fremdartiger, mitunter sogar unheimlicher Bestandtheile. Der Krieg und die ihm gefolgten politischen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht, und auf diesen Markt des Verkehrs geworfen, man sah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutschland selbst, eine große Zahl Abentheurer, Glücksritter,

Abgesetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Auf-passer, unsichere, mißfällige Gestalten, und der weibliche Theil meist noch abschreckender als der männliche. Rohes Benehmen und gemeine Stimmen, sowohl deutsche als französische, verleideten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchsten Klassen und das niedrigste Gesindel vereinigte, sondern auch die Spazirgänge, die Ruheplätze im Freien; Auge und Ohr wurden auf das widrigste beleidigt, während feinere Manieren nicht selten auch nur Argliſt und Betrug verdeckten. Die Ortspolizei war grundschlecht, sie machte stets Mißgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beschwerlich, und ließ die Schelme unangefochten. Einige Vorfälle, wo sehr achtbare Personen in ärgerliche Verwickelungen gerathen waren, verbreiteten große Scheu mit unbekannten Personen sich einzulassen, so wie den Schutz der Behörde anzurufen; die große Badegesellschaft bewegte sich untereinander in gespannter Fremdheit, in Mißtrauen und Verdacht.

Dieses Treiben ging uns wohl wenig an, und konnte uns kaum berühren. Wir bekamen nur das gleichsam Durchgesiebte, in dem großen und glänzenden Kreise, der uns bei unserer Ankunft in Beschlag nahm. Der General von Tettenborn bewohnte nämlich das damals schönste und wohlgelegenste Haus in Baden, und dieses stand jeden Tag von früh bis spät den ihm aus aller Welt zuströmenden alten und neuen Bekannten gastfreundlich offen. Während er die elegante Welt prächtig bewirthete, sie mit seinen zahlreichen Wagen- und Reitpferden zu den schönsten Lustorten führte, dort ihr glänzende Feste gab, wie diese Gegend sie vorher nie gesehen, war er zugleich der Anhalt der Bedrängten, die Zuflucht der Bedürftigen, die sich an seine unerschöpfliche Freigebigkeit nie vergebens wandten. Sein Kreis war aus allen Nationen gemischt, besonders aber reich an Russen und Franzosen. Von den letztern waren vorzugsweise die jetzt verfolgten Bonapartisten bei ihm gut aufgenommen, deren viele ihn an Napoleon's Hof gesehen hatten, und nun es dankbar empfanden, daß der ihnen im Kriege so feindliche General sie im Unglück jetzt so freundlich be-

handelte. Das Verfahren der zum zweitenmal wiedereingesetzten Bourbons, welche sich ganz den Händen der fanatischen Emigrantenparthei hingaben und jeden Tag durch Maßregeln des Hasses und der Rache bezeichneten, erweckte bei allen Edelgesinnten nur Widerwillen und Abscheu, und warb der liberalen Parthei, mehr als deren Grundsätze es vermocht hätten, Anhänger und Beschützer. Die Verfolger waren oft schuldiger als die Verfolgten, und schlugen nur um so grimmiger auf diese, damit die eigene Schuld um so eher vergessen oder verziehen würde. Besonders empörte den bessern Sinn der Deutschen, das Heer feiler Kundschafter, welche von den knechtischen Behörden jener frechen Parthei in die benachbarten Gränzländer ausgeschickt wurden, und mit denen auch Baden überschwemmt war. Hier galten die Spähereien nicht allein den Bonapartisten und Liberalen, sondern auch der Landesregierung, dem Hofe, wo die Anhänger Bonaparte's in der Großherzogin Stephanie eine wichtige Stütze haben sollten; dies war völlig grundlos, aber die Frechheit ging so weit, daß man badischen Beamten zumuthete, ihre eigene Fürstin an die französische Polizei zu verkundschaften! Auch bei Tettenborn wollten sich hochbetitelte Sendlinge dieser Art einschleichen, allein sie wurden mit Schimpf und Schande bald ausgewiesen. Alle Genossen unseres Kreises, wie ungleich sonst in politischer Denkart, stimmten darin überein, daß die Regierung der Bourbons in niedriger Leidenschaft ihr eigenes Verderben bereite; besonders waren die Russen und Engländer heftig im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Hasses gegen die unwürdigen, oft grundlosen Verfolgungen.

Als ein tapferer Gleichgesinnter zeigte sich der österreichische Feldmarschalllieutenant Graf Mazzuchelli, der unter Napoleon als Divisionsgeneral gedient hatte, und mit seinem Vaterlande der Lombardei jetzt wieder zu Oesterreich gehörte. Der tüchtige und gewandte Kriegsmann war in seinem neuen Verhältniß gleich einheimisch geworden, stand in großem Ansehen, und wurde geehrt und gefürchtet; besonders hatten die Behörden im Elsaß, welche als Bourbonische jede Nachgiebigkeit von Seiten der Verbündeten fordern zu dürfen

meinten, zu ihrem Schaden seine harte Unbeugsamkeit erfahren. Mit diesem freigesinnten Italiäner und seiner eben so denkenden Frau waren wir täglich zusammen, und bald so vertraut, daß die innerste Meinung sich ohne Rückhalt aussprechen konnte, welches bei ihm oft in aller Macht der Begeisterung geschah, die das Nationalgefühl den Italiänern so leicht erweckt, unter schmerzerpreßten Thränen über die Zersplitterung und Knechtschaft des geliebten Vaterlandes. Er ist im österreichischen Dienste alt geworden und zu Würden und Ehren gelangt, er hat in diesen Verhältnissen die gewissenhafteste Pflichttreue geübt, aber auch seiner vaterländischen Gesinnung ist er treu geblieben, und hat nie aufgehört, den ihm, wie so vielen edlen Landsleuten, gleichsam eingeborenen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens im Herzen zu tragen. Um ihr Land wiederhergestellt und vereinigt zu sehen, hofften viele Polen auf Rußland, eben so mochte der Italiäner dieselbe Hoffnung jetzt auf Oesterreich setzen, fürerst schon zufrieden, wenigstens unter der Fremdherrschaft vereinigt zu sein! — Wenn Mazzuchelli mit hinreißender Gewalt uns Stellen italiänischer Dichter und Redner hersagte, welche das Vaterland feierten und beklagten, so konnten wir um so lebhafter seine Gefühle theilen, als wir uns nicht verhehlen durften, daß auch Deutschland, ungeachtet der jüngst siegreich geführten Befreiungskriege, seine nationalen Wünsche und Ansprüche noch lange nicht erfüllt sehen werde. —

Den König von Baiern zogen alte Verbindungen und Neigungen stark zu den Franzosen hin; er hatte seine besten Tage als Prinz von Zweibrücken in Straßburg verlebt, als Oberst eines französischen Regiments, das dort in Besatzung lag, und seine Anhänglichkeit war von den Königlichen auf die Kaiserlichen Franzosen übergegangen. Allein er wagte nicht seinem Hange zu folgen, wiewohl er sich in Worten oft ohne allen Zwang aussprach. Uebrigens lebte er ganz als Privatmann, ohne jedes Gepränge, und daß er keinerlei politisches Absehen haben konnte, zeigte sich auf den ersten Blick. Er war gegen mich sehr freundlich, bedauerte, daß ich als Düsseldorfer nicht mehr Baiern angehörte, indeß

würde ich, meinte er, den pfalzbaierischen Verhältnissen doch ein gutes Andenken tragen. Von den schwebenden politischen Fragen zwischen Baiern und Baden schien er wenig zu wissen, oder sich wenigstens nicht um sie zu kümmern.

Frau von Demidoff, geborne Stroganoff, die reiche Russin, kam mit großem Gefolge aus Paris, und ließ uns den Wiederhall der dortigen Stimmung vernehmen, welche mit Ausnahme des Hofes und seiner engern Angehörigen durchaus liberal war, und gegen die Bourbons sowohl als gegen die sie beschützenden fremden Truppen tiefen Haß nährte und gewaltsamen Ausbruch drohte. Eben so berichteten die zahlreichen Offiziere, die von diesen in Frankreich zurückgebliebenen, besonders preußischen und österreichischen Truppen zum Besuch nach Baden kamen. Der noch jugendliche, aber schon vielerfahrene und kriegskundige General Bachelu, verbannt und flüchtig, weil er noch zuletzt bei Bellealliance in Napoleon's Heer gefochten, traf aus der Schweiz ein, und hatte dort von der großen Gährung in Burgund und Dauphiné gehört, wo das Stadt- und Landvolk noch sehr an Bonaparte hing, oder vielmehr unter den alten Freiheitsgedanken, die unter seiner Gewaltherrschaft zwar unterdrückt waren, jetzt aber mit seinem Andenken wieder verträglich wurden, weil beiden ein gemeinschaftlicher Feind entgegenstand. Durch die Thorheit der von Paris her täglich erneuerten Herausforderungen konnte der Volksunwillen jeden Augenblick in offenen Aufruhr übergehen, und der Bürgerkrieg sich entzünden. Für uns Deutsche kamen noch die Besorgnisse hinzu, welche die Nachrichten aus der Schweiz, aus dem Schwarzwald, aus Würtemberg und selbst aus Tyrol uns erregten; diesen ganzen Zusammenhang von Gebirgsländern durchzog ein Geist der Unzufriedenheit, der bei dem kraftvollen Sinne der Bewohner furchtbar werden konnte, wenn diesen einmal gemeinsam zu handeln einfiel.

Der ehemalige Präfekt von Rom, Herr von Montbreton-Norvins, war ein Bonapartist, ohne Frage, und er verhehlte seine Anhänglichkeit an die Kaiserzeit nicht; allein er gab

sich mit Poesie ab, und aus seiner Feder flossen keine Chansons und Epigramme, sondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unsterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politisch unschädlich. Er ging und kam ungestört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte später in Paris denn doch, daß seine Feder auch politischer Schärfen fähig sei. Mit ihm verkehrten andere Bonapartisten, deren Art rauher war, und die ihm dadurch unbequem wurden; er suchte sie abzustreifen, und sie rächten sich dafür, indem sie ihn der Zweideutigkeit beschuldigten.

Waren manche jener Franzosen einiger Unbesonnenheit und eines Mangels an Vorsicht nicht freizusprechen, so traf dieser Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und sich der großen Gesellschaft anschloß, aber zugleich in ihr schweigend und möglichst unbedeutend bleiben wollte. Doch diese Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Lustfahrt war er unserem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewissen Ansichten, welche er unter früheren Einflüssen in seinen Kämpfen der Zeit dichterisch ausgesprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorstellungen, die er über die Anfänge der französischen Revolution darlegte. Der Fremde schwieg nicht ohne Zeichen der Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm Theil an der Erörterung, die ihn denn bald so hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft seiner Rede uns in Erstaunen setzte, und uns die Ueberzeugung gab, dieser Mann sei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrage. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verschieden er plötzlich von dem erscheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns Verstellung unnöthig sei, und noch denselben Abend ließ er uns durch Bachelu wissen, daß sein wahrer Name Teste und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten sei, für deren Geschäfte zum Theil er auch diese Reise unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren,

der mächtigen Gegensätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten sich Deutsche in Deutschland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzosen, und in dunkler Nähe gestaltete sich schon das Unheil, daß Deutsche in Frankreich als Flüchtlinge zu sehen sein sollten! Ich hatte später Gelegenheit ihm einige Dienste zu erweisen, und er veranlaßte Arnault, dessen Trauerspiel Germanicus eben großes Aufsehen machte, mir aus Brüssel zu schreiben und mir seine dort gedruckten Fabeln zu schicken.

Ein Ausflug in das nahe Elsaß ließ mich alles bestätigt finden, was mir Deutsche und Franzosen von der dortigen Stimmung berichtet hatten. In diesem ursprünglich deutschen Lande war der deutsche Karakter in voller Kraft wirksam, aber nicht zu Gunsten der erst aufgekommenen politischen Deutschheit, welche eigentlich ein norddeutsches oder noch genauer ein preußisches Erzeugniß war, und hier gar nicht verstanden wurde. Was hätte auch in unsern heimischen Zuständen eine solche Sympathie wecken dürfen? etwa der Blick über den Rhein in das jämmerlich regierte Baden, in das bedrückte, uneinige Würtemberg, in die zerrissene Pfalz? Da war es doch besser dem großen Frankreich anzugehören, das selbst in der Unterdrückung unter den früheren Königen, unter Bonaparte und jetzt wieder unter den Königen, mit denen die Fremdherrschaft in's Land gekommen war, mehr Freiheit und zugleich mehr Gedeihen und Wohlfahrt genoß, als Deutschland nach seinen großen Siegen. So wenigstens stellten die Elsasser ihre Lage dar, und das Thatsächliche war nicht zu widerlegen. Im Volke lebten die Eindrücke der Bonapartischen Zeit und weiter zurück die der Republik mächtig fort, die Restauration der Bourbons hatte hier noch nicht Wurzel gefaßt. Straßburg galt als eine der revolutionairsten Städte Frankreichs, hier ließ man noch oft den Kaiser Napoleon hochleben, und schaffte auch die Dreifarben nicht völlig ab, welche den Augen seit einem Vierteljahrhundert vertraut und lieb geworden. Gar kein Wohlgefallen fand man aus gleichem Grunde an den neuen Königlichen Truppen, an den statt

der alten berühmten Regimenter neuerrichteten Legionen; diese konnten in der That keine Vergleichung mit den Kaiserlichen Schaaren aushalten, wie diese durch und durch kriegerisch ausgesehen hatten, so sahen jene nicht einmal soldatisch aus, ihre Haltung war schlaff, ihre Waffenübung träge, Geist und Eifer fehlten ganz und gar, die alten Bonapartistischen Offiziere, die noch beibehalten waren, hielten sich verschämt zurück, die neuen Bourbonischen Offiziere wagten sich nicht hervor, die Truppen fühlten es, daß sie ihrer Zusammensetzung nach untüchtige sein mußten; nur die Artillerie machte noch eine Ausnahme. Der französische Präfekt Graf Bouthillier behandelte die Einwohnerschaft mit kluger Vorsicht, und ließ vieles unbemerkt, was im innern Frankreich die schärfste Rüge würde erfahren haben. Wenige Monate später, fand er zu bereuen, diese Klugheit um des überwältigenden Ansehens willen, das mit dem Namen des Siegers von Waterloo verbunden war, außer Acht gesetzt zu haben. Wellington war auf einer Truppenbesichtigungsreise auch nach Straßburg gekommen, und der Präfekt hatte angeordnet, daß bei dem Erscheinen des Helden im Theater das Lied god save the king gespielt wurde. Als der Lord die Ungeschicklichkeit übte, hiezu durch Klatschen seinen Beifall zu geben, brach ein ungeheurer Sturm los: „Weg mit fremden Liedern", hieß es, „französische, französische!" Der Tumult war so furchtbar, daß der Präfekt sogleich nachgab, und mit seinem Gaste sich eiligst entfernte, um persönlicher Gefahr auszuweichen. Für den Augenblick mußte es schon eine Beruhigung sein, daß die Unzufriedenheit, obschon ernst und zäh und darin sehr deutsch, doch nicht die geringste Hinneigung zu den Nachbardeutschen zeigte. — Mit Rahel diese merkwürdige Stadt zu durchwandern, den Münsterthurm zu besteigen, die früheren Zustände uns zu vergegenwärtigen, besonders auch Goethe's hier verlebte Jugend und meine eigene an dem Oertlichen neu zu entzünden, gab mir einen hohen Genuß, den ich oft ersehnt hatte. Professor Schweighäuser der Sohn, mit Rahel schon von Paris her bekannt, war uns dabei ein erwünschter, sinniger Begleiter, der die Vorzüge Straßburgs und des Elsasses

als gründlicher Kenner leidenschaftlich anpries und vor Augen zu stellen suchte. —

Bei der Rückkehr nach Baden fanden wir die politischen Kreise noch in größter Aufregung wegen des Mißgeschickes, welches der Geheime Rath von Hänlein, nun preußischerseits wirklich zum Bundesgesandten ernannt, noch vor der Eröffnung des Bundestags erlitten hatte. Dieser Diplomat war in seine neue Stellung mit großem Gepränge und noch größerer Zuversicht eingetreten. Er wollte dem österreichischen Präsidialgesandten Grafen von Buol-Schauenstein, der bisher in Kassel sein Kollege gewesen war, weder an Aufwand noch an Geltung nachstehen, und meinte hier ausdrücklich Preußens Macht und Größe auch durch äußere Mittel vertreten zu sollen. Allerdings lag etwas dieser Art in seinen von Berlin empfangenen Weisungen; man bereute dort, dem österreichischen Hofe einen zu großen Vorrang zugestanden zu haben, und hoffte nach und nach davon einiges abzuringen; allein dies sollte mit Klugheit und Vorsicht geschehen, denn die Eintracht und das Zusammengehen mit Oesterreich war als oberster Grundsatz angenommen. Hänlein's Aufgabe sollte sein, mit dem Grafen von Buol vertraulich zu verabreden, daß Preußen und Oesterreich die Leitung mancher Geschäfte und Einrichtungen gemeinsam übernähmen, den andern Bundesgliedern voraus, die alsdann den beiden vereinten Mächten gegenüber nicht sehr widersprechen würden. Buol nahm die Eröffnungen Hänlein's bereitwillig auf, meinte aber der Inhalt sei in Frankfurt schon durch Briefe von Berlin her bekannt, und nun bleibe nichts übrig, als die vertraulichen Anträge gleich den sämmtlichen Gesandten als förmliche offene darzulegen. Hänlein ging in diese Falle, fuhr mit einem Viergespann bei den Gesandten umher, und machte ihnen kund, was sie nicht wissen sollten. Ihr Staunen verwandelte sich in Unwillen, sobald sie von Buol hörten, daß dieser, weit entfernt sich einverstanden mit Hänlein's Schritten zu erklären, nur über dessen unkluges Benehmen und Preußens gefährliche Vorgriffe bitter klagte, und die andern Gesandten in ihrer Aufregung bestärkte. Von allen größern deutschen Höfen, und besonders von Wien, erfolgte

ein Sturm von Klagen und Beschwerden, denen man in Berlin keine triftigere Genugthuung geben konnte, als die förmliche Mißbilligung Hänlein's und seine sofortige Abberufung. Er mußte auf seinen bescheidenen Posten nach Kassel zurückgehen. Aber das Aergerniß war ungeheuer, und unserer ganzen Diplomatik empfindlich; man sah uns als Leute an, die Arges im Schilde führten, aber ungeschickt uns ertappen ließen und den Zweck verfehlten. Daß der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Goltz darauf zum Bundesgesandten Preußens ernannt wurde, konnte den üblen Eindruck nur halb verwischen, denn der hohe Titel war keine Bürgschaft großer Eigenschaften, und daß man auch diesen Fähigkeiten nicht zu sehr traute, verrieth die Bestimmung, Goltz werde erst später eintreffen, die noch immer hinausgeschobene Eröffnung des Bundestages preußischerseits durch den wegen der Gebietsausgleichungen noch in Frankfurt verweilenden Staatsminister von Humboldt geschehen.

Mittlerweile war ein französischer Gesandter, der Graf von Montlezun, in Karlsruhe eingetroffen, und für ihn hatte der Minister von Hacke die Antrittsaudienz beim Großherzog in Griesbach erwirkt. Das Hinzögern meiner Vorstellung am Hofe wurde hiedurch nur um so auffallender. Montlezun kam gleich darauf nach Baden, und wir machten Bekanntschaft. Er gehörte, wie sich das von selbst verstand, zu den Ultraroyalisten, und richtete seine Aufträge pünktlich aus, auch wenn sie gehässige waren und Verfolgungen gegen andersdenkende Franzosen zum Gegenstande hatten, allein er betrieb dergleichen nicht aus eigener Lust, und wünschte überhaupt kein Aufsehen zu machen, da er selber nahe daran gewesen war, unter Bonaparte Dienste zu nehmen, wenigstens hatte er dessen früherem Gesandten in Karlsruhe Herrn von Nicolai sich angeschlossen. Von einem schmerzvollen Uebel geplagt, hielt er sich auch gesellschaftlich zurück; versuchte er einmal witzig oder lustig zu sein, schmeckte es etwas nach der Wachtstube, doch aus der alten Zeit. Uebrigens war leicht mit ihm auszukommen, und ich stand mit ihm, nach einigen scharfen Worten, die ich ihm zu

hören gegeben, fernerhin auf leidlich gutem Fuße, obschon er mich mit Bachelu und andern Verbannten in bestem Vernehmen sah und meine Vorliebe für die Liberalen wußte.

Fünf Wochen eines belebten Aufenthalts in Baden waren schnell verflossen, die Gesellschaft, welche zumeist die unserige gewesen, machte schon neuen Ankömmlingen Platz, auch Tettenborn kehrte nach Mannheim zurück, und wir folgten ihm gern dorthin, nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe, wo ich für jetzt nicht lange sein wollte. Der Großherzog weilte noch in Griesbach, und meine Geschäfte mit Hacke waren ohnehin nur schriftlich zu führen. Da ich des Großherzogs sicher zu sein glaubte, so durfte ich wagen, was sonst nicht rathsam gewesen wäre, statt der Hauptstadt diesen Sitz der badischen Opposition zum Aufenthalt zu wählen; die Annehmlichkeiten des hiesigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim ist die im südlichen Deutschland am meisten norddeutsche Stadt; ein Kern von höherer Bildung des Geistes und Geschmacks hatte sich unter dem Kurfürst Karl Theodor fruchtbar angesetzt, und pflanzte sich in Geselligkeit, Litteratur, Kunstsinn, besonders auch im wohlgepflanzten Theaterwesen, noch immer fort, manche Spätlingserscheinung bezeugte durch Wort und That den Glanz jener frühern Zeiten. Die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andere dieser Geltung waren hier ansässig; der in Karlsruhe beglaubigte niederländische Gesandte, Admiral von Kinkel, hatte hier seine feste Wohnung; Fremde, wie der Freiherr Stryck van Linschoten, der General von Tettenborn, der General von Knorring, Herr Abegg aus Elbing, ließen sich gern auf längere Zeit hier nieder; an Besuchenden und Durchreisenden fehlte es nicht. Ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und freundlicher als Karlsruhe; dort hatte ein verschwundener Hof gute Wirkungen zurückgelassen, die ein vorhandener meistentheils vermissen ließ.

Ich war kaum vierzehn Tage in Mannheim, so erfolgte von Seiten Hacke's die verbindliche Aufforderung, mich zum nächsten Hofzirkel in Karlsruhe einzufinden, wo meine Vor-

stellung geschehen werde. Ich kam, und die Vorstellung hatte in gewohnter Weise Statt, mit allem Zubehör von Besuchen und Einladungen. Der Großherzog war äußerst freundlich, und sagte mir sogar mit leiser Vertraulichkeit, er rechne darauf nun außer Tettenborn noch einen zweiten Freund in der Nähe zu haben. Die Großherzogin that gleich, als wär' ich ein alter Bekannter, und gerieth mit mir bald in ein so ernstes Gespräch, daß es den Hofleuten auffiel, und besonders Frau von Hacke ihre Ungeduld nicht bergen konnte; der Großherzog hatte sich schon längst entfernt, und noch immer standen wir und sprachen, die Hofleute mußten auch stehen und warten, bis ich endlich entlassen wurde. „Die Hoheit ist ja sehr gnädig gegen Sie gewesen, Sie müssen ihr angenehme Dinge gesagt haben, so lange hält sie sonst nicht aus", sagte mir Hacke beim Weggehen mehr spitz als artig, und ich erwiederte ihm eben so, daß ich recht gut wisse, welchen Dank ich ihm dabei schuldig sei, zugleich macht' ich ihm die Anzeige, daß ich nochmals nach Mannheim zurückkehren würde, was ihm offenbar unerwartet kam.

Gleich darauf erfolgte auch die Vorstellung bei der verwittweten Markgräfin Amalia und ihrer Tochter Prinzessin Amalie, darauf bei der Königin Friederike von Schweden und ihren Prinzessinnen Töchtern, dann bei den Markgrafen Ludwig und Friedrich; und zuletzt wurde auch die Gräfin von Hochberg nebst Söhnen und Tochter anstandshalber besucht. Die verwittwete Markgräfin wandte mir sogleich ihre Gunst zu, sprach über viele frühere Verhältnisse in Preußen, die mir zum Theil wohlbekannt waren, und bezeigte sich überhaupt so mittheilend, verbindlich und angenehm, daß ich überaus zufrieden sein konnte. Mir entgingen dabei doch die Winke nicht, welche deutlich merken ließen, daß eine vorzugsweise hieher gerichtete Beeiferung und ein Anschließen an die hier gültigen Interessen meinerseits der Preis sein müsse, durch den ich ein solches Wohlwollen und eine solche Freundlichkeit mir verdienen und dauernd erhalten könnte. Ein Ansinnen, welches bei meiner schon ausgesprochenen Ergebenheit für die Großherzogin schwierig zu erfüllen war.

Rahel war unterdessen nach Frankfurt am Main gereist, um mit Custine's dort wieder zusammenzutreffen, besonders aber um Frau von Humboldt wiederzusehen, die seit kurzem dort bei ihrem Gatten angelangt war. Während der vieljährigen Trennung der beiden Freundinnen hatte sich gar vieles verändert, und Frau von Humboldt nicht zu ihrem Vortheil; sie war in Wien eine vornehme Dame geworden, dann gar eine hocheifrig Deutschgesinnte, und hatte frühere Ansichten und Empfindungen vergessen, ja ganze Verhältnisse so sehr, daß sie Rahel'n, der sie einst das Du schriftlich aufgedrungen, und noch zuletzt in häufigen Briefen immer geschrieben hatte, beim ersten Begegnen mit Sie anredete. Für Rahel war dies nur eine kleine Verlegenheit, weiter nichts, sie rechnete es ihr nicht an, und fand in ihr allen Zauber der Liebenswürdigkeit wieder, den sie in der besten Zeit gehabt. Ich nahm dies anders, und sah ein Zeichen darin, das gar viel bedeute. Daß der ehemals freie Geist in manche Schranken des Gewöhnlichen sich eingeengt, daß auch die freieren Gefühle, indem sie ganz wie sonst ihren Neigungen folgten, doch das Gewand der herrschenden frommen Ausdrücke angelegt hatten, das mußte Rahel freilich erkennen und bedauern. Ein Vorfall, bei welchem Rahel, um die Ehre eines Freundes nicht antasten zu lassen, den Fürwitz einer Dame zurechtwies, deren sich Frau von Humboldt annehmen und dabei eine vermeintliche Ueberlegenheit geltend machen wollte, die aber an der wirklichen Ueberlegenheit Rahel's wie Glas an Stein zersplitterte, konnte nicht beitragen, die alte Innigkeit herzustellen, und obschon äußerlich ein gutes Vernehmen fortbestand, das auch von Rahel's Seite ein unzerstörbar herzliches blieb, so war doch etwas Fremdes zwischengetreten, das durch neue Trennung nur größer werden mußte. Desto fester und schöner sah Rahel sich mit der Gräfin Custine und mit deren tiefgeistigem Sohne verbunden; hier war auch manches Entgegenstehende in Ansichten und Gewöhnungen, aber dort hatte sich das Störende auf dem einst freien Boden aufgethürmt, hier wich es zurück und gab der höheren Freiheit Raum.

In Mannheim genossen wir schöne Herbsttage, die reiche

Gegend lockte noch oft in's Freie, die Stadt bot angenehme, mannigfache Gesellschaft, musikalische Aufführungen, ein von alter Zeit her wohlbegründetes Theater, das von seiner ehemaligen Blüthe noch ehrenvolles Zeugniß gab. Auch einige politische Fäden zogen sich hier durch das gesellige Leben heimlich durch, von denen ich einige hier berühren muß. Während des Krieges gegen Napoleon war England von dem Verkehr mit dem Festlande mehr und mehr abgesperrt worden, und hatte sich genöthigt gesehen, seine politischen Verbindungen selbst bei den großen Höfen nur insgeheim und also durch unscheinbare Agenten zu unterhalten. Zu solchem Dienste gaben sich unter diesen Umständen angesehenere Leute her, die sonst dergleichen als ihrer unwürdig verschmäht hätten, so der unglückliche Bathurst, dessen Verschwinden bei Perleberg noch heute ein ungelöstes Räthsel ist. In Wien war längere Zeit Herr King, Bruder des Lord King, ein solcher Agent, mit um so mehr Erfolg und Annehmlichkeit, als in der hohen Gesellschaft ihn seine Geburt und bei den vornehmen Damen seine stattliche Erscheinung sehr empfahlen, und namentlich die kurländischen Prinzessinnen der Reihe nach ihn sehr begünstigten. Dieser war, als der Umschwung der Dinge dies erlaubte, nicht sofort in die offenbare Diplomatik übergegangen, sondern aus Liebhaberei noch auf den geheimen Wegen geblieben, und sah sich nun nach dreien Jahren noch auf solchen, da er es längst nicht mehr wünschenswerth fand; die Aufträge in Wien waren von selbst erloschen, die dortige Gesellschaft in alle Welt zerstreut, und die englischen Minister wußten für den Augenblick nichts Besseres, und gaben dem gutbesoldeten Agenten den allgemeinen Auftrag, sich in Deutschland beobachtend umzusehen. So kam er nach Mannheim, und führte sich in die dortige Gesellschaft ein; doch am meisten war er bei Tettenborn, und in den vertraulichen Abendstunden hielt er nicht mit seinen Wahrnehmungen und Erfahrungen zurück, und scherzte bitter über die Dummheit derer, an die er seine Berichte schrieb; denn obschon ganz Tory, war er doch stets mit den Führern der Parthei sehr unzufrieden. Ihm war seine jetzige Stellung zum Verdruß,

besonders da ihm nicht entgehen konnte, daß in der Gesellschaft mancher zweifelhafte Blick auf ihn fiel. Sein Geschäft mochte seinen Vorgesetzten oft wichtig genug dünken, denn er empfing Depeschen durch Kouriere und Stafetten, allein die Wichtigkeit hob die Anrüchigkeit nicht auf, und nach einiger Zeit, da kein gesandtschaftlicher Posten sich für ihn aufthun wollte, trat er aus diesen Verhältnissen völlig zurück. So lange er in Mannheim lebte, war er uns eine reiche Quelle mannigfacher Angaben und Aufschlüsse.

Aber in Mannheim verwickelten und spannten sich noch andere Geheimfäden englischer Verhältnisse! Ich habe früher schon des hannöverschen Freiherrn von Ompteda zu erwähnen gehabt, dem zur Buße dafür, in Diensten des Königs von Westphalen gewesen zu sein, der schändliche Auftrag geworden war, die Prinzessin von Wallis in Italien zu belauschen und zu verrathen. Er fand sich bei ihr unter dem Scheine eines von der Regierung Verstoßenen ein, war als solcher willkommen und erfuhr die liebreichste Aufnahme; die Prinzessin sah in ihm einen Genossen und Freund, und that sich vor ihm keinen Zwang an; um so sicherer konnte er als Augenzeuge ihre vielfachen Verirrungen an den Grafen von Münster berichten, der dem Prinz-Regenten in jener Zeit nichts wichtiger wußte, als Beweisstücke gegen die Ehre seiner Gemahlin zu empfangen. Ihr Lebenswandel war nicht zu vertheidigen, und ihr englisches Gefolge wurde durch ihre Aufführung so verletzt und beschämt, daß einer nach dem andern wegging, und bald nur Italiäner bei ihr waren. Nur ein Herr Haunam war noch übrig, und auch dieser hatte schon erklärt, daß er nicht bleiben wolle, da brachte ein Zufall den schwarzen Verrath Ompteda's an den Tag, und Haunam hielt sich doch seiner Herrin noch zu sehr verpflichtet, um nicht einer solchen Büberei gegenüber noch zuletzt für sie aufzutreten. Ompteda war bereits geflohen, allein Haunam's Herausforderung folgte ihm nach Deutschland, und er konnte ihr nicht ausweichen. Aber schlagen wollte er sich keineswegs, im Gegentheil anstatt sein Leben zu wagen jetzt den Lohn seines Thuns genießen; in der That hatte der Graf von Münster ihn zum hau-

növerschen Gesandten in Rom ernennen lassen, und wußte ihm auch über den Zweikampf hinauszuhelfen. Ompteda hatte Mannheim zum Stelldichein bestimmt, und eben so den Zeitpunkt des Zusammentreffens; Ompteda kam zur rechten Zeit, und wartete drei Tage, am letzten kam ein englischer Kourier und brachte ihm Depeschen aus London, worauf er sich seine Anwesenheit und Warten bescheinigen ließ und augenblicklich nach Hannover abreiste, um sich von da nach Rom zu begeben. Erst lange nachher erfuhr ich den schändlichen Zusammenhang. Hannam war nach England gereist, um vor dem Zweikampfe seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen; als dies geschehen und er im Begriff war nach Mannheim abzugehen, traf er unerwartete Schwierigkeiten und wurde gerichtlich verhindert London zu verlassen; diese Händel hatte Münster angeregt. Hannam mußte den für Mannheim festgesetzten Tag versäumen, und als er nach weggeräumtem Hindernisse nicht mehr zu halten war, sandte Münster jenen Kourier voraus, jetzt möge Ompteda nur eiligst abreisen, und sich darauf berufen, daß er auf den Gegner vergebens gewartet habe. Als Hannam eintraf und jenen nicht mehr fand, war er außer sich, auf ihn den Unschuldigen fiel nun ein zweideutiges Licht; er verwünschte den Gegner, dessen Weg und Ziel er nicht erfahren konnte, und kehrte nach England zurück. Was soll man zu solch niedrigen Ränken sagen, verübt von Leuten hohen Ranges und Amtes, und die dabei noch immer für Ehrenmänner gelten wollen! —

In den Herbst dieses Jahres fielen einige politische Ereignisse, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Eines der wichtigsten und folgenreichsten geschah in Frankreich; die Ultraroyalisten, die Fanatiker, die weißen Jakobiner, wie sie auch genannt wurden, hatten in der Deputirtenkammer, wie sie nach den hundert Tagen durch Gewalt- und Trugwahlen zu Stande gekommen war, dergestalt die Oberhand und mißbrauchten diese zu so maßlosem Wüthen, daß sie der Regierung selbst gefährlich wurden und der König sie fürchten mußte. Ludwig XVIII. hatte keineswegs den hellen Verstand und den festen Willen, die man ihm bisweilen zugeschrieben,

allein er war im höchsten Grade eifersüchtig auf seine angeborene Macht und Würde, und wenn diese bedroht schienen, so konnte allerdings sein träger Sinn zur Entschlossenheit gereizt werden. Sein Bruder und Thronfolger, der Graf von Artois, stand an der Spitze jener Parthei, die den König meistern wollte, und dieser fühlte die Nothwendigkeit gegen die Parthei seines Bruders einen kräftigen Schlag auszuführen. Durch seinen Minister Decazes geleitet, gab er die berühmte Verordnung vom 5. September, durch welche die Deputirtenkammer aufgelöst, neue Wahlen anbefohlen und zugleich die Versicherung ertheilt wurde, daß die beschworene Verfassungsurkunde unverletzt bleiben sollte. Die Ultra's waren geschlagen, eine gemäßigtere Kammer ging aus den neuen Wahlen hervor, die Regierung benahm sich etwas freisinniger; im Ganzen aber war wenig gewonnen, die Minister schalteten willkürlich wie vorher, die geschlagene Parthei behielt Macht und Einfluß, und immerfort wurde sie ängstlich berücksichtigt, ihren Forderungen nachgegeben, besonders wenn es galt Bonapartisten und Liberale zu verfolgen. Dennoch kann man sagen, daß jene berühmte Verordnung vom 5. September damals Frankreich gerettet, die Katastrophe, zu der die blinde Wuth der Reaktion die Bourbons drängte, noch auf viele Jahre hinausgeschoben hat.

Daß der österreichische Kaiser Franz, durch den Tod der edlen und geistvollen Kaiserin Maria Ludovika von Este zum drittenmal Wittwer, zur vierten Heirath schreiten würde, war von Allen, die ihn kannten, vorausgesagt worden. Er wählte die Tochter erster Ehe des Königs Max Joseph von Baiern, die früher dem Kronprinz von Würtemberg vermählt gewesen war; jedoch hatte dieser die Ehe nicht vollzogen und sie in der Folge als ungültig aufgelöst. Diese neue Verbindung war für die süddeutschen Verhältnisse politisch wichtig, insofern sie den Vergrößerungsgelüsten Baierns einen neuen Rückhalt an Oesterreich gab, und deren vereinte Zwecke Würtemberg und Baden mißtrauischer und wachsamer machen mußte.

Wichtiger und unmittelbarer einwirkend war der plötzliche

Tod des Königs Friedrich von Würtemberg und die Thronbesteigung seines Sohnes, des nunmehrigen Königs Wilhelm's I., der als Kronprinz, wie die meisten Kronprinzen, große Hoffnungen erregt hatte. Seine Anhänger priesen seinen Kriegsmuth und seine Feldherrngaben, für beides sollte die Schlacht von Monterau zeugen; die Deutschgesinnten rechneten auf ihn, die Freigesinnten nicht weniger. Man hoffte, der würtembergische Verfassungsstreit würde durch ihn auf das glücklichste erledigt werden; Stein war mit ihm in Briefwechsel, Wangenheim hatte sein ganzes Vertrauen, aus dem Rathe solcher Männer glaubte man, müsse Vortreffliches hervorgehen. Sehr bedeutend erschien seine Gemahlin, die Königin Katharina, Schwester des russischen Kaisers, auf welchen sie nicht ohne Einfluß war und durch dieses Verhältniß das Ansehen Würtembergs weit über das Maß seines eigenen Vermögens erhob. Für Baden konnte dieser Weg auf Rußland einzuwirken, so wie die ganze Stellung des Königs nur günstig sein, wiewohl noch niemand daran dachte, beides zu benutzen; im Gegentheil suchte man dem Großherzog Mißtrauen einzuflößen, und den Verfassungseifer des Königs als für Baden nachtheilig zu schildern, wo das Wort Verfassung oder Stände dem Hof und dem bisherigen Regierungswesen ein Gräuel war.

Für Deutschland erschien denn auch nach langem Harren endlich der Bundestag; er wurde am 5. November feierlich eröffnet. Der österreichische Präsidialgesandte unterhielt in einer schwerfälligen ungelenken Rede die Versammlung und demnächst die Nation — denn die Verhandlungen mußten damals vorschriftgemäß im Druck erscheinen — von den guten Absichten und großen Zwecken, welche die Regierungen durch den Bund erreichen wollten, und belehrte sie ausdrücklich, daß der Bund kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund sein solle, ein Unterschied, auf den man eben erst aufmerksam geworden war. Wilhelm von Humboldt, der preußischerseits bei dieser Eröffnung auftrat, sagte nichts Erhebliches, und auch die andern Gesandten gaben nur längere oder kürzere Zustimmung. Alles ging kühl, träge, pedantisch her. Dem entsprach die öffentliche Theilnahme;

durch das lange Zögern und durch alles was von den vorbereitenden Anstalten und Berathungen bekannt geworden, hatte sich die Täuschung, als werde hier den Deutschen ein neues Heil aufgehen, längst verloren, man sah Preußen mit Oesterreich einverstanden oder diesem nachgiebig, und von Oesterreich wußte man, daß es nur den alten Einfluß in Deutschland anstrebte, um jede neue Entwickelung zu hemmen. Mit gleichgültiger, oder höhnischer Neugier vernahm man die mannigfachen, oft lächerlichen Vorgänge, in denen der Bundestag sich bemerklich machte. Für Oesterreich und Preußen war er eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Baiern und die übrigen ehemals rheinbündnischen Staaten fürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souverainität; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine Neigung zum raschen Fortschreiten; die Kleinsten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbstständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Parthei schon völlig überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet.

Dennoch gab es unter den Bundesgesandten selbst eine kleine Schaar vaterlandseifriger und muthiger Männer, deren Gesinnung und Kraft den Bundestag, seiner schlechten Anlage zum Trotz, und wider alles Gegenstemmen der Großmächte, zu einer wirksamen Nationalbehörde zu machen strebten, zum gesetzlichen Anhalt für Recht und Freiheit, zur lebendigen Mitte des deutschen politischen Lebens. Gagern von Luxemburg und Nassau, Plessen von Mecklenburg-Schwerin, Berg von Oldenburg, Smidt von Bremen, standen in diesem Streben rühmlich voran, und suchten sowohl die Arbeiten der Bundesversammlung selber zu beleben und zu fördern, als auch für dieselben nach außen den Antheil und

die Gunst der Nation zu gewinnen. Was in der ersten Zeit am Bundestage noch einigermaßen von Trieb und Thätigkeit zu finden war, die Berathung über die Weiterentwickelung des Bundes durch organische Gesetze, die Ernennung besonderer Ausschüsse für bestimmte Geschäfte, das Annehmen und Erwägen aller Arten von Beschwerden, dies und vieles Andere ist hauptsächlich dem wackern Eifer dieser thätigen und klugen Minderheit zu verdanken, vor deren Ueberlegenheit an Einsicht und Kenntniß, das große Ansehen des höchstbeschränkten Präsidialgesandten sich beugen mußte. Zum Theil mit ihnen verbunden, zum Theil unabhängig von ihnen, wirkten noch viele deutsche Männer zu demselben Zwecke. Ich selbst ließ es mir angelegen sein, die Hoffnungen auf den Bundestag nicht sinken zu lassen, ihn als die ausgesprochene Einheit der Nation zu bezeichnen, als das vorläufig um alle Stämme geschlungene Band, das, wie schwach und lose jetzt es noch sein möge, durch unabläßigen Eifer und gemeinsame Arbeit ein starkes und festes werden könne. So lange jene Minderheit, aus der später durch Wangenheim's Zutritt eine kraftvolle Opposition entstand, in ihrer Richtung thätig blieb, durften wir die Hoffnung, daß der Bundestag den gerechten Forderungen der Nation entsprechen könne, wirklich nicht aufgeben.

Als wir nach Karlsruhe gegen Ende des Novembers zurückkehrten, war der Hof dort bereits wieder beisammen, und es verlautete, daß derselbe für den Winter allerlei festlichen und gesellschaftlichen Glanz entfalten werde, man wollte dem widerspenstigen Mannheim zeigen, daß Karlsruhe die Hauptstadt sei. Niemand hatte besseren Willen und schöneres Talent die Geselligkeit zu beleben, als die Großherzogin, allein den Raum und Stoff dazu hätte sie erst erobern und schaffen müssen, und hiefür war sie weder kriegerisch noch kräftig genug. Die steifen Formen des Hofwesens konnte sie nicht durchbrechen; sie hatte nicht die Macht, die engen Gränzen der herkömmlichen Einladungen zu erweitern, ja nicht einmal die, innerhalb dieser Gränzen nach eigenem Sinn zu wählen. Das Hofgesinde wollte zwar Aufwand

und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eigenen Stolzes und Wohllebens; gleich Schauspielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes sei, wollte jeder nur das gelten lassen, wobei er persönlich seine Rechnung zu finden glaubte. Eine Gesellschaft bei der Großherzogin durfte sicher sein, von dem Anhange der verwittweten Markgräfin wenig schmackhaft gefunden zu werden, ein Gleiches geschah den Gesellschaften der Markgräfin von Seiten des Großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friedrich konnte dazwischen gar nicht aufkommen, und der Hochberg'schen Familie wäre es als eine Erdreistung ausgelegt worden, hätte sie sich als Gesellschaftsmitte benehmen wollen. Unter diesen Hemmnissen von Neid und Eifersucht, und wechselseitigem Aufpassen und Mäkeln war eine freie und geistige Geselligkeit unmöglich, und statt ihrer war es nur die Langeweile, welche die schönen Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzosenthum geherrscht hatte, waren Bürgerliche zugelassen worden, nachdem die Deutschen gesiegt, wollte man wieder recht vornehm sein, und jene wurden ausgeschlossen. Als mir der Geheime Legationsrath Friederich mit Unwillen erzählte, daß auch ihm, der früher allen Hofgesellschaften beigewohnt und als Dichter sie verherrlicht hatte, jenes Loos zu Theil geworden, konnte ich ihm zu seinem Troste versichern, daß am Hofe zu Berlin dasselbe Verfahren stattgefunden habe. Konnte für Friederich der höhere Rang im Staatsdienste keinen Zutritt am Hofe begründen, so war dieser noch weniger möglich für Männer, die bei größter Auszeichnung jenen Rang noch nicht erreicht hatten, wie der Finanzrath Nebenius und der Regierungsrath Winter, spätere Minister und schon damals allen Karlsruhern wohl bekannt, von denen aber in der höheren Gesellschaft auch nur die Nennung ihrer Namen schon zu viel gewesen wäre! —

Mit Friederich kam ich bald in ein vertrautes Verhältniß; unsere politischen Gesinnungen stimmten sehr überein, und nicht viel weniger unsere litterarischen Neigungen. Seine gebildete Förmlichkeit gefiel den Frauen, und auch Rahel

mochte ihn leiden, obschon sie vom ersten Augenblicke geurtheilt hatte, sein Gutes ermangele der durchdringenden Kraft, und suche daher Hülfe in seinen Klügeleien und Berechnungen, so wie sie vorhersagte, daß die angenehme Artigkeit, deren er sich befliß, später in abstoßende Pedanterei umschlagen würde. Seine Zwecke verlor er nicht leicht aus den Augen und meine Bekanntschaft war ihm in diesem Betracht gewiß nützlich, mehr als mir die seinige, denn ich war am fremden Orte besser unterrichtet und fester gestellt, als er im heimischen. Mich mit Nebenius und Winter bekannt zu machen, lehnte er ab, weil er als geborner Pfälzer mit diesen Altbadnern nicht in bestem Vernehmen stand, und von ihnen mit Mißtrauen angesehen wurde.

Doch im diplomatischen Kreise selbst eröffnete sich unerwartet eine heitere liebenswürdige Geselligkeit, wie sie nur zu wünschen war. Der hannöversche Gesandte von Reden traf in Karlsruhe mit seiner Familie ein, und alle Vorzüge norddeutschen Umgangs folgten ihr. Der Gesandte war ein alter Staatsdiener aus den Zeiten vor der französischen Revolution, ein geschworener Feind von dieser und allen ihren Folgen, ein strenger Anhänger alten Rechtes und Herkommens, voll tiefer Ehrfurcht seinem Fürsten ergeben, mit blinder Zuversicht alles ausführend und billigend, was ihm höheren Ortes befohlen wurde. Von Regensburg her hatte er gründliche Kenntniß des alten deutschen Staatsrechts, aber auch sonst ungemeine Gelehrsamkeit, und in Sprachen, Geschichte und besonders Genealogie, ein Gedächtniß, dem jeden Augenblick sein ganzer Reichthum zu Gebote stand. Dabei beliebte er, diese Kenntnisse beeifert mitzutheilen, so wie seine Grundsätze zu bekennen, in lebhafter, beeilter, sich überstürzender Rede, die doch fast niemals lästig wurde; denn er spann nichts in's Weite aus, ging bereitwillig von einem Gegenstande zum andern, weil ihm jeder fruchtbar war, und beachtete mit aufmerksamer Güte so wohlmeinend den Geschmack, die Verhältnisse und Neigungen des Hörenden, daß dieser sich nicht gelangweilt, sondern eher geschmeichelt fand, und bei den oft heftigen Ausbrüchen des guten Alten

seine überschwängliche Herzensgüte, sein menschenfreundliches Wohlmeinen nicht verkennen konnte. Wer keinen andern Gewinn aus seiner Unterhaltung zog, der hatte wenigstens den, seine Eigenheiten aufzufassen und bei Gelegenheit scherzend wieder vorzutragen. Seine Liebenswürdigkeit überwand jede Schroffheit, und so wurde es möglich, daß er in gleicher Weise meine Freigeistereien duldsam ertragen, wie ich lächelnd es anhören konnte, wenn er auf die verfluchten Konstitutionellen schalt, ein Ausdruck, den einst selber aus Grund der Seele aussprechen zu sollen ich mir nicht träumen ließ! Was aber dem alten Reden völlig mein Herz gewann, war seine hohe Werthschätzung Rahel's, von deren Wesen er ganz eingenommen war. Frau von Reden stimmte wie in vielem andern so auch hierin mit dem Gatten überein, hatte aber sonst über Welt und Menschen ihr eigenes, mitunter scharfes Urtheil! sie hatte sich darein ergeben, kränklich und alt zu sein, doch merkte man, daß gewisse Ansprüche noch fortdauerten, und nur die Form gewechselt hatten; auch bei ihr aber war behagliche Freundlichkeit und launige Gesprächslust vorherrschend. In der ältesten Tochter Henriette zeigten sich die guten Eigenschaften der Eltern gleichsam verklärt, sie hatte großen Verstand und ein sicheres Urtheil, rasche Gewandtheit und den leisesten Zartsinn, bei der freiesten Selbstthätigkeit war sie unablässig aufmerksam und besorglich für die Andern, lenkte vorsichtig alles Störende ab, half über Schwierigkeiten hinweg, füllte Lücken aus, und das alles so leicht und natürlich, daß sie als ein wohlthätiger Genius für die Gesellschaft arbeitete, in der sie heiter und froh nur sich zu unterhalten schien. Stiller und in sich gezogen war die jüngere Schwester Elise, doch der Grundton von Güte und Laune, der die ganze Familie auszeichnete, fehlte auch in ihr nicht, so wenig wie in einem Bruder und in einer nahen Verwandten, die auf längere Zeiten zum Besuch kamen. In dieser wahrhaft edlen und vortrefflichen Familie war jeden Abend nach norddeutscher Sitte die Theestunde der Geselligkeit gewidmet, und so groß war die Anziehkraft der Unterhaltung, die man dort zu finden versichert war, daß auch Karlsruher Herren und

Damen sich gern einfanden, doch ohne je das Uebergewicht zu erlangen. Das altaristokratische Ansehen that hier sehr gute Wirkung, sodann aber auch die bildende Thätigkeit, welche von mehreren, einander in gleichem Sinne unterstützenden Mitgliedern der Familie übereinstimmend geübt wurde. Weder bei minderem Rang noch bei geringerer Zahl hätte eine Geselligkeit dieser Art in Karlsruhe Wurzel fassen und bestehen können; das Haus war das einzige dieser Art in der Stadt, für uns in der ersten Zeit eine wahre Zuflucht. Nur blieb die Familie nicht immer am Orte, und wie wir nach Mannheim oder Baden, ging sie zeitenweise nach Stuttgart oder Aschaffenburg.

Rahel hatte gleich anfangs erklärt, daß sie nicht an den Hof gehen würde; sowohl Kränklichkeit als Geschmack und Neigung mußten sie von diesen tödtlich langweilenden Anstrengungen der geputzten Jämmerlichkeit zurückhalten. Die Großherzogin aber, die schon durch die Gräfin Walsch von ihr gehört hatte, war ungeduldig sie kennen zu lernen und sah sie bei der Gräfin Walsch; der wechselseitigen Zuneigung, die sich sogleich zu erkennen gab, waren aber die Verhältnisse nicht günstig, und die Gelegenheit ungestörten harmlosen Sehens wiederholte sich nicht oft. Leichter war diese für mich, und die Unterredungen, die ich mit der liebenswürdigen Fürstin hatte, waren so ernst und offen, wie es die Lage der Sachen erforderte. Sie versicherte mich des unwandelbaren Wohlwollens und Vertrauens des Großherzogs, und fügte hinzu, daß ich es seiner bekannten persönlichen Scheu und Trägheit zuschreiben müsse, wenn er seine Gesinnung nicht selbst entschiedener ausspräche oder gar thätig werden ließe; die gelegentlichen Einflüsterungen, durch die mir Herr von Hacke bei ihm zu schaden gesucht, hätten nicht das geringste gewirkt; im Gegentheil sei er sehr gegen diesen seinen Minister verstimmt und mißtrauisch, und ihn zu entlassen geneigt, obschon das zum Schaden des Landes wohl so bald noch nicht geschehen würde. In der That zeigte der Großherzog mir bei den wenigen öffentlichen Gelegenheiten, wo ich ihn sprechen konnte, — denn Hacke suchte mich sogar mit Unhöflichkeit entfernt zu halten, — die

freundlichste Gewogenheit, und gleicherweise that die Großherzogin, so daß die widriggesinnten Hofleute ihren Aerger darüber nicht verbergen konnten, und Hacke gegen meine Kollegen spöttisch davon sprach, was doch dem Großherzog so besonders an mir gefallen möge?

Bei dem erklärten Kriege durfte ich den Feind in keiner Weise schonen. Für meine Angriffe gegen ihn war kein Boden günstiger, als der Salon der verwittweten Markgräfin Amalia; sie liebte es, daß an ihrer Mittagstafel und in ihren Abendkreisen etwas vorging, das anregte und belustigte, und wenn der Scherz nur nicht alles Maß überschritt, so konnte er auf ihren Beifall rechnen, dem das Einstimmen der Andern nicht fehlte. Anwesend und abwesend mußte Hacke mir als Zielscheibe dienen, die gar leicht und gut zu treffen war. Die Markgräfin gab ihn völlig preis; ihre Tochter aber, Prinzessin Amalie, nahm mich eines Tages bei Seite, und sagte, sie sehe hinter dem Scherz einen schweren Ernst, und wünschte, daß ihr Bruder, der Großherzog, hören könnte, wie über seinen Minister gesprochen werde, der nach ihrer Einsicht zum großen Schaden des Landes jetzt diesen Platz einnehme.

Wirklich hatte er in dieser Zeit, wo Baiern mit unermüdeter Thätigkeit darauf hinarbeitete auf Badens Kosten große Erwerbungen zu machen, und zu diesem Zwecke immer mehr Boden bei den großen Höfen gewann, diese in auffallender Weise vernachlässigt oder sogar aufgereizt. Auf Rußland nahm er gar keine Rücksicht, Frankreich und England schienen ihn nichts anzugehen, wider Preußen bezeigte er entschiedenen Widerwillen, gegen Oesterreich aber nahm er sich eine solche Sprache heraus, daß der Fürst von Metternich, damals gerade in Weimar, die badischen Noten gar nicht mehr annehmen wollte. Dabei rieth er dem Großherzog, der ganz unglücklich darüber war, in einige Landabtretungen an Baiern zu willigen. Die Aussicht, von Baiern und vielleicht sogar von Oesterreich große Geldsummen als Entschädigung zu bekommen, wurde weit eröffnet; sie war um so lockender, als die badischen Finanzen sehr schlecht standen und die Bedürfnisse des Hofes täglich wuchsen; dem Groß-

herzog wurde noch besonders damit geschmeichelt, solche Geldsummen würde er, da es weder Stände noch Verfassung gab, ganz für persönliche Zwecke verwenden können, und manche Höflinge, die sehr wohl wußten, daß wo große Summen in's Spiel kommen, immer etwas für die Nahestehenden abfällt, thaten ihr Mögliches, diesen Ausweg als den allerbesten vorzustellen. Die Gefahr war dringend; der Großherzog konnte zu einer unglücklichen Einwilligung überredet werden, es konnte aber auch, bei dem Stillschweigen oder gar halben Zugeständnisse Badens ein durch Baiern den großen Höfen zu entlockender Beschluß als ein europäischer Machtspruch dem Großherzog und seinen Dienern unwiderstehlich dünken, und die Zerreißung des Landes, die Beschränkung des Erbrechtes zur Folge haben. Ich erwog den Stand der Sachen mit Tettenborn, und durch ihn, der ihm als Freund und Landeskind nur Vertrauen, als unbetheiligter russischer General kein Mißtrauen einflößte, ließ er sich überzeugen, daß es Zeit zu thätigem Handeln sei. Schwer war es, ihn zu den nöthigen Maßregeln zu bestimmen, aber es gelang doch zum Theil. Zuerst wurde der badische Bundesgesandte in Frankfurt Herr von Berstett angewiesen, mit dem von Hacke ganz unbeachtet gebliebenen, von Berstett aber klug herangezogenen russischen Gesandten von Anstett die badische Sache zu berathen, und über den Erfolg ohne Hacke's Wissen unmittelbar an den Großherzog zu berichten. Dann mußte Hacke, der nicht ahndete, woher dem Großherzog dieser Einfall kam, die außerordentliche Sendung des Generals von Schäffer nach St. Petersburg und des Generals von Stockhorn eben so nach Berlin veranstalten; nach Wien aber eine solche Sendung ebenfalls anzuordnen, lehnte er beharrlich ab, und eben so wenig wollte er das Geringste thun, um den guten Willen des durch die russische Verbindung jetzt so wichtigen Würtembergs aufzuregen. Der badische Gesandte von Marschall in Stuttgart, schien der Mann, der an Hacke's Stelle treten könnte, er wurde abgerufen, um in Karlsruhe zur Hand zu sein; allein so lange er nicht wirklich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, war es

nur ein Uebelstand, daß er in Stuttgart fehlte. So zog sich bei mancherlei Anstalten alles in ungenügender Weise hin, und diejenigen, denen es am meisten oblag, sorgten am wenigsten. Der Sturz von Hacke schien unerläßlich, wenn aus der Halbheit heraus ein wirksames Ganzes entstehen sollte.

Ich unterließ nichts, um darauf hinzuarbeiten; ich führte eine gute Sache, die des Landes und Fürsten, wo ich angestellt war, die dem preußischen Vortheil entsprechende, nebenher meine persönliche. Hacke selbst vermehrte unabläßig die Waffen, die gegen ihn zu gebrauchen waren. Sein loses Reden, sein unsinniges Betragen machten ihm stets neue Feinde. In der Großherzoglichen Familie hatte er nirgends einen Anhalt. Mit dem niederländischen Gesandten Admiral von Kinkel entzweite er sich in dieser Zeit auf das bitterste durch nichtsnutzige Klatscherei; ebenso beleidigte er die badischen Offiziere durch Spöttereien, die wenigstens ihm nicht zustanden. Keiner der Diplomaten in Karlsruhe war ihm Freund, jeder hatte über ihn zu klagen. Sonderbar genug schien nur allein bei dem Großherzog noch einige Gunst für ihn vorhanden, so daß ich bisweilen zweifeln durfte, wie es dieser denn eigentlich wohl meine? —

Doch durfte mich das nicht irren, ich betrieb meine Sache mit fester Thätigkeit. Mit Friederich hatte ich beinahe täglich hierauf bezügliche Unterredungen; auch besprach ich die Lage der Dinge mit dem braven Minister von Marschall, er übersah jedoch ihren weiteren Zusammenhang nicht ganz, und war außerdem wegen der Unbestimmtheit, in der man ihn ließ, tief mißvergnügt, ja er ahndete schon, daß er gegen Andere werde zurückgesetzt werden. Mir konnte nicht fehlen, auf die Gesandten von Reden, von Maltitz und selbst auf den Grafen von Trauttmansdorff, der zwar gegen Baden aber auch entschieden gegen Hacke war, im Stillen einzuwirken, ihre Depeschen trugen gewiß manche Färbung aus meinen Mittheilungen. Daß der würtembergische Gesandte Graf von Gallatin abberufen wurde, ist oben schon erwähnt. Einstweilen versah den Posten ein

Geschäftsträger Namens Cognard, der mir von seinem bisherigen Minister Grafen von Wintzingerode nachdrücklich empfohlen war; ich selbst ein Neuling sollte den Neuling leiten, denn an Dienstjahren alt genug hatte er doch bisher nie selbstständig zu handeln gehabt. Ich benutzte ihn, um zuvörderst in Stuttgart die zweckmäßigen Eindrücke geben zu lassen, die sodann nach St. Petersburg übertragen werden konnten. Ich schrieb in gleichem Sinne nach Frankfurt am Main, wo der Heerd aller deutschen politischen Angelegenheiten war, und jede Ansicht leicht ihre Verbreitung fand. Am eifrigsten und sorgfältigsten berichtete ich den mißlichen Zustand Badens in meinen Depeschen nach Berlin.

Inzwischen belebte sich der Winter durch mancherlei Besuch; Auguste Brede kam von Stuttgart, und wohnte eine Zeitlang bei uns, deßgleichen der Freiherr von Otterstedt, der in Stuttgart den neuen König begrüßt hatte, und auf der Rückreise nach Frankfurt in Karlsruhe scheinbar nur uns besuchte, in der That aber sich würtembergischen Aufträgen unterzogen hatte; der König war mit Baden etwas gespannt, und wollte seinen eigenen Geschäftsträger nicht gebrauchen, sondern hielt sein Anbringen durch einen fremden Diplomaten, mit dem man ihn allerdings von altersher vertraut wußte, für unverfänglicher; Otterstedt sollte die Versicherung der freundnachbarlichsten Gesinnungen geben und zur Standhaftigkeit ermahnen, allein er fand niemanden, der ihn hätte anhören wollen, denn zum Großherzog war nicht zu gelangen, und Hacke durfte nicht erfahren, was ja zumeist gegen ihn selbst gerichtet war. Ich kannte Otterstedt's Schwatzhaftigkeit, und sagte ihm nicht mehr als nöthig war, rieth ihm aber, in Frankfurt dem Herrn von Berstett die Besorgnisse und den guten Willen, die man in Stuttgart hatte, mitzutheilen, was er auch that, und auf diesem Wege wurde der Großherzog von allem unterrichtet. Unter den Besuchen dieses Winters muß ich noch den Fürsten von Solms-Lich anmerken, der keiner politischen Absichten geziehen wurde, aber dem Hofe der Markgräfin Amalia, wo er sein Lager aufschlug, einige Belustigung gab

durch das Bemühen im Vortrage französischer Trauerspiele die Meisterschaft Talma's zu erreichen. Zum Namenstage der Großherzogin, dem 26. Dezember, der diesmal durch Hoffeste besonders gefeiert wurde, erschien auch aus Stuttgart der Gesandte von Küster, mit dem ich in bestem Vernehmen stand, ohne ihm doch mehr anzuvertrauen, als das amtliche Verhältniß es erforderte, denn er hatte Aussicht als Gesandter nach München zu kommen und schien, wo nicht der baierischen Sache günstiger als der badischen, wenigstens gleichgültig für die letztere. —

Aber bei allem Eifer, den ich dieser Sache widmete, ließ ich doch nicht meinen Blick ausschließlich auf sie geheftet; er umfaßte das ganze politische Gebiet, was zu Hause in Berlin vorging, was in Deutschland, dieser Musterkarte mannigfacher Staatengebilde, zusammen- und auseinanderstrebender Bestandtheile, sich hervorarbeitete, die Gährungen in Frankreich und England, alles reizte und beschäftigte mich, und in allem zumeist die Entwickelungen der Völker zur Freiheit, zu freien Verfassungen; was dahin strebte zu fördern, zu steigern, war mir heiligstes Anliegen. Der gute Schein, den in dieser Beziehung Preußen von dem Wiener Kongreß her trug und in späteren Verkündigungen nicht gerade abwerfen wollte, konnte mich in dieser Richtung äußerlich genugsam schützen, und ich war versichert, daß, so lange der Staatskanzler das Steuer führte, mich dieserhalb kein amtlicher Vorwurf treffen würde, falls nicht ein besonderes Aergerniß dazu aufforderte: ein solches aber war so leicht nicht zu befürchten, da ich nirgends öffentlich aufzutreten hatte, und meine Stimme nur in den namenlosen Erörterungen der Tagesschriften und Zeitungen erhob; das mündliche Wort kam weniger in Betracht, wurde vergessen oder verziehen, oder gar als ein kluges Erkunden gedeutet, bei dem die eigene wahre Meinung nicht betheiligt sei. In jener Zeitungsthätigkeit war ich seit Jahren heimisch, hatte gute sichere Verbindungen, und konnte begünstigt von den Umständen manchen kühnen Wurf wagen. Die Funken sprühten weit umher, zündeten vielfach, und die sichtbare Wirkung wurde zum Anreiz, das Feuer unablässig fort-

zuſetzen, zu verſtärken. Unzählige kürzere und längere Aufſätze von mir liegen in den Jahrgängen der damals geleſenſten Zeitungen zerſtreut; was ſich davon bei mir durch Zufall erhalten hat, iſt von der Art, daß ich es noch heute in meinem Alter billigen kann, weder des Inhalts, noch des Ausdrucks hab' ich mich zu ſchämen, und wie ſehr ich aus dem tiefſten Sinn und Leben der Nation heraus geſprochen, dafür gilt als beſtes Zeugniß, daß dreißig Jahre ſpäter, als die Nation erwachte, und wirklich frei zu werden begann, meine früheren Worte großentheils ein Ausdruck deſſen waren, was die neueſte Zeit im Allgemeinen forderte. Meine Artikel ſprachen unaufhörlich für das Bürgerthum, gegen die Vorrechte des Adels, gegen die Willkür der Behörden, für die Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte, für die Einheit der ſtändiſchen Vertretung; wo ſich Gleichgeſinnte zeigten, trat ich ihnen bei; Rotteck ſchrieb über ſtehende Heere, bald nachher Liebenſtein ebenfalls, Oelsner ſchrieb über das preußiſche Kabinet, ich zeigte ihre Schriften lobend an, nicht einmal oder zweimal, nein an den verſchiedenſten Orten und immer wieder. Ich war für das Schweizeriſche Muſeum von Troxler, für Luden's Nemeſis, beſonders auch für die Jenaiſche Litteraturzeitung thätig, und hier war, wenn die Zeitungen mehr den Plänkeleien dienten, bisweilen der Ort für ſchweres Geſchütz.

Ich kann mir nicht verſagen, ein paar kürzere Artikel, in der Mitte des Sommers 1816 veröffentlicht, als Merkwürdigkeit hieherzuſetzen. Der Deutſche Beobachter gab ein Schreiben aus Frankfurt am Main vom 5. Juli, das alſo lautete: „Nach manchem Hin- und Herwenden der Sache ſcheinen die Anzeigen nun doch größtentheils darauf hinauszulaufen, daß der deutſche Bundestag gegen die Mitte des Auguſtmonats eröffnet werden ſoll; Mißtrauiſche, die ſich bei dieſer Gelgenheit noch in großer Zahl zeigen, wollen auf noch längeren Aufſchub gefaßt ſein, ſo daß vielleicht die Eröffnung auf denſelben Tag, wie ſie anfangs feſtgeſetzt war, nur gerade ein volles Jahr ſpäter erfolgte; immerhin, wäre nur dieſer Zeitpunkt wirklich unaufſchiebbar angenommen,

die Beschämung für diejenigen, die ganz und gar an dem Zustandekommen des Bundestages zweifeln wollten, würde noch immer groß genug sein.

Der Nachtheil, der für die Deutschen aus einem so langen Liegenlassen ihrer allgemeinen Angelegenheiten entsteht, ist wahrlich nicht gering anzuschlagen. Das Volk im Ganzen fühlt es schmerzlich, und sieht sich von dem Auslande bemitleidet, daß selbst die zerrütteten Franzosen, ja die Polen sogar, zur Betreibung ihrer Nationalsachen schneller und rüstiger gelangen, als es den an Geist, Willen, Bildung und Muth so hochstehenden Deutschen gegönnt ist. Der Nachtheil ist groß, und darf mit Grund und Wahrheit eine Kalamität genannt werden. Zwar stehen unsere Berge und Häuser darum nicht minder, die Flüsse hören nicht auf zu strömen, der Acker trägt nicht weniger, das Brot wird nicht kleiner, und es schießt sich darum Keiner eine Kugel vor den Kopf; auch gehen die Abgaben richtig ein, und die Gehalte werden ausgezahlt, die Gesandten gehen an die Höfe, die Soldaten ziehen auf die Wache und die Schauspieler auf die Bühne, zum Nutzen und Vergnügen scheint kein nöthiges Stück zu fehlen: aber im geistigen Staatsleben, im tieferen Volksthum leiden wohl die edelsten Theile, stocken die besten Säfte, ermattet das muthige Herz, und verdorrt die frischeste Kraft! Ein Volk, wie das unsere, das noch so viel zu leisten und die höchsten Stufen seiner wahrscheinlichen Weltbestimmung noch in weiter Ferne zu ersteigen hat, darf nicht ohne traurige Folgen den Wirkungen zufälligen Auseinandergehens und vereinzelten Hinschwebens, aus dem es sich kaum erst zu kräftigem Gange mit Selbstbewußtsein endlich herausgearbeitet hat, auf's neue wieder zerstreut und lose überlassen werden!

Darum wollen wir keineswegs die Hoffnung, aber auch nicht die Forderung aufgeben, daß der Bundestag sobald als möglich den deutschen vaterländischen Angelegenheiten Form und Gemeinschaft gebe, und mit Weisheit und Kraft über dem Ganzen des Bundes walte." Und gleich darauf ein anderes vom 8. Juli: „In unserm lieben Deutschland sieht es wahrlich bunt aus; wohin man schaut, da erblickt

man verwirrte Verhältnisse, streitige Rechte, Uneinigkeit und Auseinandergehen! Niemals war unser gemeinsames Vaterland mehr aufgelöst; wo soll man es fassen, um sich daran zu halten, wo und wie ihm seine Liebe und Hingebung beweisen? überall sind nur einzelne, zerstückelte, einander mit Bitterkeit bestreitende Elemente, alter verjährter Rust, alberner Dünkel, trostlose Dumpfheit: welcher Deutscher kann und mag darin sein Vaterland finden? Es ist Zeit, daß der deutsche Bundestag eröffnet werde, so wenig man auch von ihm erwarten will, so ist er doch das einzige gerettete Ueberbleibsel der großen Hoffnungen, die die deutschen Völker nach der Leipziger Schlacht für ihre gemeinsame, starke Verbindung, für ein freies und trotziges Selbstbestehen fassen konnten. Es müsse sich zeigen, ob wir auch diesmal wieder zu Zwietracht und Zersplitterung rettungslos zurücksinken, als eine elende, nichtsnutzige Nation, der ihre Kräfte alle vergeblich verliehen sind, oder ob wir noch zu einem großen, rechten Gemeinwesen durch Muth und Arbeit emporbringen sollen! — Wenn ein neuer Krieg könnt, wie findet er uns? wie stehen wir da? als ein Volk, das die ihm von Gott geschenkte Gelegenheit zu einem tüchtigen Werke benutzt hat? Möge die Zeit solcher Prüfung uns nicht zu schnell übereilen!" — In beiden Artikeln ist ein Zustand ausgedrückt, der heute, im Juli 1850, noch und wieder so sehr derselbe ist, daß die alten Worte der Klage und Anklage höchstens darin eine Aenderung erleiden mögen, daß der Bundestag damals eine schwache Hoffnung war, jetzt aber ein Verrath und Hohn ist. —

Wenn damals in fast allen deutschen Ländern freie Verfassungen gefordert wurden, für die man gutmüthig genug auch sogenannte ständische noch hinnehmen wollte, so hatte das seinen guten Grund in den argen Erfahrungen, die man während der Fremdherrschaft in Nord- und Süddeutschland über die Willkürmacht der Fürsten gemacht hatte. Von Gewaltthaten im Bereiche des ehemaligen Rheinbundes, verübt durch die Fürsten und ihre Behörden, von Verwilderung der öffentlichen Zustände, von Gesetzwidrigkeiten, Verschleuderungen der Staatsgelder, Unter-

schleifen, Schändlichkeiten aller Art im Großen und Kleinen, wußten alle Leute in diesen Ländern zu erzählen, und außer dem Offenkundigen, das man an Wirthstafeln laut hören konnte, gab es noch schlimmeres Geheime, das einem nur in's Ohr geraunt wurde. Von letzterer Art will ich ein Beispiel mittheilen, das mir anfangs unglaublich vorkam, in der Folge jedoch in allen seinen Angaben als durchaus wahr sich erhärtet hat.

Ein angesehener Hofbeamter in Karlsruhe, früher Lieutenant in preußischen Diensten, nach dem Kriege von 1806 aber in Baden durch Gunst gleich als Oberst aufgenommen und bald bis zum Generallieutenant befördert, hatte in Posen ein hübsches Bürgermädchen liebgewonnen, und ihr sein Herz angetragen, und da ihr der junge Mann gefiel, so lebten sie in traulicher Gemeinschaft, die zwar nicht durch den Spruch des Priesters, aber bald durch die Geburt einer Tochter gesegnet wurde. Das Verhältniß bestand in Karlsruhe fort, obschon es der jetzigen Glückslage des Mannes unbequem und wenig gemäß erschien, doch einige Versuche, die gemacht wurden es zu lösen, schlugen gänzlich fehl. Mittlerweile war dem Großherzog eine verstohlene Liebschaft mit einem am Hofe lebenden Fräulein zugespielt worden, und nach schnell eingetretenem Ueberdrusse fand man gerathen, das Fräulein zu verheirathen, und zum Gatten ersah man jenen Hofbeamten, den man dadurch den mißliebigen Banden entziehen wollte, die ihn gefesselt hielten. Allein gegen alles Erwarten zeigte sich die Herzensneigung stärker, als der sonst willige Gehorsam, und man sah, daß man vor allem die alte Geliebte entfernen müsse. Der Plan dazu war schnell gemacht, das Werkzeug sogleich zur Hand. Ein vormaliger Handlungslehrling, Namens Hennenhofer, war unter Begünstigung der Zeitbewegung in den Feldjägerdienst getreten, und hatte sich durch Gewandtheit und Willfährigkeit so gut höheren Orts empfohlen, daß er bald höhere Ansprüche machen konnte und Rittmeister wurde. Dieser fand nicht das geringste Bedenken, sich der Frevelthat, die man von ihm verlangte, zu unterziehen. Unter falscher Vorspiegelung, als habe er einen geheimen Auftrag

an sie zu bestellen, wußte er die unglückliche Geliebte in den nahen Hartwald zu locken, dort fand sich ein Wagen mit Postpferden, sie wurde mit Gewalt hineingehoben, der Verräther setzte sich neben sie, und nun ging es ohne Aufenthalt fort, Tag und Nacht, bis in's Posen'sche. Kein Angstgeschrei, keine Wehklage, kein verzweiflungsvolles Anrufen half der Unglücklichen; ihr Begleiter wies sich überall den Behörden durch wohlbeglaubigte Papiere als vollkommen berechtigt aus, eine Verirrte auch wider ihren Willen in den Schooß ihrer Familie zurückzuführen. Sie wurde ihren Verwandten übergeben, und diesen ein Jahrgeld zugesichert unter dem Beding, daß sie die Zurückgebrachte nicht wieder fortließen. Hennenhofer kehrte stolz und freudig zurück, und wurde belobt und belohnt. Das Mittel erfüllte den gewünschten Zweck vollkommen; der Hofbeamte, von der Geliebten getrennt, über deren Verschwinden er nicht Rechenschaft fordern konnte, war jetzt schwach genug, in die ihm vorgeschlagene Heirath zu willigen. Sie war keine glückliche, denn außer der Unbefriedigung, die er in dieser aufgedrungenen Ehe stets empfand, hatte sein Gewissen und sein Herz eine tägliche Mahnung durch die Gegenwart seiner Tochter, die durch ein Versehen bei dem Vater geblieben war, und die er nun um keinen Preis von sich lassen wollte. Später fand auch die Entführte doch Mittel ihren Aufsehern zu entkommen, und gelangte nach Straßburg, von wo sie mit gerichtlichen und öffentlichen Klagen drohte, bis man sich genöthigt sah, mit ihr ein förmliches Abkommen zu treffen, wodurch sie und ihre Tochter in guter Art versorgt wurden, und sogar den adeligen Namen des Mannes führen durften. — Der Ausführer jener Schandthat, Hennenhofer, wurde mit gebührendem Abscheu angesehen, doch wollten ihn manche entschuldigen, und die ganze Schuld auf den Anstifter werfen. Wer dieser eigentlich sei, wie hoch die Büberei hinaufreiche, das wollte niemand wissen; den Großherzog unmittelbar beschuldigte man nicht, obschon er, wenn auch durch glimpfliche Vorspiegelung getäuscht, um die Sache gewußt haben mußte, und seine Behörden ihr amtliches Ansehen zu dem Betrug und der

Gewalt geliehen hatten; doch in seiner Seele konnte dergleichen nicht entstanden sein. In Karlsruhe, hieß es, gäbe es Böswichter genug, man habe da stets die Auswahl. Als fähig zu jedem schlechten Streiche, der von obenher gewünscht werden möchte, nannte man zum Beispiel den Oberschenk Baron von Ende, einen hannöverschen Edelmann, der von dem berühmten Freiherrn von Knigge war erzogen worden, und sich durch vielfache Talente und schmiegsame Dienstfertigkeit dem Hofe nützlich gemacht hatte. Er galt als ausgelernt in allen Ränken und Listen, als heimisch in allen Lastern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen hier nennen, denn seinen damaligen Ruf hat er leider nur zu sehr thatsächlich bestätigt, indem er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schlechtes verübt und höhere Würden und den Titel Excellenz erlangt, durch Richterspruch aller seiner Würden so wie des Adels entsetzt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin.

1817.

Das Jahr 1817 kündigte sich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unsern Kreis und an ihm vorüber. Ich erwähne zuvörderst einiger Veränderungen im diplomatischen Körper. Von würtembergischer Seite kam als Gesandter der Freiherr Gremp von Freudenstein, ein kleiner vorwitziger Klügling, der sich für einen vollendeten Weltmann hielt, und auf alles, was ihm nicht auf gleichem Boden zu stehen schien, mit vornehmer Ueberlegenheit herabsah. Er war ungern nach Karlsruhe gekommen, und fand daher den Ort abscheulich, ein rechtes Judennest, wie er sich ausdrückte, wodurch er es mit dem Hofbanquier Haber sogleich für immer verdarb. In kurzem hatte er auch am Hofe der Frau Markgräfin Amalia, die er früher in St. Petersburg gesehen, in unziemlichen Ausdrücken gesprochen und behauptet, sie habe auch als Schwester der Kaiserin dort nur den Rang einer Portraitdame gehabt, und auch der französische wie der österreichische Gesandte waren durch seine rücksichtslosen Aeußerungen verletzt. Mit mir blieb er auf gutem Fuß, er hatte ein Anliegen in Preußen, das er durch mich gefördert zu sehen hoffte, und so war es mir nicht schwer, ihn bei dem Kampfe, den ich mit Herrn von Hacke fortzuführen hatte, einigermaßen auf meine Seite zu ziehen. Baiern sandte anstatt des ab-

gerufenen Grafen von Seiboldtsdorf den Grafen von Reigersberg, Bruder des baierischen Justizministers, einen gutmüthigen heitern Mann, der aber auf politische Fähigkeiten keinen Anspruch machte, und in Karlsruhe recht vergnügt gewesen wäre, hätte es nur seiner Frau besser gefallen wollen. Etwas später trat auch in der russischen Gesandtschaft eine Veränderung ein, der Freiherr von Maltitz wurde pensionirt mit der Erlaubniß, in Karlsruhe seinen Wohnsitz zu behalten, und an seiner Statt wurde der in Stuttgart lebende Gesandte Graf Goloffkin auch für Karlsruhe miternannt, und hier unter dessen Obhut der Staatsrath von Struve als Geschäftsträger angestellt; dieser brachte eine zahlreiche Familie mit, die jedoch den Reiz der Gesellschaft wenig erhöhte, und war ein harmloser, in seiner Geschäftsverwaltung pflichttreuer Mann. Den Grafen Goloffkin kannte ich von Prag her, hatte ihn in Wien wiedergesehen, und da noch außerdem Rahels Bruder Ludwig Robert eine geraume Zeit in Stuttgart sein Gast und Geschäftsgehülfe gewesen war, so fehlte es nicht an guten Anknüpfungen, die ich für mich und die badische Sache bestens zu benutzen strebte.

Die badische Sache stand allerdings in großer Krise, und konnte jeden Augenblick verloren sein; weniger durch das doch ernste und bedenkliche Vordringen der Gegner, als durch die eigne Verwahrlosung und Ungeberdigkeit. Der Minister von Hacke hatte nach allen Seiten solche Verstöße gemacht, die Sachen so verfahren, daß er zuletzt keinen Ausweg mehr wußte. Der General von Schäffer war mit dem Auftrage, die Bedrängniß Badens dem Kaiser Alexander dringend vorzustellen, nach St. Petersburg gesandt worden, allein dort angekommen fand er, daß die ihm mitgegebenen diplomatischen Ausfertigungen nicht in gehöriger Form waren, und statt eines amtlichen Geschäftsverkehrs nur ein vertraulicher aus persönlicher Rücksicht zugestanden wurde; Schäffer war wüthend, und erklärte geradezu, Hacke könne ein solches Versehen nur absichtlich begangen haben, um die Sendung scheitern zu lassen, was einem Verrath gleich käme. Die Sendung des Generals von Stockhorn nach Berlin war bestimmt und angekündigt, erfolgte aber immer nicht, und auch dies

legte man dem Minister zur Last, der das dem Großherzog eigne Hinzögern in diesem wichtigen Falle nicht durch entschlossenes Auftreten zu überwinden suchte. Der Großherzog war mit allem sehr unzufrieden, allein von selbst that er nichts, und wenn er seinen dicken Minister sah, ergötzte er sich an dessen Thorheiten und plumpen Späßen, die oft die einzige Würze seiner langweiligen Tage waren. So erzählte er mit Wohlgefallen, daß, als er nach einem gehabten Vortrage Hacke'n entlassen, um auf die Jagd zu gehen, dieser zuletzt ihm nachgerufen: „Nun, guädiger Herr, draußen schießen Sie Säue und hierinnen schießen wir lauter Böcke", worauf er zwar erwiedert: Sie haben ein ungewaschen Maul! aber jener flugs den Schluß gesetzt: „Ei, schicken Sie mir nur die Sau, nachher will ich mir das Maul schon waschen!" Ein andermal sagte Hacke zu Tettenborn ohne Rückhalt, die Wirthschaft in Karlsruhe sei die tollste von der Welt, und er selbst mache sie nicht vernünftiger; es sei keine Kunst, wenn die fremden Gesandten von hier aus lustige und arge Depeschen nach Hause schrieben, er wollte an ihrer Stelle noch ganz andere Dinge schreiben, als irgend einer der Herren jetzt es etwa thue.

Da der Hof sich bemühte, der Hauptstadt einigen gesellschaftlichen Schimmer zu geben, so fehlte es an festlichen Versammlungen nicht, und auch die kleineren geselligen Kreise belebten sich wenigstens äußerlich, denn im Ganzen blieb es ein erkünsteltes Wesen und ein matter Schein. Immer jedoch war es genug, um dem Minister von Hacke die Gelegenheit zu geben, seinen widrigen Sinn gegen mich durch auffallende Vernachlässigung an den Tag zu legen. Bei Anlässen, wo die sämmtlichen Diplomaten erschienen, ließ er mich uneingeladen, und wußte es so zu wenden, daß ich den Großherzog und die Großherzogin seltener zu sehen bekam. Wenn er persönlich mit mir zusammentrat, war er voll Artigkeit und nach seiner Weise sogar traulich, aber dem preußischen Geschäftsträger, meinte er gegen Andere, dürfe er nicht zu viel einräumen. Galt die Vernachlässigung zumeist meiner Person, so durft' ich sie nicht leiden, noch viel weniger aber, wenn sie meinem Amte galt. In jener Beziehung

nahm ich meine Genugthuung auf der Stelle, indem ich den Feind mit scharfem Spott angriff und in der Meinung herabsetzte; wegen der amtlichen Beziehung wandt' ich mich zuvörderst an Hrn. v. Küster, als meinen nächsten Vorgesetzten, der auch auf meine Beschwerden willig einging, und seine Vermittelung bei Hacke schriftlich von Stuttgart aus versuchte, jedoch von ihm nur unhaltbare Ausflüchte zur Antwort bekam, worauf sowohl Küster'n als mir nur übrig blieb, die Sache nach Berlin zu berichten und nähere Vorschriften zu erbitten, wie ich mich dabei verhalten solle. Zu Tettenborn, der darüber mit dem Großherzog sprach, sagte dieser vertraulich, Hacke sei ein lächerlicher Kerl, wolle den Richelieu von Baden spielen — auch gegen ihn seinen Herrn —, nehme ein hochfahrendes Wesen an, beleidige rechts und links alle Verhältnisse, und schade ihm mehr durch seine Thorheit, als er ihm durch alle seine Klugheit nützen könne; er werde ihm ernstlich seine Meinung sagen, daß er den gerechten Beschwerden, die ich gegen ihn habe, sofort abhelfe, — aber Tettenborn, setzte er mit scheuer Bitte hinzu, möchte es doch ebenfalls thun! Letzteres ist wahrlich für die Personen und Verhältnisse sehr bezeichnend. Es erklärt auch hinlänglich, wie so mir möglich war, in meiner Stellung einen solchen Krieg zu führen, und ihn so zu führen, wie ich that.

Ich brachte den Feind mehr als Einmal in die Enge und brachte ihm unheilbare Wunden bei. Bei der verwittweten Markgräfin war ein mir vortheilhaftes Schlachtfeld. Als die Rede auf die Möglichkeit einer Revolution in Deutschland kam, und was für Folgen diese haben könnte, sagte ich trocken, sie werde sich von der französischen darin unterscheiden, daß in dieser ein gewesener Koch wohl habe General werden können, bei uns aber ein Minister dann allenfalls Koch werden würde. Die Markgräfin fand diesen Gegensatz ungemein ergötzlich, aller Augen wandten sich auf Hacke, der betroffen und schweigend dasaß. Ein andermal, wo er nicht zugegen war, sagte ich der Markgräfin, die mich wegen des Theaters befragte, daß ich dasselbe nicht besuchte, denn es sei zu schlecht, und schlecht müsse es wohl sein, weil Herr von Hacke unmöglich zwei so wichtige Fächer, wie das der

auswärtigen Angelegenheiten und das des Theaters mit gleicher Sorgfalt verwalten könne, eines von beiden müsse nothwendig leiden, und da gewiß die auswärtigen Angelegenheiten vortrefflich besorgt würden, so leide natürlich das Theater, und so müsse dessen schlechter Zustand noch ein gutes Zeichen für Baden sein. Die Markgräfin lachte und drohte mir mit dem Finger, und lachte nochmals, als ein anderer Gast mir widersprach, und meinte, Herr von Hacke vernachlässige das Theater nicht, sondern gehe eben damit um, ihm einen Helden zu verschaffen, denn er sage, der Großherzog habe wohl zwanzig Generale, aber darunter keinen brauchbaren Helden, man müsse einen verschreiben. Da jedoch höhere Offiziere zugegen waren, die an dieser Aeußerung großes Mißfallen hatten, so schlug auch diese versuchte Vertheidigung nur zu Hacke's Nachtheil aus.

In dieser Zeit gab er eine Blöße, die er sich hätte ersparen können, denn nichts drängte ihn sie zu geben, es geschah ganz unnöthig, aus überkecker Eitelkeit. Von Mannheim her quälten ihn Erinnerungen von litterarischer Bildung, von litterarischem Ruhm, und er wünschte den Karlsruhern seine Ueberlegenheit auch nach dieser Seite darzuthun. In der Stille hatte er sich an eine Uebersetzung der Rochefoucauld'schen Maximen gemacht, eine leichte, zu gelegentlicher, abgerissener Beschäftigung geeignete Arbeit, die er in Verdauungsstunden mit der selbstgefälligsten Willkür ausübte, und endlich vollständig fertig brachte. Dies Werk erschien plötzlich gegen Ausgang des Januars im Druck. Allgemein war das Erstaunen, den Minister von Hacke als Schriftsteller auftreten zu sehen. Niemanden konnte er damit einen solchen Dienst erweisen, als mir. Die Arbeit war die jämmerlichste von der Welt, voll Mißverstehens, Flüchtigkeit und Plumpheit; man sah, er war weder des Französischen noch des Deutschen mächtig, und machte in Betreff des Sinnes die lächerlichsten Schnitzer. Auf diese Schwächen aufmerksam zu machen, war hinreichend, um den sein wollenden Schöngeist in traurigster Gestalt hinzustellen. Der Großherzog, der ohne alles litterarische Urtheil jedes Gedruckte für bedeutend hielt, die Großherzogin, welche mehr auf die Urschrift

als auf die Uebersetzung sah, wollten einen Augenblick an litterarisches Verdienst des Ministers glauben, allein diesen Glauben sogleich zu vernichten bedurfte es nur einer raschen Beleuchtung der augenscheinlichen Stümperei, die bald allgemein als solche erkannt und verurtheilt wurde. Hacke konnte sich aus der Lächerlichkeit und Verhöhnung, in die er sank, nicht mehr retten, und nachdem er vergebens versucht hatte rechts und links zu beißen, ließ er wie ein geschlagener Mann den Kopf hängen. Meine Kritik brauchte nur die Stimmen zu wecken, sie wurden von allen Seiten laut. Er that sich durch sein litterarisches Machwerk mehr Schaden als durch allen Unfug, den er im Amte verübt, und die vollständige Niederlage des Schriftstellers, half die des Ministers kräftig vorbereiten. Sein Fall war eigentlich schon entschieden, doch bei der Unschlüssigkeit und Zögerung, die in allem herrschten, konnte sein wirkliches Abtreten noch einige Zeit hinausgeschoben bleiben.

Auch war er durch seine Stellung, so lange er sie hatte, ganz im Vortheil gegen mich, und da der Großherzog mir zwar Recht gab allein nicht dazu verhalf, so fand ich gerathen, vorläufig wieder nach Mannheim zu gehen, und hier ruhig abzuwarten, was für Weisungen von Berlin her in Betreff meiner Beschwerden gegen Hacke mir zukommen würden. Tettenborn hatte so eben seinen zweiten Sohn verloren, denselben bei dem ich Pathenstelle im Namen des Königs vertreten, und die Betrübniß, die deßhalb in seinem Hause herrschte, war ein Grund mehr für uns, daselbst auf's neue einzukehren. Der Großherzog, welcher es hätte übel nehmen dürfen, billigte mein Weggehen, und wußte mich überhaupt gern bei Tettenborn, den er für seinen einzigen wahren Freund hielt, und von dem er mit Vertrauen guten Rath annahm, wiewohl meistentheils nicht befolgte. Von dieser Seite war ich daher völlig gedeckt, und brauchte des Geredes nicht zu achten, das mir mein häufiges und langes Verweilen in Mannheim, in dieser Stadt der Opposition, zum Vorwurf machen wollte.

Wir hatten anfangs sehr unfreundliches Wetter, und blieben daher meist auf das Haus beschränkt. Aber dieses

war ungeachtet des betrübenden Trauerfalles sehr belebt, und glänzte bald wieder in heiterer, prächtiger Gastlichkeit. Fremde von allen Nationen versammelten sich hier, besonders Russen und Franzosen, von Einheimischen waren Frau von Wambold und Frau Crevenna willkommene Erscheinungen; der hier mit seiner Familie eingebürgerte holländische Freiherr von Stryck-Linschoten — einst als Bürger Stryck Gesandter der batavischen Republik in Stuttgart, wo er seine Tochter, weil kein warmes Wasser zur Hand war, mit Milch taufen ließ, — gab Stoff zu mannigfacher Unterhaltung, er hatte ein spanisches Gedicht übersetzt, mit dessen Vorlesen er die einen ergötzte, die andern quälte; der alte Admiral von Kinkel, der sich selbst den närrischen nannte, ließ es an klugen und thörichten Schnurren nicht fehlen. Allerlei Reibungen mit der übrigen Mannheimer Gesellschaft, vorzüglich mit dem abgeschlossenen Kreise des steifen Adels, gaben Gelegenheit zum kleinen Kriege, der von uns mit lustiger Erinnerung an die wirklichen Feldzüge kräftig geführt wurde. Das Theater nahm die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch; ernstere Beschäftigung gaben uns die politischen Gegenstände, die sich in unserem nächsten Gesichtskreise rasch folgten und immer wichtiger darstellten.

In Karlsruhe war aus St. Petersburg der russische General Balaschoff erschienen, der daselbst auf der Durchreise von Stuttgart nach Paris die Erklärung des Kaisers abzugeben hatte, daß er die Gebietsausgleichungen die zwischen Baiern und Baden schwebten, nicht hindern wolle, aber dabei voraussetzte, daß sie ohne Zwang, aus gütlicher Uebereinkunft, geschähen. Diese Erklärung war offenbar die Folge der badischen Sendung nach St. Petersburg, welche trotz der Formfehler, mit denen der Leichtsinn des Ministers ihr Gelingen fast unmöglich gemacht hatte, durch die Geschicklichkeit des Generals von Schäffer doch in der Hauptsache ihr Ziel erreicht hatte. Der Großherzog wurde durch diese Erklärung gestärkt und ermuthigt, sein Minister aber that, als wäre sie von keinem Werth und versuchte kaum sie geltend zu machen, so daß sie dadurch allerdings fast werthlos wurde, bald hieß es sogar, Rußland billige die Ansprüche Baierns.

Mich besuchte zu Mannheim im Auftrage des nunmehrigen preußischen Bundesgesandten Grafen von der Goltz sein Sekretair Küpfer, der mir einen Briefwechsel antrug, um zwischen dem Grafen und mir eine regelmäßige Verbindung zu unterhalten. Küpfer, obschon bürgerlich war dem Grafen ich weiß nicht wie verwandt, überdies vermögend, und hatte den diplomatischen Dienst erwählt, weil dieser seiner angebornen Neigung zum Spähen und Spüren am meisten zu entsprechen schien. Damals war er ganz liberal gesinnt, stand mit Oelsner und Jassoy in gutem Vernehmen, rechnete auf Hardenberg und Humboldt; sein Eifer kannte keine Gränzen, er schien nur für die politischen Geschäfte zu leben, mit andern jungen Leuten und ihren Vergnügungen hatte er nichts zu schaffen. Den Frauen mißfiel er durchaus, und sie machten sich lustig über den hölzernen Pedanten, der ein Diplomat sein wolle. Freilich stand seine Geschicklichkeit mit seinem Eifer in großem Mißverhältniß; er war voller List und Schlauheit, aber er konnte sie nicht verbergen, sein plumpes Ausfragen wurde bald zur Last, und sein Horchen und Spähen, denn er konnte kein beschriebenes Papier liegen sehen ohne zu versuchen es verstohlenerweise zu lesen, machte noch schlimmeren Eindruck. In Frankfurt nannte man ihn den Fuchs in Holzschuhen, weil er zwar listig anschlich, aber dabei nicht leise gehen konnte. Man warnte mich vor ihm, es sei ihm nicht zu trauen, allein ich erwiederte, was ich ihm mittheile sei von der Art, daß er es meinetwegen geheim und öffentlich ausplaudern dürfe, oder um seiner selbst willen streng geheim halten müsse. Wegen des Grafen von der Goltz war mir indeß der Briefwechsel mit ihm nicht unwichtig.

In Mannheim hatte der dortige unzufriedene Adel sehr mit Verfassungsentwürfen zu thun. Im Allgemeinen war ihm an ständischen Rechten nicht viel gelegen, ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß seine Vorrechte noch immer in dem jetzigen verfassungslosen Zustande besser gewahrt seien, als sie es in einer Verfassung sein würden, die doch den Bürgern und Bauern auch Rechte zugestehen müsse, und zwar solche, mit denen jene Vorrechte den unausweichlichen Kampf

auf die Dauer nicht aushalten könnten. Allein Verfassung und Stände waren das Feldgeschrei, durch die man die verhaßte Regierung am besten ängstigen, sie am ehesten zur Nachgiebigkeit bringen konnte; überdies hatte der Großherzog eine ständische Verfassung bereits förmlich angekündigt, und der dreizehnte Artikel der Bundesakte sagte, daß sie in allen Staaten des Bundes bestehen werde. Man glaubte damals, keine Regierung werde sich dieser Verpflichtung entziehen dürfen, und arbeitete daher in diesem Sinne vorwärts. Während Baden noch zögerte, waren bereits Weimar, Hannover und Sachsen eifrig am Werk, auch Preußen hatte seine Verheißung vom 22. Mai 1815 und sprach bei jeder Gelegenheit von seiner zukünftigen Verfassung als von einer Sache, die sich von selbst verstehe. In Würtemberg hatte der vorige König, in voreilender Hast noch während des Wiener Kongresses eine Verfassung gegeben, durch die er alle Ansprüche nicht sowohl befriedigen als abfertigen wollte; allein sie waren nur heftig dadurch aufgeweckt worden, und er hinterließ die bittern Kämpfe bei seinem Tod unerledigt. Der jetzige König hatte den besten Willen, eine Verfassung zu geben, die allen gerechten Forderungen entspräche. Doch welches waren diese Forderungen, und wie weit durften sie gehen, ohne ihm ungerechte zu werden? Sein geistvoller, muthiger, freigesinnter Minister von Wangenheim, dem er in diesen Dingen ganz vertraute, hatte sich ein Urbild konstitutionellen Gleichgewichts ausgedacht, eine Adelskammer, eine Deputirtenkammer, einen Staatsrath — in Würtemberg Geheimer-Rath genannt —, ein verantwortliches Ministerium, einen konstitutionellen König, alles nicht eben neu, wie man sieht, aber durch Wangenheim sinnreich erklärt und begründet für die würtembergischen Großen und Kleinen. Mit diesem Werke war man emsig beschäftigt, und der König bemühte sich, demselben allen Nachdruck zu geben und ihm auch auswärts gewichtige Stimmen zu verschaffen; er war deßhalb mit Stein in Verbindung getreten, der ihn auch in Stuttgart besuchte und der beredten Dialektik Wangenheim's nicht viel entgegen zu setzen wußte.

Wichtiger noch als diese Vorgänge in Würtemberg erschienen die Veränderungen, welche in Baiern eintraten. Hier

war der seit so vielen Jahren allmächtige Minister Graf von Montgelas, der unter französischem Schutze Baiern zu seiner nunmehrigen Größe und Bedeutung erhoben hatte, plötzlich entlassen, und statt seiner trat der Graf von Rechberg an die Spitze der Staatsleitung. Dies große Ereigniß hatte der Kronprinz bewirkt, und es hieß, Baiern werde nun einer wahrhaft deutschen Richtung folgen und auf der konstitutionellen Bahn ein großes Beispiel geben. In Baden wurde man hiedurch nicht wenig geängstigt; man sah einen großen Sieg Baierns in der öffentlichen Meinung voraus, die damals noch als eine Macht angesehen wurde, und fürchtete den nachtheiligen Rückschlag auf Baden. Dem Großherzog wurde durch Reizenstein und Marschall unter der Hand vorgestellt, wie nöthig es sei, noch vor Baiern ständische Einrichtungen zu treffen, und dadurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, auch forderte die Unordnung der Finanzen und die Willkür in der Verwaltung dringend eine Abhülfe, die nicht besser zu finden sein konnte, als in einer ständischen Aufsicht; aber zu viele Personen sahen ihren Vortheil zu sehr mit der bisherigen Unordnung verknüpft, als daß sie nicht alles angewandt hätten, jenen Rath zu vereiteln, was ihnen bei der Trägheit des Großherzogs nur allzuleicht wurde. Auch Tettenborn, der lebhaft für Verfassung sprach, konnte nichts ausrichten; es hieß, man müsse erst sehen, wie die Sachen in Würtemberg und Baiern abliefen.

Gegen Ende des März richteten sich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Besuch dort eintraf. Die Prinzessin von Wallis hatte Italien verlassen, wo sie zuletzt unter Ausspähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen an andern Orten, auch nach Karlsruhe, um zu sehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, sondern auch sichtbar genug war, und die Zuflüsterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweisung dringend gewünscht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er sei

nicht zum Richter jenes häuslichen Zwistes bestellt, der Lebenswandel der Prinzessin gehe ihn auch nicht an, noch immer sei sie Prinzessin von Wallis, und als solche und als seine Verwandte habe sie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten, ungeschmälerten Anspruch. Der sonst lässige, unentschlossene, aber im Herzen edle und mit gutem Verstande begabte Fürst hatte solche Augenblicke großmüthiger und fester Entschließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünschen gewesen wäre. Genug, die von mächtigeren Höfen abgewiesene Prinzessin fand an dem badischen, der hierin selbstständiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings seltsam und anstößig, und gab weit und breit zu reden. Ein starker, schwarzlockiger Italiäner, Bartolommeo Bergami von Crema, früher Reitknecht des Generals Pino, war Oberhofmeister, seine Schwester Nameus Oldi erste Hofdame, ein anderer Bruder Luigi Bergami hatte ebenfalls ein Hofamt; die englische Dienerschaft war entlassen oder freiwillig fortgegangen. Ich bin zwar von den Vorgängen in Karlsruhe kein Augenzeuge gewesen, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundschaftlichen Briefes ersetzen, den ich in jenen Tagen vom Grafen von Trauttmannsdorff empfing, und den ich hier einzuschalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geschrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur schönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverstanden. Das Interesse, welches diese Stadt in ästhetischer und diplomatischer Hinsicht darbieten kann, verschwindet neben jenem der badischen Residenz. Die Prinzessin von Wales beglückt letztere schon seit drei Tagen, und mit Erstaunen gafft das Karlsruher Volk nach den Fenstern des Posthauses, wo sich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzessin blicken läßt. Am Hofe scheint man mit dem durchlauchtigsten Gaste wohl zufrieden zu sein. Man führt ein interessantes Gespräch, man singt in den Konzerten der Großherzogin, reitet spaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Fastenzeit einen Hofball nicht gestattet. Die Schönheit der Prinzessin läßt

sich nicht schildern, man muß sie gesehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgestern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu sich der Hof in Gala setzte, und bei dieser Gelegenheit wurde ihr das diplomatische Korps vorgestellt. Wir nahmen uns recht schön aus. Da sie uns in Beziehung auf ihre Reisen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer sei als jenes von München, und wir hierüber schon ziemlich genaue Notizen hatten, so vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzessin aus ihren vielen Reisen gezogen, nicht wohl zu entscheiden. — Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tische ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel, und auf seinem Säbel die Portraite der Murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter, und wird als solcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche sämmtlich in eine Art Jägeruniform gesteckt sind, erregten nicht viel Aufmerksamkeit. — Die Prinzessin wohnte gestern der herrlichen Vorstellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war schön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Essig noch verschont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute ist eine Fahrt nach Baden veranstaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Reden ist seit einigen Tagen in Stuttgart, wo er stillschweigend «die verfluchten Konstitutionellen» mustert."

Der Gegenstand war damals noch scherzhaft genug, um so launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war schon zu viel von dem innern Zusammenhange dieser Geschichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu sein über die unwürdigen Anschläge, welche immerfort gegen die Prinzessin geschmiedet wurden, und bei jedem Redlichen sogar die Frage nach ihrer

Schuld oder Unschuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen seine Gemahlin, die aber auch ihrerseits von frühster Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten, welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen, sie wohl gar abgewiesen hätten, sondern seine hannöverschen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des Grafen von Münster, dieser Leidenschaft seines Herrn so willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverschen Gesandten mit in diesen gehässigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schlusse des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverscher Gesandter in Stuttgart und Karlsruhe, konnte nicht umhin, seiner Dienstpflicht die Ausführung dessen, was man in diesem Falle von ihm verlangte, seufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er sich, um persönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief schon andeutet, für die Zeit der Anwesenheit der Prinzessin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreise erschien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigster Gesinnung erfüllte Mann unterzog sich den niedrigsten Nachforschungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, und eine der letztern, deren Zeugniß besonders werthvoll schien, durch vieles Geld bewogen wurde, sich nach London abschicken und dort reichlich verpflegen zu lassen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch diese traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umstände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentisch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß gesetzt hatte, so lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Aussage verlangt zu sehen, wobei ich zwar nichts zu Gunsten der Königin, aber scharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte aussprechen müssen. Ich sah es als eine Gunst des Schicksals an, daß diese Gefahr später nur drohend an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieser kurzen Erscheinung der Prinzessin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu be-

trauern, der in ganz anderer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling starb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit sehr aus den Augen verloren, und sein Tod überraschte mich; die wenigen ausführlichen Gespräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine sanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und selbst Widerspruch gegen seinen Glauben mit liebevoller Nachsicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverstanden, wie ihm seine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch stets geistesrege, und ihn weitüberschende Frau sogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing sein Herz noch immer und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, dessen Wege er doch nicht zu verstehen bekannte. Von der Theorie der Geisterkunde wollte er nicht gern sprechen, er sah sie als eine Verirrung an. Gern und sehr anmuthig erzählte er seine Lebensbegegnisse, wobei mitunter sehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiser Alexander ihn einst, nach längern religiösen Unterhaltungen, auf's äußerste bedrängt, er solle sagen, welche der christlichen Partheien er am meisten übereinstimmend glaube mit der ächten reinen Christuslehre? So hart war die Frage nicht gestellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten sollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, sondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf diese Frage, alle christlichen Bekenntnisse und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der christlichen Formen schlösse den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menschen selbst an, auf seine Gesinnungen und seinen Wandel. Der Kaiser war hiemit nicht zufrieden, und meinte, es müsse doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forscher wie Jung sei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage sich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaisers, und nach einigem Besinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder seinen Spruch, sein Gewissen erlaube ihm nicht, einen Vorzug

einzuräumen. Endlich sagte der Kaiser, ihm selber sei die Sache beinahe entschieden, nur wünschte er seine Meinung durch Andere bestätigt zu sehen, ihn dünke, die Herrnhuter entsprächen jenem Vorbild am meisten. „O ja," versetzte Jung, „die Herrnhuter sind vortrefflich und mir gewiß lieb; aber die Form thut es auch hier nicht, und wenn der Mensch nur gut ist, so kann er in jeder gedeihen." Der Kaiser konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling ist merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher sich noch in seiner letzten Zeit ein Geist erhob, der in seinem frommen Wallen fast immer die Fesseln des Wahnes und Aberglaubens schwer mitgetragen hatte. Der Tod stand lange vor ihm, zögerte aber stets, und der Greis, der zu sterben wünschte, konnte sich der Klage nicht erwehren, daß sein Leidenszustand sehr groß sei. Eine seiner Enkelinnen stand an seinem Bette, und glaubte ihn trösten zu müssen: „Bedenken Sie aber", sagte sie, „welche Herrlichkeit Sie bald sehen werden", und nun mahlte sie ihm den Himmel mit den genauesten Zügen und Bildern, die in solchem Augenblicke doch allzu kindisch erscheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröstungen unangemessen, und wies sie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man so recht doch nicht wissen." Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden besuchte, hat mir an dem Tage selbst, wo sie sie gehört, diese merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs sagen, daß sie mehr bedeuten, als bei frömmster Zuversicht, die Jung gewiß hatte, ihr schlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man so recht doch nicht wissen."

Mehr als das Ableben des stillen Greises gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der ersten Hälfte des Mai sich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und starb sehr schnell an Krämpfen, ganz wie früher schon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das furchtbarste getroffen und erschüttert; mit diesem Prinzen erlosch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzessinnen, zu denen dieses Jahr noch eine dritte kam, und welche allesammt

unangefochten heranwuchsen und blühten, während die Brüder früh starben, hatten keinen Anspruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; diese waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So schien das Unwahrscheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, sich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausstürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Bestürzung den wichtigen Trauerfall und besprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angst und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die schon bei dem frühern Falle leise geflüstert worden, erneuten sich lauter und dreister; besonders war das unterste Volk geschäftig, die abenteuerlichsten, unhaltbarsten Anschuldigungen in seiner dunklen Vorstellungsweise zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider schon in Betreff seiner selbst insgeheim ein solcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer seiner Diener, der sich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und sich aus Gewissensangst getödtet habe, wurzelte immer fester bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt selber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von diesen düstern Bildern mitergriffen, und nicht ohne Widerwillen konnte sie manche Person sehen, welche den hülflosen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten.

Einige Wochen später starb der jüngere Oheim des Großherzogs, Markgraf Friedrich; sein Tod machte wenig Eindruck, der Markgraf war immer unbedeutend gewesen und hatte wiewohl verheirathet keine Kinder. Dagegen war das Ansehen des ältern Oheims, Markgrafen Ludwigs, durch den Tod des kleinen Erbgroßherzogs bedeutend gestiegen und ihm die Aussicht auf die Erbfolge eröffnet, er hatte keine Gemahlin, wohl aber Kinder, und konnte sehr wohl durch standesmäßige Heirath deren erbfolgfähige erzielen. Doch sagte man, daß er solche Gedanken zu hegen sich noch gar

nicht getraue. Indeß gab es unter den Hof- und Staatsdienern schon manche, die sich ihm heimlich näherten, und ihr Glück mehr von ihm erwarteten, als von dem Großherzog, der allerdings trotz seiner jungen Jahre zu keiner langen Regierung bestimmt schien.

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei seiner Durchreise in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er seit dem Jahre 1815 sich aufgehalten und die Entscheidung seiner preußischen Dienstanstellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um seine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geschärft an allen seit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereignissen hatte er in Berlin beobachtet, und seine Wahrnehmungen waren von der Art, daß sie den Eingeweihten sowohl befriedigten, als überraschten, ersteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche sein Blick den Gegenständen noch abgewann. Seine Einsichten waren ein reicher Schatz, seine leichte Darstellungsgabe hatte ein scharfes Gepräge, seine Meinungen bewegten sich in einem großen Kreise, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umstände forderten. Aber gerade diese seltnen Talente und Eigenschaften schlossen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchsten Verhältnissen einem Fürsten oder wenigstens einem Minister zur Seite stehen müssen, als dessen Aug' und Ohr, als eine leise Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geistigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren seine Gaben wo nicht verloren, denn er spendete sie bereitwillig aus, aber doch ihm selbst unnütz, er konnte sie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; sie waren zu hoch, zu vornehm und zart, für den gemeinen Geschäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit sehr geringen Talenten abzufinden sind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte schreiben lassen, ein Gedanke, der sich von selbst aufhob, als neben Preußen auch Oesterreich ihre Leitung führen sollte!

Aber nicht viel besser war es, daß der Fürst von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken lassen; diese hatte der Worte genug, sie harrte auf Thaten; was der Fürst, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch sagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte sagen mögen und können. Also für diesen durchaus ein Verhältniß der Herabstimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden sein konnte! Auch hatte er selbst ein richtiges Vorgefühl dieser falschen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn sich aufschließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn schätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich sah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur bestärken. Rahel aber sah die Sachen gleich von Anfang ungünstig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn seine Hoffnungen wollte sie nicht stören.

Kaum war dieser Besuch vorüber, so erschien ein anderer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufsehen machte. Der päbstliche Nuntius Zen war beauftragt, die Sache der römischen Kurie gegen die deutsch-katholische Sache des Kapitularvikarius von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg, am badischen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzusetzen. Der Glanz und die Ehre einer solchen Beschickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgesetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet schien, lebte zu tief in dem Wesen der Religion, als daß sie sich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte sie in solchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit schon halb verfehlt, und der Nuntius klagte, seine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuscht. Der Minister von Hacke lieh wohl den römischen Einflüsterungen ein williges Ohr, und benahm sich gegen Wessenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptsache stand doch immer in des letztern

eigner Entscheidung, und dieser war in seinen Grundsätzen und Gesinnungen unerschütterlich. Die deutsch-katholische Kirche war damals auf dem besten Wege, sich in ächt christlicher Weise herzustellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfnisse des Vaterlandes gemäß und heilsam erschien, in ihrer Mitte selbst waren die Führer dieses guten Werkes erstanden, Männer wie Wessenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen sich anschloß, sowohl der Geistlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entsprochen haben. Wessenberg besonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treusten Sinnes und der edelsten Geistesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Wessenberg wäre die größte Bürgschaft der inneren Eintracht und des gedeihlichen Fortschrittes gewesen. Allein die Regierungen, und namentlich die protestantischen, deren größter Vortheil es war, jene heilsamen Bestrebungen zu fördern, durch welche die katholische Kirche in Deutschland eine deutsche geworden wäre, erwiesen sich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortsetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern, ihre Mühen vergeblich blieben. Die persönliche Sache Wessenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entschloß sich, nach Rom zu gehen, und sich dort gegen die ihm gemachten Anschuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung so auch Schrecken und Angst. Wessenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämische Gegner, die seiner klaren, milden und volksgemäßen Gesinnung gram waren, ihn dort verläumdet, seine Feinde waren seine Richter, gehässige, unwissende Richter, was für ein Schicksal konnte dort seiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müssen, auch wäre wohl Wessenberg's Namen jenseits der Alpen nicht ganz machtlos gewesen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußersten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche

Mühen! Angesehene Personen redeten ihm warnend ab, seine Freunde beschworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es seine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich seinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß seine Gegner ihn verläumdeten. Er reiste wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abschied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!" Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber sein Wirken war gebrochen, und freiwillig entsagte er der Bischofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieser Sachen in Deutschland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, sondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes gewesen wäre.

Der badische Bundesgesandte von Berstett war inzwischen in Frankfurt am Main nicht müßig, sondern versicherte sich mehr und mehr der Gunst des russischen Gesandten von Anstett, dem er sich blindlings ergab; sein Ehrgeiz ging dahin, die Stelle des Herrn von Hacke zu erlangen, und dazu mußte er denselben in den Geschäften überflügeln, und sich dem Großherzog unentbehrlich machen. Er hatte den Minister schon aus der Leitung der Gebietsverhandlungen hinausgedrängt, sie waren dem Minister von Marschall übergeben; jetzt ließ Berstett sich wider Hacke's Willen eine Sendung nach England geben, zu dem doppelten Zwecke, das dortige Ministerium für Baden in der Gebietssache günstig zu stimmen und dem Prinz-Regenten wegen der guten Aufnahme, die der Prinzessin von Wallis am Karlsruher Hofe zu Theil geworden, Entschuldigungen zu machen. Berstett blieb einige Wochen in England, und machte von seiner Sendung großen Lärm, obschon er nicht viel mehr erwirkte, als daß Baden versprach, die Prinzessin nicht ferner aufzunehmen; sie hatte nämlich beabsichtigt, auf längere Zeit in Rastadt zu wohnen, und schon waren für sie auf dem Schlosse daselbst die nöthigen Einrichtungen angeordnet, die nun sogleich abbestellt wurden, so wie Herr von Ende ihr anzeigen mußte, daß ihr

der Aufenthalt im Badischen nicht könne gestattet werden. Durch Berstett's Rückkehr aus London nach Karlsruhe wurde Hacke's Verhältniß dort sehr erschüttert, er fühlte den Boden wanken und konnte sein Mißbehagen nicht verbergen.

Ich glaubte, daß es nun Zeit für mich sei nach Karlsruhe zurückzukehren, und Tettenborn, so wie Küster und selbst Goltz, bestärkten mich in dieser Meinung. Ueberdies war mir eine Depesche des Staatskanzlers angekündigt, die mir durch Gelegenheit zukommen sollte, da man sie der Post nicht anvertrauen mochte. Sie mußte die entscheidende Antwort bringen, wie ich mich gegen die Nachlässigkeiten, die sich Hacke in Betreff meiner amtlichen Stellung hatte zu Schulden kommen lassen, zu verhalten habe, und selbst im Falle, daß mir neues Zurückziehen geboten würde, war ein neues Weggehen bezeichnender, als ein bloßes Wegbleiben. Gegen Ende des April trafen wir in Karlsruhe wieder ein. Unmittelbar darauf erhielt ich die erwartete Depesche, sie war vom 4. März, also schon acht Wochen alt, und lautete wie folgt: „Die Abreise des Generallieutenants von Zastrow verschafft mir endlich Gelegenheit, an Ew. Hochwohlgeboren auf einem sicheren Wege zu schreiben. und Ihnen zu sagen, daß Sie das Verdienst gehabt haben, uns über die geheimen Anschläge Baierns zu einem erweiterten Territorialerwerb den ersten Wink zu geben. Der Plan, den Sie freilich in seinem Entstehen nicht vollständig durchschauen konnten, hat sich jetzt näher entwickelt, und bezweckt nichts weniger als die Abtretung der fünf wichtigsten Aemter der Rheinpfalz. Die Ausführung dürfte aber desto schwieriger fallen, da keiner der Mitinteressenten und keiner der größern europäischen Höfe die daraus für Deutschland und für das jetzige System überhaupt entstehenden nachtheiligen Folgen verkennen wird. Ich kann jedoch nicht mit Ew. Hochwohlgeboren die Ansicht theilen, daß der Großherzog von Baden durch seine bedrängten Finanzumstände, oder durch verderbliche Rathschläge verleitet wäre, den Anträgen des Münchener Hofes Gehör zu geben, sondern ich habe vielmehr Ursache zu glauben, daß Seine Königliche Hoheit bei seiner bisherigen Weigerung zu beharren entschlossen ist. Die Sache wird sich wahrscheinlich nach Ankunft des

hier als Gesandten ernannten Herrn Generallieutenants von Stockhorn aufklären, und ich werde alsdann erst beurtheilen können, was etwa unsererseits in Karlsruhe zu thun rathsam wäre. Unterdessen empfehle ich Ew. Hochwohlgeboren, sich völlig passiv zu verhalten, jedoch aber alles, was Sie über den vorliegenden wichtigen Gegenstand erfahren werden, ferner einzuberichten. Zugleich verfehle ich nicht, Ihnen den Eingang Ihrer Depeschen bis zu No. 31 inclusive anzuzeigen. Ich werde vielleicht künftig auf einige darin berührte Punkte zurückkommen, muß mich aber heute bloß beschränken, Ew. Hochwohlgeboren zu ersuchen, mit Ihrer interessanten Korrespondenz fleißig fortzufahren, und versichert zu sein, daß ich selbiger stets mit Vergnügen entgegensehe. Empfangen Sie die Versicherung ꝛc. Berlin, d. 4. März 1817. (Gez.) C. F. von Hardenberg."

Dies war alles ganz gut und verbindlich, aber im Grunde nur eine Verschleierung der Zagheit des preußischen Kabinets in selbstthätiger Weise aufzutreten, und den Schutz des Mächtigen für den Schwachen auszusprechen. Auch der Zweifel, welchen der Fürst ausdrückte, daß dem Großherzog verderbliche Rathschläge gegeben würden, war eigentlich nur in diesem Sinn; denn ich hatte thatsächliche Angaben berichtet, und wußte mehr, als ich dem Papier anvertrauen durfte. Meiner Beschwerde gegen Hacke, wegen der ich sehnlichst einer leitenden Weisung entgegen gesehen, war mit keinem Worte gedacht, alles blieb in der Schwebe, und ich mußte mich, der Meinung Küster's beitretend, damit trösten, der Fürst habe für das Beste gehalten, alles meiner eigenen Klugheit und Geschicklichkeit zu überlassen.

Uns beschäftigten mittlerweile ganz andere Sorgen. Die vorjährige Ernte war schlecht ausgefallen, man reichte mit den Vorräthen nicht bis zur neuen Ernte, das Getraide stieg im Preise, in manchen Gegenden fehlten die Lebensmittel, oder wenigstens das Geld um sie anzukaufen, in allen Rheinländern war große Theuerung, in manchen schon Hungersnoth eingetreten. Besonders aus dem sogenannten Oberland und aus der Schweiz kamen die traurigsten Klagen, aber auch in der Nähe von Karlsruhe stieg das Elend auf einen hohen

Grad. Die Großherzogin, von den entsetzlichen Schilderungen, die sie vernahm, tief erschüttert, gründete einen großen Wohlthätigkeitsverein, den sie durch ansehnliche Beisteuern, noch mehr aber durch das Beispiel ihrer eingreifenden Wirksamkeit fruchtbar machte, und dessen Segen weithin empfunden wurde. Von tiefem Mitleid ergriffen, that auch Rahel alles was in ihren Kräften stand, um den Bedürftigen zu helfen, die äußerste Noth von den Bedrohten abzuwehren. Sie hatte in diesen Bestrebungen bei sehr beschränkten Mitteln einen wunderbaren Erfolg; es war, als ob alle ihr verliehenen Geistesgaben und Gemüthskräfte in dieser Richtung ihre reichste und vollständigste Anwendung fänden, ihr schnelles Urtheil, ihre klare Einsicht, das richtige Maß ihres Handelns, und die wohlthuende Wärme desselben. Sie verstand es genau, die wundeste Stelle der Verhältnisse herauszufinden, ihr die angemessenste Linderung zu verschaffen, das Geld in Sachen zu verwandeln, durch persönliche Vermittelung die Umstände zu benutzen, durch eindringlichen Zuspruch die eigenen Kräfte der Leidenden aufzuwecken. Sie folgte hierin einem ihr angeborenen Beruf, den sie eigentlich jeden Tag ihres Lebens, nach Maßgabe der dargebotenen Gelegenheit, also meistens nur still und leise, und daher auch unbemerkt und unbesprochen, nach allen Seiten ausübte. Mir selbst fiel nicht weniger ein Theil dieses Elends und zwar von Amts wegen zu. Die preußischen Handwerksburschen nicht allein wandten sich in ihren Wanderbedrängnissen häufig an mich, sondern auch die zahlreichen Auswanderer, denen ich die Pässe zu unterschreiben hatte, lagerten zu Hunderten vor meiner Thüre, und oft mit Weib und Kindern in solchem Zustande, daß es unmöglich wurde, ihnen mit der Unterschrift nicht auch eine Reisezehrung zu ertheilen. Man rechnet, daß in diesem Jahre nur aus Baden gegen zwanzigtausend Seelen auswanderten, von denen mehr als ein Zehnttheil nach dem russischen Polen zogen.

Ein Ereigniß von großer Wichtigkeit war besonders für uns Nachbarn, daß die würtembergischen Stände den vom König ihnen vorgelegten Verfassungsentwurf mit großer Stimmenmehrheit zurückwiesen, indem sie erklärten, derselbe genüge

ihren Ansprüchen in keiner Art. Die Bestürzung hierüber war sehr groß unter den Regierungsanhängern, weil sie glaubten, man habe den Ständen schon zu viel eingeräumt, und bei den Konstitutionellen, weil sie fürchteten, dies üble Beispiel von störrischer Opposition könne dem ganzen Verfassungswesen zum Schaden gereichen. In der That blieb nichts unversucht, um wenigstens diese würtembergischen Stände in schlimmen Ruf zu bringen. Man rühmte den guten Willen, das freiwillige Entgegenkommen des Königs, dem die engherzige Beschränktheit der Parthei des alten Rechtes die grundlosesten Schwierigkeiten entgegengestellt habe. Wangenheim war tief gekränkt, nicht weniger Cotta, der sich von jener Parthei getrennt hatte, um sich den politischen Freunden des Königs anzuschließen. Der König selbst war am gefaßtesten, und fühlend, daß er seine Aufgabe um jeden Preis zu lösen habe, machte er sich sogleich mit dem Gedanken vertraut, einen ganz neuen Weg einzuschlagen, bei welchem freilich Wangenheim, der zu sehr in seinen politischen Lehrsätzen befangen war, nicht mehr der Führer sein konnte.

Der Juni schritt unterdessen vor, Rahel erwartete von Ems ihren älteren Bruder nebst dessen Familie zum Besuch, und bereitete sich zu einem längeren Aufenthalt mit ihnen in Baden. Ich hatte einen Anlaß noch früher dorthin zu gehen. Der König und die Königin von Würtemberg waren in Baden angelangt, und der Großherzog und die Großherzogin hatten sich beeilt sie daselbst zu begrüßen. Der König wollte versuchen, mit dem Nachbarfürsten sowohl für die innere als für die äußere Politik eine gemeinsame Haltung zu verabreden, woraus für beide Theile kein geringer Vortheil zu hoffen war. Allein die Verschiedenheit der Gemüthsarten, und das unvermeidliche Zwischenstehen der beiderseitigen Umgebungen, die eine solche Einigung nicht mit gleichen Augen ansahen, verhinderten die zutrauliche Näherung, und der König kam in seinem Versuche nicht weiter, als daß er seine guten Dienste dem Großherzog in Betreff der Gebietssachen anbot, worauf der letztere aus altem Mißtrauen nicht sehr einging. Eben so blieb das anmuthige und geistvolle Zusammensein der

Königin mit der Großherzogin für den politischen Zweck ohne Folgen.

Die Gesandten in Karlsruhe versäumten nicht den würtembergischen Herrschaften in Baden ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Ich durfte nicht unterlassen dasselbe zu thun. Der König hatte als Kronprinz schon in Wien mir große Freundlichkeit bezeigt, und erneuerte mit einer Art von Eifer, der mir auffiel, die frühere Bekanntschaft. Ich fand ihn erstarkt an Geist und Willen, seine Erscheinung so würdig als einnehmend. Der König wollte meine Ansichten über die ganze politische Lage der Dinge wissen, über den deutschen Bund, die Verfassungsfragen, besonders auch über die kritische Lage Badens. Ich hatte keine Ursache zurückhaltend zu sein, ich sagte mit großer Freimüthigkeit meine wahre Meinung, die keineswegs mißfiel. Die Königin Katharina lernt' ich hier erst kennen; sie war durch Schönheit und Geist höchst ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schwester des Kaisers Alexander alles nach großartigem Maßstabe beurtheilte. Sie hatte nichts Phantastisches, für Poesie und Kunst wenig Sinn, aber einen scharfen klaren Verstand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menschen und Verhältnisse Wirksame lebhaft ergriff und so leicht als richtig behandelte; wenn sie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anstalten des Gewerbfleißes den schwächlichen und nebelnden ästhetischen Ziereien vorzog, so traf sie damit ein richtiges Ziel, das den nächsten Ort- und Zeitbedürfnissen entsprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr leider nur zu kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihren Namen unvergeßlich gemacht. Indeß war sie zugleich die entschiedene Herrscherin, gewohnt ihren Willen mit der Gewißheit auszusprechen, daß die schleunigste Erfüllung folgen müsse, und sie fand es nur natürlich, mit Dienern, auch mit den höchsten, nicht viele Umstände zu machen. Von den vornehmsten Russen umgeben, die ihr aber, weil sie mit einem Deutschen einiges im Vertrauen sprechen wollte, zu nahe standen, sagte sie ganz unbefangen mit trocknem Befehl: „Weiter zurück!" und sie gehorchten schnell mit Unterthänigkeit. Aber wie sie hierin sich keinen Zwang anthat, so that sie es auch in Aeußerung ihrer

Meinung nicht, und so konnten zu anderer Zeit jene Russen, als von dem wilden Wesen des Großfürsten Konstantin die Rede war, mit Entsetzen die Worte mitanhören: „Ich weiß es wohl, er ist ein Thier; aber er ist doch der Beste von uns, denn er zeigt sich wie er ist.“ Diese Mischung von Hoheit und Offenheit gab der schönen Frau, die doch zugleich die feinste Weltbildung besaß, einen außerordentlichen Reiz, und ihre Unterhaltung übte bisweilen einen wahren Zauber aus. Ich konnte bald gewahr werden, daß auch sie mit meinen Ansichten und meinem Benehmen sehr zufrieden war; ich hörte manches Schmeichelhafte aus ihrem Munde so wie aus dem ihres Gemahls, und darunter eigenthümliche Anspielungen und Winke, die ich mir nicht zu deuten wußte. Tettenborn, der ein schon älteres Vertrauen genoß, und mit dem Könige und der Königin täglich die ernstlichsten Besprechungen hatte, stimmte mehr zu jenen Winken ein, als daß er sie mir erklärt hätte.

In kurzem traf auch der König von Baiern ein, der seine gewohnte Badekur hier antrat. Die Königin mit den Prinzessinnen Töchtern wohnten nicht mit ihm zusammen, da sein kleines Haus nur für einen bescheidenen Münchener Bürger, der er hier sein wollte, Raum hatte. Später kam auch noch der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der auf einer Reise nach der Schweiz begriffen mehrere Tage in Baden verweilte, und sich nicht wenig freute, Rahel hier wiederzusehen. Dann sahen wir auch seine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luise, ferner die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt, Tochter der Markgräfin Amalia, die auch selber kam, und sich freute durch die Badezeit so viele der Ihrigen an demselben Orte vereinigt zu finden.

Der reichste, belebteste Mittelpunkt der Gesellschaft in Baden war abermals das Haus Tettenborn's, der, wie im vorigen Jahre, durch das Ansehen seines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der so reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten sich erstreckende Freigebigkeit, und vor allem durch seine und seiner Gattin stets erfreuende Anmuth, unausgesetzt alles Ausgezeichnete und alles Wünschenswerthe in seinen Kreis zog, und sogar neben

dem wirklichen Landesherrn, wie dieser einmal scherzend äußerte, als der eigentliche Fürst des Ortes gelten konnte. Die Gesellschaft konnte mit allem Recht eine europäische heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europas ihre reichsten Beiträge dazu gegeben, sondern auch weil sie ganz in der Sphäre sich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klassen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinsames erscheint. Selbst die Engländer, deren Stolz und Scheu und Schroffheit überall schon verschrieen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meist sind es nur die mittlern Klassen, die in jener geselligen Unbehülflichkeit stecken bleiben, dagegen die wirklich vornehmen willig und leicht in den gemeinsamen Typus eingehen, ja sogar dessen höchster Ausdruck werden. Doch waren überhaupt die Engländer, sowohl vornehmer als mittlerer Klassen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht so zahlreich, als wir sie späterhin jahraus jahrein dort angesiedelt sehen, sie hatten in der Gesellschaft kein Uebergewicht, und machten darauf auch keinen Anspruch.

Bei Tettenborn sah man, um fürerst der namhaftesten Fremden zu gedenken, aus Paris die Frau von Demidoff mit ihrer zahlreichen Begleitung, die Marschallin Marmont, Herzogin von Ragusa, mit der ihrigen, den Gesandten Grafen Golofskin, bekannt durch seine an eigner Festigkeit und Selbstverläugnung gescheiterte Gesandtschaft nach China, den General Bachelu, den Grafen von Saint-Aulaire mit seiner Gemahlin, endlich den gewesenen Gouverneur von Moskau Grafen Rastoptschin. Der letztere Namen überstrahlte alle andern, und seine Person, in welcher die größten Gegensätze sich hart zusammengezogen zeigten, würde Aufsehen und Scheu erweckt haben, wäre sein Namen auch nicht mit dem Brande von Moskau schon unauflöslich verknüpft gewesen. Von ihm wird hier etwas ausführlicher zu reden sein.

Er kam von Paris, wo er einen längern Aufenthalt gemacht, und schien ganz erfrischt und erweckt von der geistigen Bewegung, deren Wirbel ihn dort ergriffen hatte. Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze französischer Unterhaltung, fesselte er durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz

noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geistesweben einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halbwilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerschöpflichkeit der Laune stand Rastoptschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck! Wenn man sich bei Ligne's heitrem Scherze wie auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahndete man bei Rastoptschin den Boden von scharfen Stacheln besäet, zwischen denen der Fuß vorsichtig zu setzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne seine Rednergabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an. Es war ein Fest, ihn die scharfsinnigen, zum Theil höchst eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei seinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach seiner Weise in gelassener Erzählung und in springenden Vergleichen darstellen zu hören. Frankreich und die Franzosen, Paris und die Pariser schienen seine ganze Vorstellungskraft ergriffen zu haben, und wie sehr sein treffendes Urtheil sich unbefangen über diesen Gegenständen zu erhalten wußte, so sah man doch, wie sehr ihn diese Gegenstände mit Vorliebe erfüllten. Seine Ansichten waren unbeschränkt, durch keine Uebereinkommnisse der Politik noch durch Wünsche des eignen Herzens gestört. Er urtheilte frei, und sprach dreist aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim ersten Anstoß in Frankreich zusammenfallen müsse, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit besprach er insbesondere die russischen Verhältnisse, ja mit wahrer Bitterkeit, zum großen Kreuz des Grafen Golofkin, der noch allenfalls mitlachte, wenn jener im Tone eines erfahrenen Weisen versicherte, nirgends machten die Leute von Verdienst so sicher ihr Glück als in England, hätten es die Weiber so gut wie in Frankreich, dahingegen Rußland das Paradies der Lumpe (des gueux)

heißen müsse, weil es ihnen dort entschieden am besten ginge; aber es kamen andre Reden vor, welche anzuhören die amtliche Würde eines Gesandten schlechterdings nicht einwilligen konnte. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein großer Entschluß wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern ebenso durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verstimmung. Doch glaubte ich trotz dieser Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewisse Aehnlichkeit zuschreiben, dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe scharfe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieser außerordentliche Mann hatte schon früh seine Handlungsweise durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiser Paul Minister der auswärtigen Angelegenheiten schien er mit der rauhen Sinnesart seines Herrn trefflichst einzustimmen. Allgemein wurde über die schneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war fast immer Geist oder Witz in seinen Aeußerungen. Dem Grafen Michael Ogiuski, der mit der Empfehlung des preußischen Ministers Grafen von Haugwitz bei dem Kaiser die Erlaubniß der Rückkehr nach Polen erhalten hatte, ertheilte Rastoptschin am 29. März 1799 den abschlägigen Bescheid in folgenden lakonischen Zeilen: „Monsieur le comte, Sa Majesté l'empereur ayant reçu votre lettre en date du 12 du courant, a jugé à propos de refuser vos demandes, et m'a or-

donné de vous en faire part. J'ai l'honneur d'être" etc. In der Zeit des Einbruchs der Franzosen war seine zusammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth gesteigert. Seine schrecklichen Aufrufe an das Volk, seine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inschrifttafeln können nie vergessen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau schrieb er noch an Bagrathion in derbem Russisch, er werde Moskau suchen zu halten, so gut als möglich, und wenn es auf's äußerste käme, so gelte das alte Sprichwort: „Besser zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen." Aber auch in Glück und Erfolg dauerte in ihm die gereizte Stimmung fort, welche das Unglück und die Verzweiflung ihm gegeben hatte. Die Franzosen hatten die Brandstätte von Moskau wieder verlassen, die zurückgebliebenen Verwundeten wurden von den einrückenden Russen niedergemacht, nur einigen, die mit noch schwachen Kräften das große Spital im Findelhause zu vertheidigen wagten, wurde die Gnade zu Theil, in harter Gefangenschaft zu schmachten; sie wandten sich in ihrer drängenden Noth bittend an Rastoptschin; die Kaiserin Mutter hatte sich der Unglücklichen erbarmend angenommen, ganz durfte er ihre Bitte nicht abschlagen, aber er gewährte sie mit folgenden eigenhändig von ihm geschriebenen grausamen Worten: „Le comte Rastoptschin accorde le temps nécessaire à M. Gazo père pour se remettre de sa maladie: après quoi il faudra qu'il se rende avec son fils dans le gouvernement de Wologda. La conversation qu'il me demande n'amènerait aucun résultat; il n'y a ni calomnie ni malveillance qui agissent auprès du comte Rastoptschin; mais une nation qui a ni foi ni loi, et qui n'a d'autres titres depuis vingt ans que des crimes et des forfaits, ne doit jamais prendre à témoin l'Être suprême, dont la justice est méconnue chez les brigands." Der eiserne Mann war im Franzosenhasse doch nicht so ausdauernd wie der Minister von Stein; Paris hatte das widerstrebende Metall zu schmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath sie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn nur klein

und vertraut war, gab uns Rastoptschin unerwartet die vollständige Erzählung des Brandes von Moskau und seiner Betheiligung dabei. Er spottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptstadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Persepolis bloß durch die Hand der Thais aufflammen sehe. „Ich habe," sagte er, „die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht." Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortschaffung der Feuerspritzen, wobei noch die besondere Rücksicht waltete, daß die Spritzenleute ein militairischer Körper waren, der dem Feinde nicht überlassen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängnisse, die Anstalten aller Art, um die Franzosen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptstadt, sondern nur eine Stätte der Verwüstung finden zu lassen, endlich das entscheidende Beispiel, daß er selbst durch Niederbrennung seines außerhalb Moskau's gelegenen Pallastes gegeben. Er legte seine Gedankenfolge, seine Triebfedern und Empfindungen dar, und gestand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in diesem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem sein Gedanke sei ausgeführt worden. Pechkränze und Pechfackeln waren bald in den Händen der wilden Rotten, die sich selber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung sich wieder verwirrte, so wie auch mehrere Pulverschläge, die dem Feinde zu besonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Versäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerstörung im Ganzen aber war ungeheuer, sie übertraf alle Voraussicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden sich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geschichte erwies, so war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitausend Menschen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die

wir den Mann, der solches Ungeheure eingeleitet, jetzt so fein und artig als friedlichen Erzähler desselben in unserer Mitte sahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leser am eignen Gefühl ermessen!

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingestanden werden, im Volk und Heere befestigte sich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, diesem Glauben nicht zu widersprechen. Rastoptschin selbst ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, dessen wir gleich näher gedenken werden, hatte er sich den Unwillen des menschenfreundlichen Kaisers Alexander noch besonders zugezogen; bald sah er den russischen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter seinen Füßen überall wanken, und säumte nicht, ihn mit dem von Deutschland und Frankreich zu vertauschen.

Es ist ein merkwürdiger Zug in Rastoptschin, und unsres Bedünkens nur ein neues Zeugniß seiner innern Macht, daß er in späteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältnisse zu finden, durch eine besondere Druckschrift sich von dem Brande Moskau's lossagte, seinen allbekannten Antheil an diesem Ereigniß verläugnete, und somit auch den unsterblichen Ruhm preisgab, der von daher an seinem Namen haftete. Der nächste Zweck überragte in ihm alles andere, und man kann sagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das seinige! Wir müssen wirklich in dieser Handlung, die man als die eines schmiegsamen Höflings hat ansehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anspruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, persönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der ersten, vaterländischen, des guten Glaubens sein, daß er mehr rette, als zerstöre; gewiß durfte er bei der geschärften Prüfung, zu welcher er die Geschichtsforscher durch seine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um

so heller seinen Namen herausstellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatsache geändert wähnten!

Was den Kaiser Alexander gegen Rastoptschin unheilbar mißstimmte, war folgende bejammernswerthe Geschichte, die ich wiedergebe, wie sie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Russen späterhin erzählt worden ist. Als die Franzosen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tages die Polizeiwache eine Gruppe junger Russen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem französischen Blatte den neusten von Napoleon erlassenen Aufruf übersetzte. Der Dolmetscher wurde sogleich als Verbrecher behandelt und fortgeschleppt. Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Hauptmann außer Diensten, Namens Werischalin, und kein Verdacht einer bösen Absicht konnte bei seiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugnisse erhärteten, daß er seinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunst und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Rastoptschin hielt sich an die äußerliche Thatsache des Verbreitens französischer Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm sich zu sättigen, zu stärken. Er pflegte die vor seiner Wohnung stets versammelte und oft tobende Menge von dem Absatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch seine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Werischalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzosen sind die Verräther unsere Feinde! Die verdienen tausendmal mehr als jene unsern Haß, das ausgesuchteste Verderben. Da sehet ihr einen, der Napoleon's Aufgebote verbreitet hat, da sehet ihr euern ärgsten Feind!“ Nun ergoß er sich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen selbst, und zuletzt, indem er sich abwandte, befahl er dem nächsten Polizeisoldaten: „Schlag ihn!“ Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was!“ rief Rastoptschin, der sich wieder herzuwandte, „das will nichts sagen, überlaßt ihn dem Volke,

das wird schon besser mit ihm umspringen!" Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wüthenden Pöbel hinabgestoßen, und in wenig Augenblicken war er in tausend Stücke zerrissen, seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte!

Diese Gräuelgeschichte war jedoch so nicht abgethan, sie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiser Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiser war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Werischalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung, und, im Fall sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein nun kinderloses Alter, seine nun erblosen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei schuldig gewesen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröstend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Rastoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm es an, und sagte mit finsterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünschte ihn niemals wiedersehen zu müssen. So war Rastoptschin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgestoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorstreben und den sich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volks ein Unthätiger, Ausgewiesener, und da die Heimath selber keine mehr für ihn sein durfte, so zog er voll dunklen Grimmes einsam hinter den Truppen in die durch sie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerstreuungen.

Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältnisse, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und sein schneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er selber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. Zu solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angstvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abentheuer zu stören, aber wie erschraken sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich saß Rastoptschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geschlagen, der euch hinabgestoßen hat!“ Entsetzen war in ihm und Entsetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verstanden, daß er Vater und Sohn Werischalin zu sehen glaubte; sie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem seinigen an, und weckten ihn endlich aus seiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Besuchenden, nahm sich zusammen, strich mit der Hand seine Stirn und Augen, trank ein paar Gläser Wasser, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu sprechen wie sonst. Der Eindruck dieses Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöschlich, und einer derselben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Frischerlebten diese Umstände buchstäblich so erzählt, wie ich sie hier wiedergegeben. Noch lange, sagt man, blieb Rastoptschin von solchen Erscheinungen gepeinigt, die doch hauptsächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da sie beim Gebrauch angemessener Arzneimittel schwanden. Er brachte bekanntlich seine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünschte Rückkehr sich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben seinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands

anerkannt zu sein. — Ich habe dies alles hier zusammengestellt, weil über Rastoptschin bisher nur wenig geschrieben worden, und die dämonischen Züge in diesem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund sind.

Dieser Mann hatte Stunden, in welchen er mit harmloser Unbefangenheit dem unschuldigsten Vergnügen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder zusah, diese vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geschenke belebte; andere, die ihn als den zuvorkommendsten, freundlichsten Gesellschafter zeigten, voll feiner Aufmerksamkeit auch für Männer, und sich den Frauen mit zarter Huldigung anschließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und gesellige Anmuth einer Künstlerin aus Stuttgart, Auguste Brede's, ihn angezogen, verhehlte eine lebhafte Französin nicht, daß sie von ihm eingenommen sei und daß er dies bemerken solle, so daß es eine Spannung war, den Helden von Moskau auch noch als den eines französischen Intriguenstückes zu sehen. Aber sein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er scherzte selbst über das ihm Zugemuthete, und meinte, in seinen Jahren müsse man der Freundschaft selten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Von Paris war auch Frau von Demidoff gekommen, die Gattin des durch seinen Reichthum berühmten Besitzers sibirischer Bergwerke. Sie war eine geborne Stroganoff, und ihr Gatte, den ich mehrere Jahre später, als sie schon gestorben war, kennen lernte, hat mir wiederholt als eine der größten Befriedigungen seines Lebens, das doch an solchen nicht arm gewesen sei, den Glücksfall gerühmt, der ihm in dieser vornehmen Verbindung geworden. Er war gewohnt, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, freute sich des Aufwandes, den sie machte, und setzte ihm nur ungern Gränzen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, sie war von ihnen umgeben, aber schon in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne besondern Werth darauf zu legen, oder zu wähnen, dadurch etwas zu sein. Sie hatte dies bei einer unglücklichen Gelegenheit auf die großmüthigste Weise gezeigt. Ihr war vor

mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten gestohlen worden, ein Diebstahl, der schon wegen seines hohen Betrages die Thätigkeit der Polizei lebhaft anregte. Auch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin von Schwicheldt aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde desselben vollkommen überführt. Frau von Demidoff, als sie hörte, daß der Name einer bisher geachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgestellt werden müsse, war sogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, sie wollte ihre Diamanten abläugnen und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies für nutzlos erklärt wurde. Die Thäterin, deren Handlung ihr selbst unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog sich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Demidoff in tiefe Verborgenheit nach Deutschland zurück, und starb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich graziös von Gestalt und Bewegung, aus dunklen, gebieterischen Augen freundlich blickend, und im Gespräch durch rasche Wendungen pikant, ersetzte Frau von Demidoff reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verlockt, sondern bei ihren Verhältnissen fast gezwungen, ihr ganzes Dasein in das einer Dame der großen Welt abzuschließen, mußte sie diejenigen, welche sie nur als solche kannten, um so mehr überraschen und rühren, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt sichtbar wurde, die sie ihrem damals etwa siebenjährigen Sohne Anatole widmete; in diesem reinen Ausdruck der natürlichsten und schönsten Liebe schien jede andere Beziehung wie verschwunden. Im Uebrigen hatte sie mehr allgemeines Wohlwollen, als persönliches, und ihr oft rauhklingendes Gebieten wäre leicht zu mißdeuten gewesen, hätte man nicht alle Personen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für sie erfüllt gesehen. Sie hatte die Tochter des französischen Generals Morgan bei sich, ferner eine russische Freigelassene von blühender Jugend und frohem Sinn, russische Herren, die sich ihr als Reisebegleiter angeschlossen hatten, einen Musiker, einen Zeichner, deutsche und

franzöſiſche Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern, konnte keiner andern Dame ſo leicht einfallen, doch ſchien die Herzogin von Raguſa es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch ſehr ſchön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen Perregaux, den wir in Berlin während der Franzoſenzeit als Verwaltungsbeamten geſehen hatten. Für ihre Größe war ſie etwas zu ſtark, allein ſie hielt ſich ſo ſtattlich, daß dieſe Fülle nur den Eindruck ihrer Bedeutſamkeit vermehrte. Auch ſie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch ſie war gewohnt, der Mittelpunkt eines Geſellſchaftskreiſes, eines glänzenden Hauſes zu ſein. Doch mußte ſie jetzt von der politiſchen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marſchall hielt ſich bekanntlich den Bourbons zugewendet, und wie wenig ſie auch geneigt ſein mochte, der Autorität des Gatten oder des Königs ihre Meinungen zu unterwerfen, ſo verſtand ſie doch die weltlichen Verhältniſſe zu gut, als daß ſie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Vorſicht hätte verſagen wollen. Dieſer Zwang erſchien um ſo dringender, als man Baden von franzöſiſchen Kundſchaftern beſucht wußte, deren einige offen genannt wurden, andere aber, wie man vorausſetzte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten ſich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchſten Hofkreiſe und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es ſchon zum hohen Ton, zum guten Geſchmack möchte man ſagen, ſich der Oppoſition anzuſchließen, auch in England, im Norden, und großentheils in Deutſchland, dachte man ungünſtig von der Reſtauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in deſſen Bewunderung hauptſächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Unzufriedene gern hervor, und menſchliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbefrie-

digten, besonders in den höheren Klassen! Zu Gunsten der Anhänger, oder wenigstens Folger Napoleon's wirkte noch der Umstand mit, daß die Restauration, welche nach ihrer ersten Einsetzung noch ziemlich milde verfahren war, seit ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßstab anlegte, den ein unbefangener Sinn schlechterdings nicht zugestehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen sahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrschaft als die schlimmsten seiner Diener gekannt hatten, auch nicht gerade die, welche am auffallendsten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil, diese wie jene standen wohl gar in Gunst und Ansehen und die wirklich Verfolgten erschienen dabei nur um so unschuldiger; in ihnen war oft nur das, dessen man sich zu ihnen versah, nicht das, was sie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeschicks, oft auch wohl nur persönlicher Haß und Neid in den höhern Kreisen, wo immer am ersten die große politische Sache dem Nutzen und der Zuständigkeit der Personen untergeordnet wird. Bei den Deutschen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menschliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen sie noch eben feindlich gegenüberstanden, und so war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin sie sich zunächst gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meisten waren tapfre, kluge Männer, die sich jetzt äußerst bescheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Uebermuth und verletzende Anmaßung der herrschenden Parthei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im russischen Feldzuge den General Bachelu feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, später auch als edlen Menschen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartisten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gastlich sein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günstig, und die Großmuth anziehend, bald war wie im vorigen Sommer ein Häuflein Schutz oder Anhalt suchender Franzosen um ihn versammelt. Frau von Demidoff, selber fast eine Pariserin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerseits die Sym-

pathieen nicht, welche sie vorzugsweise für die Napoleonischen Franzosen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüssel herumgezeigt und vorgelesen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die sinnreichen Witzlinge der liberalen Parthei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenseite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Russische Liebhaberstimmen wetteiferten mit französischen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Gesänge vorzutragen, und dazwischen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neueste Gestalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie diese unabhängigen und freisinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Ragusa in ihrer Sympathie für die bedrängten Landsleute nicht gehen; sie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß sie auch diese noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der ursprünglich auf geselliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politischen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Russin fiel, die ihren Hof sich mehren sah, während der Kreis der Französin weniger besucht wurde. War nun die französische Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die kleinste um so empfindlicher, oder was sonst sich einmischen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das sonst in der Weise der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegensatz immer stärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechsel ausbrach und endigte. Uns wurde das pikante Schauspiel, zwei Damen der auserlesensten Pariser Welt, mit bester Art, im elegantesten und fließendsten Französisch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmsten Dinge sagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, sondern Alle standen schweigend, wie bei einer Schachparthie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meisterzüge gegen einander versuchen, und das Spiel zuletzt doch unentschieden lassen.

Unter den französischen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andere, deren Bekanntschaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme werth, und besonders unser Freund Bachelu ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabscheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Rastoptschin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder schmiegten sich ihm an. Doch gerade er war das Ziel der heftigsten Verfolgung. Der französische Gesandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer seine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, dessen Gunst er gewonnen hatte, sich für ihn verwendete und fast verbürgte, die Weisungen aus Paris waren zu bestimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf sich laden mögen. Der König Max Joseph, dem die herrschende französische Parthei schon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich diese für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch sein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte sich keinen Zwang auf, seine Meinung frei und laut herauszusagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn gesprochen, wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei lassen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er stehe ganz gut mit dem Könige. In solchen Fällen durch Dreistigkeit zu bezahlen, ist bei den Franzosen sprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an solcher Münze. Er kam sogleich nach Baden, trat den König in der Promenade zuversichtlich an, hielt ihm die wohlklingendste Rede, erzählte von Straßburg, wo der König seine Jugenderinnerungen hatte, und wußte diesen nach und nach so günstig zu stimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab spazirte.

Mehr brauchte dieser nicht, er war durch diese öffentliche Thatsache hinreichend sichergestellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit seine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg sollte auch der Gesandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer seine mißliche Seite habe, und bisweilen die Person mehr bloßstelle, als schütze. Er hatte von der badischen Polizei die Wegweisung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba gewesen war, und glaubte seine Forderung durch Angaben verstärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieser, und im größten Zorne schrieb er dem Gesandten eine Ausforderung, welche diesen lange Zeit in Verlegenheit und Sorgen setzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittelung beigelegt wurde.

Zwischen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Tastet aus Straßburg wohlthätige Vermittelung; sie hing durch ihre Gesinnungen dem Vergangenen an, ihre Verhältnisse hingegen hielten sie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das ansehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffentlichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der sich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich ist, im offnen Ausdruck ihres Freisinns noch weiter; ihr musikalisches Talent ergötzte die Gesellschaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenseits des Rheins nicht zu singen gewesen wäre. Um keinen Preis hätte diese treffliche Familie den Antheil verläugnet, den sie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menschen widmete, die jetzt politisch verfolgt, aber ihr sonst von guter Seite bekannt waren oder jetzt erst wurden; alle konnten auf gastliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürsprache, die sich oft genug, ungeachtet des Scheelsehens der Behörden, unmittelbar wirksam

zeigte. Die Franzoſen haben in ihren großen politiſchen Stürmen ſich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine iſt die der raſchen, beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meiſterſchaft nicht abzuſprechen iſt; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andere Schule ſich bewährt, und ausharrende Treue, ſowohl politiſche, als auch beſonders rein menſchliche, erweiſt ſich noch täglich dort in den höchſten Beiſpielen. Die Familie Taſtet beſchränkte ſich hierin keineswegs auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als ſie Straßburg verlaſſen hatte und in Amiens wohnte, bot ſie deutſchen Freunden, welche ſie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigſte und liebevollſte Zuflucht, wobei ſie den eigenen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Mich riefen mannigfache und dringende Geſchäfte nach Karlsruhe zurück, doch bei der großen Nähe und der vielen und täglichen Fahrgelegenheiten konnte ich meine Beſuche in Baden leicht wiederholen, und an dem dortigen Leben Theil nehmen. Rahel hatte ihre Wohnung in dem herrlich gelegenen artigen Töpferhauſe, dicht an der Brücke und Promenade, und war ſo gleichſam im Mittelpunkt der geſelligen Bewegung. Die politiſchen Thätigkeiten raſteten nicht, ſowohl von Seiten Baierns als auch Badens fanden Verſuche und Reibungen Statt, an denen auch Würtemberg nicht ohne Antheil blieb. Die Sache der Mediatiſirten, die der würtembergiſchen Stände, der Gang der Bundesverhandlungen, vor allem aber die Gebietsſache Badens, lieferten unerſchöpflichen Stoff der Beſprechung und der Einwirkung. Es war gewiß, daß Hacke abtreten und Berſtett an ſeine Stelle kommen ſollte. Man ſprach davon, daß der Markgraf Ludwig heirathen werde, damit der badiſche Mannsſtamm nicht ausſterbe. Vielerlei andere Vorſchläge wurden gemacht, wie Baden ſich wehren, ſich retten könnte.

Alle Spannung ſo mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge ſchönſter Sommertage zu einer Luſtreiſe in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zuſammenfluß der ſeltenſten

Begünstigungen, zu dem Schönsten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte seine nähere Gesellschaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies sich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meisterschaft. Reitende Boten waren überall vorausgeschickt, unser Kommen anzumelden, diesen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir selber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigsten Dienerschaft über dreißig Personen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andern fuhren in offenen Wagen. Unser nächstes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, besahen den herrlichen Wasserfall von Tryberg, besuchten das Bad Rippoltsau, überstiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch selbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reise dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen sind, der mag, wenn er das schönste Wetter, die heiterste, in sich einigste und vollkommen befriedigte Gesellschaft, die belebtesten Gespräche und mannigfachsten Belustigungen hinzudenkt, sich einigermaßen vorstellen, welcher Hauch des Wohlseins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude sich darstellte. Solche zehn Tage, wie herausgeschnitten und rein gesondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingnisse, Rücksichten und Umstände, die uns den Athem erschweren, und anstatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, solch eine lachende Insel begegnet uns im wüsten Meere zu selten, um nicht wenigstens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauspiele der Natur, die Felsen und Bäche und Wasserfälle, das schimmernde Grün der Wiesen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauschen der Wässer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungskraft den Stoff der schönsten Träume. Nie-

mals vorher ſah ich Rahel's Fähigkeit des höchſten Naturgenuſſes in ſolcher Macht und Fülle, dies allein ſchon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verſe, daß er ein Dichter ſei, als ſolcher ſchaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill günſtigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhebedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryſchkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübſchen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenſtein und Schönburg führten dieſe zum luſtigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Burſche unſre Damen im Tanz ſo hoch emporſchwangen, daß Geſchrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernſtlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unſere zahlreiche, aber waffenloſe Geſellſchaft wenig Widerſtand zu leiſten fähig ſei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich ſtattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeiſter von Philippsborn nahm einige Jägerburſche unter ſeinen Befehl, und bildete unſere Schutzwache. Vor- und Nachhut war ſo gut beſtellt, der Befehlshaber ſo unerſchrocken, und der ganze Zug in ſo guter Haltung, daß kein Feind ſich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter geweſen war. Wir erlebten andere kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in dieſe Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unſtäten Landsmann, deſſen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutſchen Künſtler, der im einſamſten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unſer Beſchluß, daß die Reiſe nachträglich beſchrieben werden und jeder Theilnehmer dazu ſeinen Beitrag liefern ſollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerſtreuungen von Baden leider unaus-

geführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, so wird mir dieser, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht versagen!

Rastoptschin, der zu unserm Leidwesen die Luftfahrt nicht mitgemacht hatte, freute sich sehr unserer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernster, als wir ihn verlassen hatten, und es schien, als wären politische Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geschehen sah, er fand sich auf's neue zum Abwarten hingewiesen, welches bei seinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeist der Völker, dem die Fürsten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs XVIII. mit der Charte in Frankreich bittrer Ernst geworden, sondern der Kaiser Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen: Rastoptschin empörte sich bei dem Gedanken, daß der besiegte Pole das haben sollte, was dem siegenden Russen versagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunst vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte sie stets nur als Einheit gesehen, und fand mit dieser auch am leichtesten fertig zu werden, mochte sie nun in dem Fürsten selbst, oder in einem Minister, einem Günstling oder einer Maitresse liegen. Diese Ansichten ließ er eines Tages scharf und bündig gegen ein englisches Parlamentsglied ausrücken, dessen steifem Verstande er durch Witz- und Schlagworte arg zusetzte, und auch an Kenntniß der englischen Verfassung und Geschichte fast überlegen war; wenn er die dortigen Verhältnisse haßte, so war es wenigstens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringschätzung, sondern vielleicht nur aus ächt russischer Vaterlandsgluth, die mit der römischen des Tacitus vergleichbar sein mag, welchem für Rom das Gebet entstieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Rastoptschin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo

denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichste Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhause vereinte gleich nach unserer Wiederkunft die ganze höhere Gesellschaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angesiedelt lebte, nach der Favorite bei Rastadt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernste Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anlässe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaisers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Mensch, war nach allem Anschein auch außer seinem Fach thätig. Der russische Minister Graf Kapodistrias war diesen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weisungen, und die dem badischen Geheimen Rathe Friederich auf meinen dringenden Vorschlag, durch Tettenborn's Vermittelung übertragene geheime Sendung nach Böhmen, die wirklich geheim war und lange blieb, ist als der eigentliche Wendepunkt anzusehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig sinkende badische Gebiets- und Heimfallsfrage sich zu heben und einer günstigen Lösung entgegenzugehen begann. Neben solchen stillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergernissen, die nur in nutzloser Thorheit bestanden. Dahin zählten alle Besonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußischen Obersten von Massenbach, der nach allerlei Anstiftungen in seinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutschland zu wirken hoffte, zugleich aber sein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloseste, unbegreiflichste Weise aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von steter Unruhe geplagt, und schon in jüngern Jahren eines etwas schwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, so daß die Katastrophe, die ihn seiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menschen mit großer Gewalt, und lockte die verschiedenartigsten Thätigkeiten auf ihr Feld, das allen

zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es schienen die außerordentlichsten Dinge möglich. Die politischen Kenntnisse waren unglaublich sparsam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philosoph Hegel, der Schauspieldichter Kotzebue und der Naturforscher Oken, ja von dem harmlosen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg weilte, klangen einige Aeußerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andere, jedoch als bittrer Ernst trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unserem Kreise nur der Spanier Gimbernat, der an seinem Vaterland verzweifelnd ganz in chemischen und physikalischen Versuchen lebte.

Während unserer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erschütterte. Frau von Stael war dort gestorben, und der Eindruck ihres Todes war um so tiefer, als die Meisten von uns sie persönlich gekannt hatten, Rahel schon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch sogleich an Chamisso, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean schiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage schilderte, und der sowohl unser Bedauern erhöhte, als auch sonst das Nachdenken beschäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leser neu und hier willkommen sein; möge er hier zwischen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zusammengeht! Der Brief ist von dem verstorbenen Doktor M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke ist gestern früh ruhig eingeschlafen. Ich habe diesen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufsicht einbalsamirt worden ist, um in die Gruft ihrer unsterblichen Eltern, ihnen gegenüber zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgesprochene Wille der Entschlafenen."

„Wir haben die Einbalsamirung fast auf ägyptische Weise

unternommen; es ist des Kampheressigs und Kampherspiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Mastix und des Firnisses, so wie des Gerbestoffes und der Binden nicht gespart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unsere Chirurgen und Apotheker, die sich an Senatoren geübt hatten, waren hier beseelt von der Würde der Person, deren Werke sie mit Bewunderung gelesen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatischen Einfluß schützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentstellten Verewigten abformen zu lassen. Mademoiselle Randall, die an Treue unerschütterlichste Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige solche Abbildung nicht gewünscht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorschlag zurückgewiesen, allein so heilig die vermeintlichen Gedanken der Entschlafenen auch sein mochten, so glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in so zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorstellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Prosektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu lassen. Ich benutzte unterdessen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten um ein, wie ich mir schmeichle, kleines aber ähnliches Bild selbst zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Gesichtsformen und auch des schön gewölbten Schädels, dem Baron August von Stael, dem einzigen Sohne der Verstorbenen, einzuhändigen."

„Ein anderer Wunsch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der, die Ursachen des Hinscheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als positiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indessen hat ohne besonderes Zuthun, die Operation des Einbalsamirens mich hinlänglich überzeugt, daß diese außerordentliche Seele auch in dem vollkommenst organisirten Körper wohnte, der allein bis jetzt so vieler Thätigkeit zu widerstehen vermögend war!"

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und

andere Theile zeigten sich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, so wie die Gefäße und Nerven, die sie versorgen, schienen, wie sonst bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen wesentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen, kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Ursachen des Hinscheidens Aufschluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein schöneres, gesunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn gesehen. Es war geschaffen, um alles hervorstechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich gewesen ist. Das Oeffnen des sehr wenig verbogenen Rückgrates war zum Einbalsamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es ist bekanntlich der Sitz fast aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen."

„Die Verewigte entschlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur seit kurzem die Blase und ihre Umgebung befiel, wo sie auch zuletzt den Brand einer anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, sondern auch endlich die Brustmuskeln und das sehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung der Lungen nicht mehr unterstützt wurde. Die Lungen strotzten von Blut und Serosität. Das Hinscheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige schon in den ersten Tagen, da ich sie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich stets bat, aufmerksam zu sein, wenn er sie befiele, damit sie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieser sehr geliebten Erde. In der That verging stets beim Einschlummern Besinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erschreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten diese alsdann aufrecht. Die physische Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerschöpflichen Geisteskraft, die sie so zügellos durch's ganze Leben beherrschte."

„Dieses ist ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen ist, Rechenschaft ablege. Ich habe, wenn ich

nicht irre, geschrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konsultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode versucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erschöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin besonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebst dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie sie sie nannte, sie zu schrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entsetzliche Engbrüstigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli und ward um 2 Uhr Nachmittags so heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu spanischen Fliegen und andern kräftigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen sich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir sie schwach, aber etwas besser. Die Selige schlief hernach bis 12 Uhr und bestand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall sie, ob sie schliefe; sie antwortete „Lourdement et profondément", und dieses waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte sie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich schon auf war, so sah ich sie bald nachher. Allein Puls und Athem waren geschwunden, und die Todtenkälte verbreitete sich schon über die Erblaßte. Sie war eingeschlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenstille versenkt."

„Man hat in dem hermetisch verschlossenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angesichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Stael und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Bestimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf."

Aus Berlin kamen in derselben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbestimmtheit in Spannung setzten. Der Staats-

rath, in seiner nunmehrigen Gestalt eine neue Schöpfung, hatte seine Thätigkeit begonnen, welche sogleich gegen den, welcher sie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg sich zu wenden schien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt in dieser Sammlung erscholl nur einstimmige Bewunderung, seine Gabe der Rede, sein scharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind staunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die sich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutschland beunruhigten, und deren Inhalt nicht so leicht auf sein gehöriges Maß zurückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer sonst glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde schwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, so wäre mir unschätzbar gewesen, meinen lieben Freund Reimer zu sprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich besuchen einsprach; treuen und scharfen Sinnes, mit den Personen und Sachen zu Hause wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit sprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, mich selbst und Andere zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Massenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufsehen, und der Brand des Berliner Schauspielhauses am 29. Juli erschreckte in seiner Weise die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerstreute sich dieser Nebel und Rauch wieder, und man sah auf's neue tageshell in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im südlichen Deutschland war unläugbar die Anlage zu großen Entwickelungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel gesunder Sinn, praktisches Talent reichlich ausgestreut. Allein das nördliche Deutschland schien doch entscheidendere Geschicksloose in sich zu tragen, aus deren ruhigem und hellem, oder gestörtem und trübem Hervortreten sich für das Ganze der Einschritt der nächsten Zukunft würde

bestimmen müssen. Man sah nun, daß fürerst in den dortigen Verhältnissen wenigstens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, so ging man den begonnenen Weg still weiter.

Mit diesem stillen Vorschreiten hing ein Besuch zusammen, den ich von Hebel, dem allemannischen Dichter empfing. Ich hatte seine Bekanntschaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgesellschaft, er liebte seine freien Nachmittags- und Abendstunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genossen hinzubringen, die er durch seine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In seinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheinische Hausfreund" hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beschäftigte zugleich Einbildungskraft und Verstand, und auch auf die Gebildeten verfehlte sein „Schatzkästlein", zu welchem er jene Beiträge gesammelt hatte, den günstigsten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünstiger doch abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen seinen Vorzügen und seiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergessen, daß er in jenen Aufsätzen gelegentlich von dem Tyroler Andreas Hofer in einer spöttisch-verächtlichen Weise gesprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt zuerst las, empört hatte. Wohl war ich seitdem verständigt worden, er habe den Ausfall auf Befehl der damaligen badischen Regierung schreiben müssen, und habe ihn seinerseits in der guten Meinung verfaßt, seine lieben schwäbischen Landsleute vor unglücklichen Versuchen zu warnen, die nun schon zwecklos waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein inneres Mißbehagen blieb mir mit der Sache noch stets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem besondern Anliegen. Die Königin Katharina von Würtemberg war auf das in der Nachbarschaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung desselben aufmerksam geworden, und dachte mit gutem Sinne zum Besten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe sollten in volks-

mäßigem Vortrag ihnen nahe gerückt, zu richtigem Verständniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; sie waren durch die Verfassung zur Ausübung politischer Rechte berufen, über welche sie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthschaftlichen, gewerblichen und andern gemeinnützigen Angaben zu verflechten. Hiezu schien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichste Art zu sich beschieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuschlagen noch zu erörtern, er gab alle Versprechungen, die man wünschen konnte, und kehrte wonneberauscht nach Karlsruhe zurück. Hier aber besann er sich nach und nach, daß die Sache so leicht nicht sei, und daß gerade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, sondern auch einzelne Leitung nöthig werde, wegen deren er sich nun zu mir wandte, wie denn auch die Königin selbst ihn schon auf mich namentlich verwiesen hatte. Mir bekannte er bald, halb ängstlich und halb launig, daß er weder recht gefaßt, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einstweilen vermuthe, sonderlich fähig sei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in seiner bekannten Art einen Aufsatz liefern, der seine Unfähigkeit in politischen Dingen mitzusprechen ausführlich beweisen sollte, wobei er viele Dinge in gewissem Sinne denn doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entsprochen worden, und weder Ewald noch ich konnten durch unser Zureden ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. So blieb sie denn liegen, und gerieth bald in Vergessenheit. Hebel aber hatte sich selber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politischer Sinn, wie seine spätere Rolle, als er Mitglied der badischen Stände war, hinreichend bewiesen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er sich in schwache und schiefe Stellung drücken, die ihn auch seines ursprünglichen Grundes, der Volksbeliebtheit größtentheils beraubte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Prälat hielt er beim Schoppen Wein den traulichen Mitgästen seine launigen Vorträge.

Der Monat August führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommissair angestellt war, mich zu besuchen kam. Er hatte sich ganz vereinsamt, suchte keine Verbindungen, that für sein äußeres Fortschreiten nichts, hingegen erhielt er seinen Geist frei und frisch, ließ keine trübe Phantasterei, kein schales Philisterthum bei sich ein, und in Ermangelung neuerer Litteratur, die er zu träge war heranzuziehen, las er die griechischen Autoren wieder, von denen er sich auch während des Kriegslebens nicht getrennt hatte. Er lebte mit mir und Rahel ordentlich auf, bewegte sich in der großen Gesellschaft ganz behaglich, und die Klarheit seiner Urtheile, die Ungeirrtheit seines Blickes, brachen oft überraschend hervor. Rahel hatte in derselben Zeit auch die Freude ihren ältesten Bruder in Baden zu sehen, der mit seiner Frau und jüngeren Tochter von Ems kam, die ältere wieder abzuholen, welche diese Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Fest, die lieben Angehörigen in die ihrer schon freundlich harrende Gesellschaft einzuführen, sie mit den Herrlichkeiten des Ortes und der Umgegend bekannt zu machen. Neue Fahrten wurden gemacht, die Nichten auf Bälle geführt, Straßburg blieb nicht unbesucht, und selbst ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede; doch fand sich zuletzt, daß des Guten in der Nähe schon zu viel sei, um alles in so kurzer Frist genießen zu können. Ich nahm nur noch ausnahmsweise an dieser Bewegung Theil, weil ich meistentheils in Karlsruhe sein mußte.

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte den Minister von Hacke endlich doch entlassen, und an dessen Stelle den Oberkammerjunker und bisherigen Gesandten am Bundestage, Freiherrn von Berstett ernannt. Die Entfernung des erstern war ohne Frage den badischen Angelegenheiten nöthig, er hatte es nach allen Seiten hin mit den Leuten verdorben, und kein Geschäft wollte mehr unter seiner Führung gedeihen. Aber die Anstellung Berstett's erregte bedenkliche Zweifel, wiefern in so schwieriger Zeit so geringe Aushülfe genügen könnte. Man zeigte auf den verdienten Minister von Marschall, der aller-

ging, durfte er nicht so leicht verläugnen, er mußte sie durchsetzen, und ihr Dauer geben. Dies war alles begründet, und die persönlichen Vortheile sah ich sehr gut ein. Der König glaubte in mir den Mann gefunden zu haben, der ihn sowohl in seinen Verfassungskämpfen als in den auswärtigen Verhältnissen, die er vorzugsweise zu bearbeiten und zu benutzen dachte, wirksam unterstützen könnte. Was er von mir erwartete, durfte ich mir getrauen zu leisten, und seine Absichten, so weit ich sie kannte, waren freisinnig und kühn, dem deutschen Gemeinwohl zustrebend und selbst dem wohlverstandenen Besten Preußens nicht entgegen. Tettenborn vertraute mir, daß er selber im Begriff sei den Bitten des Großherzogs nachzugeben und in badische Dienste zu treten, und zeigte mir, wie wir uns gegenseitig kräftigen würden, wenn er mir von Karlsruhe, ich ihm von Stuttgart die Hand böte. Lockend genug war die ganze Aussicht, allein jenes erste Gefühl blieb, und ich hatte die Genugthuung, daß Rahel ganz mit mir einstimmte. Sie war von Geburt eine Preußin, ich ein Preuße aus Wahl, aber nicht aus leichtsinniger, die sich nach Laune zufälligen Glücks wieder aufgäbe und veränderte, meine Gedanken und Empfindungen gehörten entschieden Preußen an, ich darf sagen dem Könige, dem Staatskanzler, die ich aufrichtig verehrte, denen ich zur Dankbarkeit verpflichtet war. Auch entging mir nicht, daß eine untergeordnete Stelle in dem großen Staat einem hohen Amt in dem kleinen Staat wohl gleichzustellen, in manchem Betracht weit vorzuziehen sei. Genug, in meinem Innern war ich völlig entschieden und sagte dies auch Tettenborn, der indeß darauf bestand, ich solle eine so bedeutende Sache nicht übereilt abschneiden, sondern mit der ihr gebührenden Rücksicht und Zartheit behandeln. Meine Antwort war daher neben dem ausgesprochenen Dank ein vorläufiges Verweisen auf Hardenberg, dem ich die Sache persönlich vorlegen würde. Da ich ohnehin die Absicht hatte, den Staatskanzler bei seiner bevorstehenden Reise an den Rhein oder nöthigenfalls in Berlin zu sprechen, so ließ sich alles mündlich schnell zur Entscheidung bringen.

Der König von Würtemberg hatte zugleich gewünscht,

ich möchte mit ihm in vertraulichen Briefwechsel treten, und hiezu ließ ich mich gern bereit finden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mit größter Freiheit nicht nur, sondern auch Bequemlichkeit schreiben dürfte, denn nur so würden meine Briefe den Werth haben können, den der König von ihnen erwarte, den einer völlig aufrichtigen und zwanglosen Mittheilung. Dies genehmigte er bereitwilligst, und ließ mir durch Cotta, der den Briefwechsel vermitteln sollte, um ihn fremden Augen desto sicherer zu entziehen, auch die näheren Angaben über die ausgezeichneten Vortheile zugehen, die mir in Würtemberg bestimmt wären, und unter denen der, daß ich nur mit dem Könige selber zu thun haben sollte, nicht der letzte war.

Mit dem neuen Minister von Berstett war ich schnell in bestem Verhältniß, er kam mir auf's freundlichste entgegen und meinte, er würde alles aufbieten, um mir meine Stellung in Karlsruhe angenehm zu machen. Da der Großherzog und die Großherzogin mir wohlwollten, und Tettenborn mein Freund war, auf den sich Berstett am meisten zu stützen hatte, so konnte ich seine Versicherungen für aufrichtig halten; auch war sein Bemühen, Baden aus den schwebenden Verlegenheiten und Gefahren zu retten, gewiß ernst und eifrig. Im Uebrigen hatte er wenig Eigenschaften, die ihn für sein nunmehriges Amt empfehlen konnten. Er war aus der Ortenau gebürtig, wo er eine kleine Besitzung gehabt, wie auch eine solche im Elsaß, denn trotz der langen Trennung des Rheinlandes von dem diesseitigen waren für Besitz und Verkehr beide noch in vielfachem Zusammenhang. Als Kadet hatte er im österreichischen Kürassierregiment Mack Dienste genommen, war später Hauptmann im Generalstabe geworden, nach dem Feldzug von 1800 unzufrieden heimgekehrt, und als Kammerherr der Großherzogin in den badischen Hofdienst getreten, aus dem er den Uebergang in die Diplomatie leicht erlangt hatte. Von seiner Unwissenheit erzählte mir später der Geschichtsgelehrte Wilken einen merkwürdigen Zug. Berstett war bei den Pariser Friedensverhandlungen im Jahre 1815 von Seiten Badens betheiligt, und sollte den Proffessor Wilken in dessen Bemühungen

unterstützen, die aus der alten Heidelberger Bibliothek stammenden deutschen Handschriften, welche die Franzosen aus Rom fortgenommen, für den ursprünglichen Besitzort wiederzuerlangen; Wilken machte dem Herrn von Berstett bemerklich, die Sache würde sehr gefördert werden, wenn derselbe dem Bildhauer Canova, der als päbstlicher Abgeordneter hiebei eine entscheidende Stimme hatte, einen Besuch machte; Berstett aber, dem der Professor etwas zu dreist war, bog sich vornehm zurück und rief mit verachtendem Unwillen: „Was! zu dem Bildhauer soll ich gehen? Wo denken Sie hin!" worauf denn Wilken mit verstellter Demuth erwiederte: „Freilich hat es sein Unangenehmes, denn Ew. Exzellenz könnten in den Fall kommen, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen dort zu finden, und dann stundenlang auf deren Weggehen warten zu müssen." Ein Anderer bemerkte, Canova habe denselben Titel, den noch vor kurzem Berstett's Herr geführt, er sei Marchese von Ischia, das heiße Markgraf. — Seinen Mangel an Urtheil gab er auch jetzt wieder zu erkennen; er wollte seinen Vorgänger Hacke so schnell als möglich los sein, und betrieb eifrigst dessen Abreise nach Wien, wo derselbe badischer Gesandter sein sollte; auf die Bemerkung, es sei doch mehr als zweifelhaft, ob dieser Mann dort für Baden jetzt der rechte sei, erwiederte Berstett mit lächelnder Zuversicht: „O Wien ist für uns ganz unbedeutend, Oesterreich hat auf die deutschen Verhältnisse wenig Einfluß!" Und der das sprach, kam vom Bundestage, wo Oesterreich den Vorsitz führte, und in Oesterreich waltete Metternich, dem alle Kabinette sich in Ehrfurcht beugten! Berstett hatte sich in Frankfurt am Dufte von Anstett's Küche und Einfluß bis zu solcher Verblendung berauscht; indeß Tettenborn und Reizenstein belehrten ihn bald eines andern.

Hacke's Ernennung nach Wien fand Anfangs Schwierigkeiten, Metternich gedachte der früheren Unarten. Allein verwandtschaftliche Verhältnisse — Frau von Hacke war eine geborne von Karpen und Schwester der Fürstin Kinsky —, und gute Worte von Seiten Hacke's dienten zur Vermittelung. Ich sah ihn noch, bevor er abreiste, und sah ihn

ohne Groll; gegen den gefallenen Minister hatte ich keinen Krieg mehr zu führen. Er war auch ziemlich gebeugt, und suchte sein früheres Betragen einigermaßen zu entschuldigen; zuletzt erhob er sich denn doch wieder etwas, und warf einige Witzworte gegen seinen Nachfolger und nunmehrigen Vorgesetzten aus, die ich nicht umhin konnte zu belachen, so daß ich dem ungebärdigen Gegner zuletzt noch eine Freude machte.

Ein Besuch der Gräfin von Schlabrendorf, welche auf der Reise von Berlin zu dem Oheim in Paris nicht versäumen wollte, Rahel in Karlsruhe zu sehen, traf in dieselbe Zeit; sie war untröstlich Rahel nicht zu finden, denn sie war nur auf einen Tag eingerichtet, und konnte weder jene abwarten, noch selber ihre Weiterreise über Baden nehmen; ich machte ihr die paar Stunden Aufenthalt so gut ich konnte erträglich, und wurde darin durch den Zufall unterstützt, daß Frau von Quandt, die ich ehemals in Paris gesehen hatte, als Durchreisende mit uns an derselben Wirthstafel speiste, hier die Erzählungen von dem Erscheinen einer Schauspielerin Quandt, die freilich ihre Schwägerin sein wollte, sehr übel nahm und sich öffentlich gegen jede Verwechslung mit derselben eifrigst verwahrte, woraus eine der lustigsten Geschichten entstand, die später auf anderem Schauplatze sich fortsetzte.

Gegen Ende des August kehrte auch Friederich aus Karlsbad mit besten Nachrichten zurück, er brachte für den Großherzog, dem die über seinem Lande schwebende Lebensfrage an der Seele nagte, die tröstlichsten Versicherungen; jedenfalls war die Gefahr in die Ferne gerückt, und die Zwischenzeit konnte trefflich benutzt werden, sie völlig abzuwenden. Die Spannungen, welche sich in der Sommerhitze gehäuft hatten, ließen von allen Seiten nach, und auch die Gesellschaft fing schon an dahin und dorthin auseinanderzugehen. Tettenborn, Frau von Demidoff, Bachelu, und viele Andere, die sich anschlossen, wollten eine Nachkur in Schwalbach versuchen. Rastoptschin war, wie erwähnt, schon nach Paris zurückgekehrt, Rahel's Verwandte traten die Heimreise nach Berlin an. Für mich war es dringend nöthig, den Fürsten

von Hardenberg zu sprechen, der mit dem Könige, bei dessen Rückkehr von einem Ausfluge nach Paris, am Rhein zusammentreffen wollte, und Rahel rüstete sich zu einer Reise nach Brüssel, dort ihre Schwester Rose nach langen Jahren der Trennung wiederzusehen.

Ich hoffte den Fürsten in Frankfurt am Main zu sehen, und während ich dort seiner Ankunft harrte, traf Wilhelm von Humboldt ein, der sich nach London als Gesandter begab; denn solchen gefährlichen Gegner, besonders nach der im Staatsrathe versuchten Bewegung, wollte der Fürst nicht in seiner Nähe haben, und hatte ihm daher jene Bestimmung ertheilt, die nicht füglich abzulehnen war. Humboldt verhehlte seine Mißstimmung, und schien gern nach England zu gehen, doch ließ er durchblicken, daß er nicht allzulange dort bleiben werde; auch er gedachte übrigens den Staatskanzler noch in Frankfurt abzuwarten. Allein plötzlich kam die Nachricht, der Fürst sei erkrankt, und habe, statt nach dem Rhein, den Weg nach Pyrmont eingeschlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen hatte er den Geheimen Rath Rother nach Frankfurt gesandt, und von diesem erfuhr ich, daß wohl fünf bis sechs Wochen vergehen würden, bevor die Geschäfte wieder in Zug kämen. Nun fiel jenes Hinderniß fort, und ich konnte einen schon früher empfangenen Urlaub getrost benutzen, um Rahel nach Brüssel zu begleiten. In Mainz traf ich mit ihr wieder zusammen, wir traten die herrliche Fahrt längs des Rheinufers hinab in schönstem Wetter und günstigster Stimmung an. Rahel sah diese Gegenden, deren eigenthümlicher Zauber so schwer zu schildern ist, in dieser Ausdehnung zum erstenmale, und war entzückt, doch mehr wegen der frischen, reinen Luft, die wir athmeten, als wegen der Ansichten, und ich selber mußte bekennen, daß die noch in nahem Andenken stehende Schwarzwaldreise den Eindruck der Rheinreise etwas schwächte. Nur Eines nöthigte uns immerfort zu wiederholtem und gesteigertem Lobpreis, der mächtige, in seinen raschen Wirbeln stolz hinfluthende Strom selber, dessen Wasser durch seine Reinheit noch dem Gebirge und durch seine Farbe schon dem

Meere anzugehören scheint, und dabei sich als ein selbstständiges Wesen ganz eigner Art bezeigt.

In Koblenz benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um Görres zu besuchen. Ich sah ihn zum erstenmal, und nachher nie wieder. Was ich von ihm sage, kann daher nur als das Ergebniß eines solchen einmaligen Anblicks gelten. Er war ohne Befangenheit und Anmaßung, einfach und fest in seinem Wesen, aufrichtig und entschieden in seinem Reden. Natürlich sprachen wir von den Rheinländern, von deren Schicksalen und Erwartungen, und Görres erklärte sich besonders mit den Säumnissen unzufrieden, die überall stattfänden, und die bei einmal festgestellten Grundsätzen, wie man diese Länder behandeln, was man ihnen gewähren und versagen wolle, von selbst wegfallen müßten; das Unbestimmte, versicherte er, sei nicht nur für sich eine Qual, sondern säe auch Mißtrauen und Argwohn aus. Er beklagte sehr, daß ihnen Gneisenau nicht gelassen worden, der sei der Mann gewesen, die neuen Preußen mit den alten zu verbinden. Ueber die Furcht vor Umwälzungen lachte er, und meinte, er sähe niemand an solche denken, noch weniger daran arbeiten, mit Ausnahme der Staatsbeamten selber, denn diese freilich arbeiteten zu Umwälzungen hin, daß ihnen der Schweiß von der Stirn ränne! Von dem Fürsten von Hardenberg hoffte er noch das Beste, und wenn er nur erst käme, wollten sie ihm schon unter die Arme greifen. Die religiösen, oder vielmehr kirchlichen Sachen nahm er in keinen Betracht, sie schienen ihm vollkommen gleichgültig, und nicht einmal politisch als Hebel brauchbar. Nach und nach wurde er feuriger und bittrer, und ich muß sagen, daß er mir jetzt einen ganz neuen Eindruck machte, sein Eifer wurde nun zur Beredsamkeit voll kühner überraschender Bilder, die er mit Leichtigkeit hinwarf und ausführte. Ihm fehlte, so dünkte mich, nur ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Versammlung als Redner aufzutreten. Wenn ich ihm Einwürfe gegen einzelne Behauptungen machte, wenn ich ihm Personen und Verhältnisse, die er aus der Ferne falsch beurtheilte, aus genauer Kenntniß berichtigend

schilderte, so nahm er das gelassen und freundlich auf, und ging so ruhig auf die Erörterung ein, als sei der Verstand in ihm die Hauptmacht und nicht die Phantasie. Erregt, wie ich ihn verließ, und durchdrungen von seinen großen Eigenschaften, mußt' ich mir doch leise bekennen, daß ich nebenher ein geheimes Mißfallen spürte, welches sich nicht wegschelten ließ, und ich wußte mir keine andere Rechenschaft davon zu geben, als daß er auch seine litterarischen Urtheile unbarmherzig nach den Gesichtspunkten zuschnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutschland allgemein ist, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet, als man gewöhnlich denkt. Wir schieden freundlich genug, aber es knüpfte sich kein Faden einer Verbindung an, so natürlich dieses zwischen uns doch gewesen wäre.

Unvermuthet empfing ich in Koblenz noch den Besuch des Staatsministers von Altenstein, der in seiner amtlichen Bereisung der Rheinlande hier eben eingetroffen war. Er war von glänzenden Hoffnungen erfüllt, und versprach sich von dem neuen Ministerium des Kultus, welches ihm bestimmt war, die fruchtbarste, freudigste Wirksamkeit; die fruchtbarste ist ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gedihen sind, und die kein Widersacher ausrotten wird; aber die freudigste wurde seine Wirksamkeit nicht, im Gegentheil fielen gleich im Beginn die unglücklichsten Ereignisse und Mißhelligkeiten auf seine Bahn, und schwerkämpfend wand er sich auf ihr bis zum Ende hin; wer ihn hier, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbesiegten Greis gesehen, dem muß jenes heitere Bild des zuversichtlich und fast schwärmerisch Hoffenden als ein schneidender Abstand erscheinen, der wohl vom Jüngling zum Manne nicht selten, aber innerhalb eines schon reifen Alters und einer Ministerlaufbahn ungewöhnlich ist. Er warb eben damals in Koblenz einen seiner treusten und unermüdetsten Gehülfen an, den Geheimen Rath Johannes Schulze, der ihm bald nach Berlin zu der einflußreichen Stellung folgte, in welcher auch ihm sein Theil an dem Loose fiel, das über die ganze Wirksamkeit verhängt

war. Ich wußte, daß dieser — mein Universitätsgenosse — in Koblenz sein müsse, konnte ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht erfragen. Abends besuchte ich mit Rahel das Theater, man wies uns in eine Loge, wo schon eine Dame saß. Ich sagte zu Rahel, wahrscheinlich sei ich hier mit meinem Freunde zusammen, aber unmöglich könne ich ihn herausfinden, und morgen müßten wir abreisen, es sei doch abscheulich! Die Dame hatte den Namen gehört, und blickte auf; es war die Gattin des Freundes, der allerdings im Theater war, den ich nun leicht auffand, und mit dem ich die vergnügteste Stunde verlebte, durch einen glücklichen Zufall, den man sich für entscheidende Lebensereignisse so günstig wünschen möchte!

Die Weiterreise führte über Bonn, Köln und Aachen. Ueberall, auch bei nur kurzem Verweilen ergaben sich aus dem Anblick der Gegenstände und aus dem Verkehr der Menschen die fruchtbarsten Betrachtungen über das Verhältniß dieser Länder zu Preußen. Ueberall befestigte sich mir die Ueberzeugung, daß am Rhein ein neues, gedeihliches Leben beginne, und der preußische Namen hier einst Dank und Segen ärnten müsse, wozu der Samen unabläßig und reichlich, wiewohl still und ruhig, ausgestreut wurde. Zur völligen Klarheit erhob sich mir die Wahrnehmung, daß die gerade hier so laute und heftige Opposition weniger aus dem Boden erwachse, als vielmehr hieher verpflanzt sei, eine recht eigentlich preußische, die hier bequemer sich nieder- und auslassen mochte, als in der Mitte der alten Provinzen, eine Opposition, die nicht dem Staate selbst, sondern hauptsächlich einigen Richtungen in der Verwaltung galt, die ja auch in Berlin ihre entschiedenen Gegner hatte. Freilich erschien im Volke diese Opposition als eine gegen Preußen überhaupt gerichtete, und konnte sich auf diese Weise aus allen örtlichen Unzufriedenheiten und Befürchtungen verstärken, an welchen es bei noch neuem Staatsverbande nie fehlt, und in der Folge konnten diese letztern, nachdem sie mehr und mehr erweckt und großgezogen worden, sogar einen Augenblick als vorherrschender Bestandtheil wirken. Der Verlauf der Zeit hebt aber diese Mißstellung wieder auf, und hat es schon großentheils ge-

than, wie die allgemeine Stimmung, sobald von Westen her Wolken sich thürmten, glänzend dargethan hat. Ich legte meine damaligen Reisebemerkungen großentheils in Briefen nieder, aus denen allein sich mir das Einzelne des frischen Eindrucks wieder vergegenwärtigen könnte, worauf ich nun verzichten muß, da jene Briefe, wenn auch vielleicht noch verwahrt, doch mir nicht erreichbar sind. Nur soviel möge hier gesagt sein, daß der Anblick der rheinischen Landwehr ein herzerfreuender war, und daß die theils schon wirksamen, theils im Entstehen begriffenen Anstalten des Unterrichts und der Bildung in den gerade hierin unter der französischen Herrschaft schändlich vernachlässigten Ländern ein segenvolles Gedeihen vorhersehen ließen.

Ganz anders waren in diesem Betreff die Eindrücke in Belgien. Die Vernachlässigung unter der Franzosenherrschaft war dieselbe gewesen, aber die Abhülfe schien bei weitem schwieriger, die Gemüther schienen dem neuen Zug der Dinge weit weniger aufgeschlossen. Holland hatte das Uebergewicht der geistigen Kraft und Haltung, und mußte dasselbe geltend machen; allein man setzte die schonende Klugheit zu sehr bei Seite und vergriff sich in den Mitteln, zuletzt kam die große Spannung des Sprachunterschiedes hinzu, und bei der durch die Julirevolution möglich gewordenen Anlehnung an Frankreich konnte Belgien seine Absonderung durchsetzen, die unter allen Gesichtspunkten ein beklagenswerthes Ereigniß bleibt. Ueber die Verhältnisse jenes damals noch bestehenden Zusammenhangs, der aber schon manche schwache und doch zu gespannte Fäden zeigte, entwarf ich eine Denkschrift, welche in der späteren Krisis zum Druck befördert und in Holland mit Beifall gelesen wurde, wiewohl sie nun nichts mehr war als ein verhallender Ruf einstiger Miteinsicht.

In Brüssel waren wir bei Rahel's Verwandten wohl aufgehoben. Der Gatte ihrer Schwester Rose, Karl Asser, einer der ersten Räthe im Justizministerium und Mitarbeiter am neuen Gesetzbuch, war mit den höchsten Staatsbehörden aus dem Haag nach Brüssel gezogen, da gerade an dieser Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu sein, welches zufolge gesetzlicher Anordnung von Jahr zu Jahr zwi-

schen beiden Städten wechselte. Die Beamten fanden diesen Wechsel unbequem, allein für sie glichen die Nachtheile sich leichter aus, als für die Geschäfte selbst; wie er aber zu vermeiden gewesen wäre in den damaligen Umständen, ließe sich wohl schwerlich angeben. Mein Schwager hatte sich anfangs etwas vor mir gefürchtet; der Holländer dachte sich den Preußen zwar nicht mehr mit Zopf und Stock wie ehmals, aber dafür mit langen Haaren, deutschthümelnden Redensarten und ebenfolchen Meinungen. Ueber einen Theil seiner Voraussetzung durch den Anblick gleich enttäuscht, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erste Gespräch beruhigt, und als ich zufällig nach Herrn Teste gefragt und für ihn Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieser fremde Namen, den ich erst seit kurzem und eigentlich nur obenhin kannte, ein schnelleres Bindungsmittel zwischen uns, als selbst die Bande der nahen Verwandtschaft es im ersten Augenblicke sein konnten. Denn Asser gehörte zu jenen Holländern, die mit Ueberzeugung dem Königthum, aber auch mit Eifer den Freiheitsideen anhängen, und den um dieser willen Geächteten gern eine Zuflucht öffnen; er war früher schon dem Könige Ludwig von Holland aufrichtig ergeben, nun aber mit vollerem Herzen dem Hause Oranien zugethan, an welchem die französische Freisinnigkeit eine gute Stütze fand und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich Teste hatte in diesem Betreff einige nicht unwillkommene Beziehungen angeknüpft.

Durch Asser machte ich sogleich die Bekanntschaft des Justizministers van Maanen und bald auch die des gewesenen Handelsministers Falck; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Mensch durch seine würdigheitre Offenheit, sein allgemeines Wohlwollen und seine edle Geistesbildung, als Staatsmann durch seinen ruhigen Scharfblick und sein maßvolles gesundes Urtheil. Als Freund des niederländischen Gesandten in Rom, Ritters von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, andererseits war Rahel's Jugendfreund, der preußische Minister-Resident Scholz in Frankfurt, auch der seinige. In der oben erwähnten Denkschrift nannte ich den einzigen Namen Falck als schlagendes Zeichen und

Beispiel der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten sei; und ich nannte ihn um so mehr, als er damals ohne thätige Anstellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie sehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den schwierigsten Umständen sein Bestes zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unsern Gesandten, Fürsten von Hatzfeld, vorgestellt. Gegen diesen letztern bestand in Preußen bei den achtbarsten Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beyme, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr, und Andere dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu untersuchen, wie weit er die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient habe, ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktischer Herzensgüte, der jeder Stunde ihre Freude gönnte, und nach Möglichkeit verschaffte; daß er der Geschäfte kundig war, und sie mit Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten wir uns keinen bessern Vertreter unsers Landes und keinen günstigern persönlichen Antheil wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Laeken und auch in Brüssel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Karakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen worden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören.

Der König wollte sich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters gesehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verständige Traulichkeit seines Benehmens und seiner Aeußerungen hatte mit der Herrschaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, sondern auch in Belgien, war ihm persönlich in höchstem Grade zugethan; die spätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können, und in der That läßt die Veränderung sich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwischen ihn und sein Volk nach und nach sich einschoben. Der Vorstellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürsten von Hatzfeld. Von Humboldt empfing ich bei dieser Gelegenheit eine starke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte schon genug Höfe besucht, und Kaiser und Könige nahe genug gesehen, um mir gerade nicht selbst als ein Neuling in solchem Kreise vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Ansprüche der großen Welt, wären sie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beschaffenheit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beschädigten bedeckt sein müßte; allein trotz allem diesem hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszusetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beeifert sein werde, bei solcher Gelegenheit, wie in äußerer Erscheinung, so auch in geistiger Bereitschaft, wenigstens sein Bestes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo dergleichen vorgehen sollte, schon immer nicht ohne einige Spannung, so war diese jetzt auf das höchste gesteigert, aber zugleich von mir abgezogen, und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun sich benehmen, was er sagen, erwiedern, andeuten würde, er, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, das beschäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich strengte im voraus mein Gedächtniß an, um von den kostbaren Worten keines zu vergessen. Doch

ſtand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erſchien, ſprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, ſoldatiſch, freimüthig, anregend und auffordernd ſogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs ſtumm, allein was er ſagte, hielt ſich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phraſe machte er, nur das Nothdürftigſte ſprach er in den geringſten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterſcheiden, wie ſie Europa jahraus jahrein hin und her reiſen ſieht. So blieb es bis zum Schluſſe der Audienz, und erſtaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der ſo gar nicht als ſolcher hatte erſcheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeiſter des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus ſeinem Beiſpiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Koſten ſchon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt ſind, muß man ſie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen, die hingegen jener ſchlaue braſilianiſche Geſandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde ſagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollſten Bekanntſchaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusminiſterium mit den katholiſchen Kirchenſachen beſchäftigt war. Er hatte in Jena ſtudirt, dort Hegel gekannt und unter deſſen früheſten Schülern ſich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutſche Philoſophie, nahm er auch an der deutſchen Poeſie und allgemeinen Litteratur den regſten Antheil, und bemühte ſich unabläſſig, ſeinen holländiſchen Landsleuten dieſe friſchen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Fauſt gehalten, und große Stücke dieſer Dichtung ſehr glücklich in's Holländiſche überſetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit ſeinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitſchrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutſche den Holländern angenähert

wurde. Doch hier galt es einen beschwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einst so groß in Wissenschaften und Gelehrsamkeit, besonders in Philologie und Naturforschung, hatten in den letzten Zeiten, indem sie stolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß sie zu lange stehen geblieben, und andere Nationen ihnen weit vorausgeeilt, besonders wollten sie dies von den Deutschen nicht gelten lassen, gegen welche sie aus früherer Zeit eine schon damals unbillige Verachtung in unsere Tage herübergebracht, wo diese Unbilligkeit längst als Lächerlichkeit und Schaden auf sie selbst zurückgefallen ist. Sie wollten sich daher nicht überreden lassen, weder daß sie selbst einer geistigen Erfrischung bedürften, noch daß diese aus Deutschland kommen müsse, und am wenigsten von der Philosophie und Poesie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforschung sich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einsichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitschrift noch fortdauert; doch haben sie einen festen Ansatz gebildet, von welchem künftige Fortschritte ausgehen können.

Wenn ich diese alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffrischend, theils Bildern der Geschichte nachsinnend, so erschien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das sie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, besonders die heilige Gudula mit den einzigschönen Glasmahlereien, das wohlbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der österreichischen Herrschaft zuletzt geblüht hatte; doch die entsprechende Lebenserfüllung suchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, so lag dies im untersten Volke versteckt, und dieses selber schien in seinen mächtigen Beimischungen aufgelöst. Die Regierung mit ihren Beamten war holländisch, die gangbare Sprache französisch, und französisch auch das Theater, die Kaffeehäuser, die Zeitungen, zwischen diesen Einflüssen drängte sich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und

Sitte in allen Klaſſen ſpüren ließ; an ſchönen Tagen war der Park von ihnen überſchwemmt, und man fand ſich von Engländern umgeben, als wäre man in einer engliſchen Stadt; übrigens machten ſie einen nur um ſo vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Beſtimmtheit und Freiſinn für ſich und Andere, in der großen Anzahl nur um ſo ſichtbarer hervortraten, und dies beſonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere phyſiſch und moraliſch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war Belgiſches zu ſehen, und ich ſelbſt lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entſchuldigen, wenn ſie glaubten, dieſe ſich vernachläſſigende und hinſchwindende Volksthümlichkeit vollends wegſtreifen zu dürfen. Doch muß ſie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da ſie vierzehn Jahre nachher mit ſolcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich ſchwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln beſprochen und beabſichtigt, die mir äußerſt mißfielen und bedenklich ſchienen, von meinem Schwager aber, da ſie von ſeiner Behörde ausgehen ſollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er ſelber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen ſeinen redlichſten Eifer und ſeine beſten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht verſäumen, in Brüſſel die Bildergalerie zu beſuchen, ſo wie auch einige Privatſammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundiſche Bibliothek an, eine reiche Sammlung der koſtbarſten Handſchriften, zum Theil mit den zierlichſten Bildern geſchmückt. Während meiner Anweſenheit geſchah auch eine Entdeckung, die den lebhafteſten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden ſich mehrere Kiſten voll Schriften, und bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie zum Theil den Briefwechſel zwiſchen Philipp II. und dem Herzog von Alba enthielten, beſonders aber die wichtigſten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen

Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich Hoffnung zu einer Herausgabe dieser wichtigen, der Geschichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geschehen sei, noch überhaupt, wiefern die erste Angabe über den Fund sich bestätigt und dieser sich weiter ausgewiesen habe.

Wir verließen Brüssel, und reisten denselben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der sich in Pyrmont wieder sehr erholt hatte, von dort nicht sofort an den Rhein kommen, sondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entschied meine Reise dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewisse, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei so vorgerückter Jahreszeit diese Reise nicht mitmachen, sondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin seit zwei Jahren nicht gesehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte seine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlstand machte sich geltend, alte und neue Ansprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten strebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß setzten sich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Fassung, die höhere Gesellschaft gruppirte sich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenstände, welche sich ihnen darboten, das Massenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende sich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl in einer großen Stadt zu sein, gegen welche Frankfurt und selbst Brüssel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kiesewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Rust, Beyme, Altenstein, Schuckmann, Bülow der Finanzminister, von den Gesandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich August Wolf, Achim von Arnim,

ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harscher, — diese Namen, denen noch hundert andere beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreise, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieser Namen hatte man schon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, sondern geradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte stutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir selbst weniger sicher gewesen, als ich wirklich war. Ich besuchte gleich zu allererst den Geheimen Rath von Jordan, der in Hardenberg's Abwesenheit den auswärtigen Geschäften vorstand, er bewillkommte mich freundlich, fügte aber sogleich, zwar mit Laune, doch mit auffallender Bedeutung hinzu: „Sie kommen wie gerufen, ich lese eben von Ihnen!" Von mir? Ich hatte nichts drucken lassen, von dem diese Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher sie zu verstehen gewesen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da lesen Sie selbst!" sagte Jordan, und gab mir einen beschriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erstaunen in mir wohlbekannter Handschrift einen umständlichen Bericht, den Küpfer über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältnisse und Personen, besonders Wilhelms von Humboldt, erstattet hatte, auch Jordan selber war in nicht angenehmer Weise darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien", rief er lebhaft aus, „ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine solche Berichte will, daß ich sie ungelesen in's Feuer werfe, aber die zudringliche Dienstfertigkeit läßt sich nicht abweisen, immer auf's neue kommen solche Zettel." Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder geradezu Falsches, aber alles war schief aufgefaßt und in falsches Licht gestellt, so daß der Gesammteindruck durchaus irreführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andere wichtige Folgen haben und großen Schaden stiften können, wäre sie an einen minder klugen und über-

schauenden Mann gerathen; doch da sie bei ihm nicht hatte fassen können, ließ auch ich sie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beste Strafe für den Berichterstatter sein werde, der nun selber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weiter tappte, die er für Andere zu graben meinte.

Da ich diesen traurigen Gegenstand, die in neueren Zeiten so vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, so möge mir erlaubt sein hier vorgreifend ein anderes Geschichtchen anzuschließen, das mich auf demselben Felde anderthalb Jahre später, mit viel schlimmerer Anlage, doch glücklicherweise ganz unschädlich, heimgesucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war gestorben, und manche Verhältnisse, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So sprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von seiner Verwaltung der hohen Polizei, wie schwierig sie gewesen und wie mißtrauisch der Großherzog; mir jedoch habe derselbe stets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich seinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, sei ihm unvergessen geblieben. Ich wußte von keinem solchen Auftritt. „Bei dem hannöverschen Gesandten; zwei andere Gesandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und solchem Erfolg, daß die Andern schweigen mußten.“ Ich konnte versichern, dergleichen sei nie vorgekommen. „Ach, das ist ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, sein Sie nicht zu sehr diplomatisch und gestehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umständlichkeit ganz genau weiß, denn warum sollte ich es jetzt nicht gestehen? einer der Bedienten des Hauses war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergesagt, so daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erstatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geschichte rein erlogen sei, und aus solchem Vorfalle her weder ich die günstige Meinung des Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünstige, so wollte das gewesene Polizeihaupt

fast unsinnig werden, daß ihm selbst, und mittelbar dem Großherzoge so mitgespielt worden sei. Mich aber schauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menschen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Gesinnung auch der harmlosesten und edelsten Personen durch solche Späherei ausgesetzt werde, gegen welche, da sie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich ist.

In Berlin war dergleichen Unwesen glücklicherweise nicht in Gunst, noch konnte damit viel auszurichten sein, da die Freiheit der Rede dort im höchsten Grade herrschte, und die kühnsten Meinungen, die dreistesten Urtheile und Absichten laut und öffentlich ausgesprochen wurden, so daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umsonst vergeudet zu sehen, was sie theuer hätte verkaufen mögen. Diese Freimüthigkeit, um den gelindesten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klassen und Stände, sie stammte schon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbstück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte sie unendlich gesteigert, und die Zeitumstände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der so lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigsten Stürme der Volksleidenschaft gesehen hatte, war fortwährend erstaunt über diese Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andere Meinung alsbald ein entschiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegnerischen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorsicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte sich, in beinahe friedlicher Nachbarschaft, die entgegengesetztesten Denkweisen und Urtheile genossen gleicher Freiheit, und wer diese tadelte, bediente sich ihrer unmittelbar selbst. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverständiges sinnloses Tadeln, wobei Ziel und Gegenstand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort schwamm in dieser Tagesfluth dahin. Das Turnwesen durchdrang alle Klassen, die altdeutsche Tracht erschien überall, sie überwältigte beinah die militairische, und die würdigsten Männer

gingen gleich den Studenten in langen, gescheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politische Partheien in diesem Gewirre zu unterscheiden gewesen sein, als feste gegliederte Gebilde bestanden sie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die sich zusammenstellten und wieder auflösten, weil man wohl öfters über Einen, aber selten über mehrere Gegenstände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andere einstweilen unterzuordnen. Ein aufmerksamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die sich schon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichsten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und anderen Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürst von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und schon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längst nicht mehr in seiner Hand, wiewohl die höchste Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er sie auch im Großen und Kleinen meist ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er sie noch ungeschmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer seiner Gesinnungen und Absichten, aber wenig persönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen voraussetzte, waren ihm schon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneisenau, — denn diese beiden nannte man, — damals abgelöst, so wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeschäften geschieden, denen damit manche trübe Verwickelung und Hemmung erspart worden wäre, und rüstigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was seinen schon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, sich zurückzuziehen, sondern hielt Stand so gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartungen übertraf und einige Hauptschläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache gerade am meisten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Gestalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im

Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meist kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelsten und bravsten. Seine und seiner Jünger Gesinnung war gerade und fest, und so ungelenk und starr, als ihre Körper geschmeidig waren. In der Zusammenhaltung aller Kräfte auf einer beschränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieser eigenthümlichen, durch ganz Deutschland ausgebreiteten Genossenschaft. Ich glaube, er zumeist wußte was er wolle, und hatte sein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumstände es als ein unmögliches erkennen ließen, sein Streben aufgab, zeugt auf's neue von seiner Einsicht. Sein Karakter und seine Erscheinung wirkten auf das Volk, und seine Beredsamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend seinen Namen französisch ausgesprochen habe, aber von dem geschcidten Thorschreiber gleich wieder deutsch als Hans A. eingetragen worden, trafen den Volkssinn unwiderstehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen, und ihm schien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht versagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Grafen von Kalkreuth persönlich anzutasten, und dieser seine Rache auf ein Wortspiel über Jahn's Namen beschränken müssen. Nach diesem Erfolge schonte er niemand mehr, und hohe Generale und Minister waren die Zielscheibe seines bittern Spottes, seiner scharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, diese Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendste hervorgekehrt zu sehen. Alle andern Festlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeisterndes, das die Menge lebhaft ansprach und fortriß. Noch spät am Abend besuchte ich mit Oelsner, nachdem wir schon mit Stägemann einem großen Gastmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfest, wo die von der heißen, kriegerisch gestimmten

Jugend und vielen Tausenden beeiferter Zuschauer umkreisten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten. Oelsner enthielt sich nicht, mir im Stillen die Gefahr solcher Volksversammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, diese Massen zu unwiderstehlichen Ausschweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorschlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und so im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur diese auf's Spiel setzen. Seine Besorgnisse waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er sich selber bald, daß ein solch toller Kopf eben bei uns nicht vorauszusetzen sei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu solchen Auftritten gehöre, und daß schließlich keine Franzosen, sondern Deutsche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde stutzig machten. Am folgenden Tage sah man mißmuthige, befangene Gesichter, man hörte schlimmen Tadel über die Dreistigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre strafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin gesündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anschuldigungen schienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Diensteifer wollte sich bei diesem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geschrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burschenschaft der Universität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutschen Universitäten waren eingeladen sich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Fest zu hindern oder seinen Besuch zu erschweren. Die ganze Sache schien so unschuldig, daß der Staatsminister von Beyme nicht übel Lust hatte, eigends hinzureisen, um der Zusammenkunft beizuwohnen, und sich am fröhlichen Thun so zahlreicher und auserlesener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, diesem Gelüste zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erschollen schlimme Dinge von dort, die Studenten hatten sich ein politisches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Gesetze verbrannt, und

noch einige Gegenstände, durch welche gegen die verbündeten Mächte höhnisch gefrevelt sein sollte. Der erste Eindruck von diesen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abseiten der Behörden und der höheren Kreise bestürzte im ersten Augenblicke selbst die entschiedensten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenseite gewann sichtlich die Oberhand, man sprach von gefänglicher Einziehung und strenger Bestrafung der Frevlerrotte, von Zerstörung ihres Zusammenhangs, von Schließung aller Turnanstalten. Indessen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht so schwer finden, und während die Behörden untersuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten sich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte sich seit jenen Ereignissen die Stimmung von Berlin sichtbar in zwei feindliche Lager, und es war schwieriger als vorher, zwischen den Partheien antheillos durchzugehen, man sollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anschein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir sein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Genesung nicht einstehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürst fand mit vielen harrenden Geschäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach seiner gewohnten Weise gleich seinen Standpunkt über ihnen, behandelte sie mit Maß und Leichtigkeit, suchte zu vermitteln und zu beschwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewissen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge, die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräftiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und schärfer; es blieb dieser Zwiespalt offen, und noch viel Einspruch und Störung sollte von daher künftig hervorbrechen. Fürerst aber traten diese Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andere wichtige Geschäfte kamen zur Sprache. Diplomatische Angelegenheiten machten viel zu schaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältnisse des deutschen Bundes, die rückständigen

Gebietsausgleichungen, aus denen die baierisch-badische Streitsache sich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burschenschaft und des Turnwesens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gastmahle, wobei durch persönlichen Verkehr oft auch die Geschäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die ansehnlichste Gesellschaft an seiner Tafel beisammen. Ich sah und sprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher so oft in absonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einst so gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er sich benahm und äußerte, sehr merkwürdig war, denn er trug sein hartes Schicksal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten, den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbstgefühl. Mit den mir so werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenstein, hielt ich mich auch hier gern und eng zusammen.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf seinem Landsitze Steglitz, wo seine Freunde stets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem sich das Zutrauen nur stärker anschloß. Er hatte die schöne Eigenschaft solcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der seine war, daß seine Gegenwart stets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, sich zusammenzunehmen, und selbst in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, stets innerhalb einer festen Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im besten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von den freiesten und kühnsten Ideen, durch die er oft genial überraschte, zu den Schranken des allernächsten Gegebenen zurück, und ließ das Preußische, ja das Märkische und Berlinische dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfassungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältnisse der Kirche, hatte er eigne Ansichten, die man höchst freisinnig nennen mußte, wiewohl sie von dem, was in der Tagesmeinung als freisinnig galt, meist abwichen und bisweilen

das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konstitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als herausſagte, wären manchem noch bedenklicher geweſen, als alle Konſtitution. Mir ſchienen immer er und Stägemann am meiſten aus dem ächten Kerne des Preußenthums zu ſein, und auf dieſen Kern in dem Staatsweſen zurückzukehren, wie das in ſolchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn ſelbſt Hardenberg trug Hannöverſches, Stein Reichsritterſchaftliches an ſich, Humboldt und Altenſtein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austauſch von Anſichten und Erzählungen ſtattfand, indem Oelsner aus ſeiner Anſchauung des franzöſiſchen Lebens immerfort die lehrreichſten und erregendſten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unſern Augen ſich begab.

Mit beſonderer Geſchicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte ſich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, deſſen Umgang jederzeit einen köſtlichſten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Univerſität, an der denn Schleiermacher etwa den Pfeffer vorſtellte. Wolf ging, wie alle Menſchen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um ſie durch ſeine Geiſtesblitze zu erhellen, durch ſeinen Witz zu erheitern. Für ſeinen Freund Humboldt hatte er ernſtlich Parthei genommen, und es ſchien bisweilen, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beſchuldigte, demſelben in altgriechiſcher Sprache, als in der ſicherſten Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er ſeine Anſichten und Meinungen faſt immer in ſein Fach einzukleiden, und das Meiſte that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende Frommthun und den Ton vieler neueren Schriften ſtellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll“ gebraucht, es ſei jetzt offenbar paſſender, dafür „Schmierig“ zu ſetzen, denn bei

Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironische Schrift, die über kirchliche Gegenstände unter einem angeblichen Namen erschienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der protestantischen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. was man ehemals bei widerspenstigen Rekruten versuchte, ihnen nichts als gesalzene Häringe zu essen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel diese Schrift für baaren Ernst genommen und seinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfasser gehalten, ging wörtlich über den Spaß. Wolf schmiedete zur Lust abentheuerliche deutsche Worte, zum Ersatz der fremden, die ausgemerzt werden sollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutschthümler sie in gutem Ernst aufnahmen, und ihm die Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Wesen aller Sprachen nachwies, daß keine sich völlig abschließen lasse, noch auf ihren alleinigen Füßen stehe. Auch bei Wolf war Delsner gut angeschrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andere treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu besuchen hatte ich keinen Anlaß, sah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Universitätslehrer stand er im höchsten Ansehen, aber seit er gegen Schmalz so furchtbar losgefahren, und in politischen Dingen so entschieden gesprochen, wurde er von vielen Seiten mit sichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus seiner Geschäftsthätigkeit bei der Ministerialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete sich dafür eine neue Wirksamkeit. Der König hatte verfügt, daß die protestantische Geistlichkeit in Synoden zusammentreten sollte, und in Berlin war fast einstimmig Schleiermacher zum Vorstand erwählt worden. Dies war ein politisches und in seiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Gesammtheit wählten sie ihn dennoch. Sein erster Vortrag, der bald im Druck erschien, war meisterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenstand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktischem

Geiſte. Auch iſt nicht zu ſagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben und hätte freie Hand behalten. Doch gerade dies feſte Vorſchreiten erſchreckte die Behörde, und die eben erſt angeordnete Bewegung wurde ſogleich wieder gehemmt, die beabſichtigte Synodalverfaſſung völlig abgeſtellt. Dagegen gedieh ein anderes Werk, welches Schleiermacher zuerſt angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calviniſten zu Einer evangeliſchen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchſter Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl ſein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von dieſem Werke wenig perſönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum ſeiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorherſehen. Doch gab es ſchon Eiferer, von denen die meiſten ohne ſeine erweckenden Reden vielleicht nie an Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht verzeihen wollten, daß er in ſeiner Kritik ſo weit gegangen war, ein Buch des Neuen Teſtaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erſte Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben ſchon genug der Schauſpiele darbot, noch des eigentlichen Theaters gedacht, deſſen Kunſtweſen ich ſchon lange auf niedriger Stufe wußte, und das ſeit dem Tode der Schauſpielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erſchien unerwartet die große Künſtlerin Sophie Schröder, und gab drei Gaſtrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine verſäumen wollte. Da über ihr Auftreten in Berlin ein Brief gedruckt iſt, den Rahel an ſie ſchrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leiſtungen zu den auf dieſer Bühne gewöhnlichen, klar ausgeſprochen iſt, ſo bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es ſei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegniſſen gelebt, ſo will ich auch aus der Reihe entgegengeſetzter beiſpielsweiſe zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu

mir, und grüßte das Handwerk, das litterarische, versteht sich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Prosa und Verse, hatte noch nichts, und ich sollte beiderlei liefern! Ich stellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier sei, in Geschäften und Obliegenheiten ganz anderer Richtung, daß ich ältere Papiere, falls diese etwas Taugliches enthielten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles möge richtig sein, aber ich könne und solle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Ueberlästigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und schmeichelte, er zürnte. Und er war kein Freibeuter, er wollte kein Geld, er war ein Litteratus, und wollte nur Manuskript! Auch hatte er in der That schöne Kenntnisse, war mit den Formen der südlichen Poesie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantischen. Wie so er gerade auf mich gefallen und versessen war, blieb mir ein Räthsel. Zuletzt, als ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein altes Sonett, verstümmelte die Zeilen, schob falsche Reime ein, und gab ihm das unter der Bedingung, mich nie als den Verfasser zu nennen. Er stutzte, zog die Augenbraun zusammen, sah mich an, fragte, ob ich das für ein richtiges Sonett halte? Auf meine Versicherung, ja, und für ein sehr schönes, trat er zurück, sagte, er sehe wohl, daß ich der Mann nicht sei, für den er mich gehalten, empfahl sich, und ich sah ihn nie wieder. Das andere Begegniß war fast noch schlimmer. Mit mir in demselben Gasthofe zur Stadt Rom ganz oben und hinten wohnte eine Dichterin, Susanne von Bandemer geborne von Franklin, von der Königin Luise einst als Minnesängerin mit goldner Kette beschenkt. Doch diese Zeiten lagen weit rückwärts! Sie ließ mich rufen, und beklagte leidenschaftlich, schon einige Tage verloren zu haben, und nur erst seit heute zu wissen, daß ich mit ihr unter Einem Dache wohne, aber wir wollten die verlorne Zeit einbringen, sie sei krank und deßhalb jeden Abend zu Hause, ich solle bei ihr Thee trinken und ihre Gedichte hören. Sie war über sechzig Jahr, häßlich, äußerst redselig, in ihren Gesprächen

aber unerſchütterlich. Sie hielt mich am Arme feſt, und ließ mich nur unter dem Verſprechen fort, am Abend wiederzukommen. Ich hatte mir gelobt, wortbrüchig zu ſein. Aber der Qual wurde ich nicht ledig, ſchriftliche Botſchaften und mündliche, dringende Anfragen über dies und jenes erfolgten jeden Tag, ich kannte zum Unglück ihre Verwandten und wollte nicht ganz grob ſein; genug, ich mußte noch einigemal die ſchreckliche Unterhaltung beſtehen, bis die Abreiſe mich erlöſte. Seitdem hat ſich mir beiderlei Mißgeſchick wohl oft genug wiederholt, aber ſei es daß die Wiederholung die Empfänglichkeit mindert, oder daß die Jahre geduldiger machen, ſo hart wie in jenen Tagen hat mir die Bedrängniß in der Folge nie geſchienen!

Das Feſt der Reformation wurde am Schluſſe des Oktobers und an den erſten Tagen des Novembers auf vielfache Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk verſtand dieſes Feſt; die religiöſe Stimmung des gemeinen Mannes verlangt Vorſtellungen des Muthes, der Tapferkeit, hier fand ſie ſolche in dem Helden des Tages, dem geprieſenen Doktor Luther, der aus der alten Zeit wie von ſelbſt an die Seite Blücher's trat, und in Wittenberg eben jetzt auch im ehernen Standbild ſichtbar wurde. Lieder, Reden, Lebensabriſſe, Denkmünzen, Kupferſtiche, Steindrücke erſchienen in Menge, das würdigſte Denkmal aber neben dem ehernen war die Reformationsgeſchichte Marheineke's, welche längſt vorbereitet in dieſem Zeitpunkt herauskam. Daß auch das Theater die Reformation feierte, kann beweiſen, wie gering noch die Neigung war, Aergerniß zu nehmen; damals beſuchten auch die Prediger noch ohne Bedenken das Schauſpiel. Aber den Luther Zacharias Werner's auf die Bühne zu führen, den verweichlichten, faſt albernen, des ſchon katholiſch gewordenen Dichters, konnte allerdings ein Mißgriff dünken; die Theaterverwaltung beging ihn, die Behörden thaten keinen Einſpruch, und auch das Publikum hätte vielleicht geſchwiegen; nur die Jugend zeigte hier ein empfindlicheres Gefühl, und hielt ihrerſeits ſchon den Maßſtab an, der ſpäter der herrſchende wurde; kaum war der Schauſpieler, der die Rolle Luther's ſpielte, hervorgetreten, ſo riefen die Stu-

denten: „Der Reformator von der Bühne!“ und da ein großer Theil des Publikums einstimmte, so wurde die angekündigte Szene aus der Weihe der Kraft förmlich ausgepocht. Die neue Anklage, welche hieraus gegen die Jugend hervorging, fand in diesem besondern Fall ihre angesehenen Vertheidiger, und die Sache ging ungeahndet vorüber.

Bald nach diesem großen Feste, das mit Recht ein allgemeines heißen konnte, weil auch Katholiken frohen Herzens an ihm theilnahmen, — wie denn ein protestantisches Fräulein, dem an diesem Tage in die Kirche zu gehen unerläßlich dünkte, an den Thüren der schon überfüllten protestantischen Kirchen abgewiesen, in der Verzweiflung zur katholischen flüchtete und in der fast leeren einen guten Platz fand, und dort eine Rede voll Anerkennung Luther's mit anhörte, — nach diesem öffentlichen Feste bot sich uns ein häusliches, persönliches dar, dem alle wärmste Beeiferung gewidmet war. Stägemann's Geburtstag wurde gefeiert, und dießmal in außerordentlicher Weise. Seine edle, hoch- und schönsinnige Gattin Elisabeth hatte den Kreis seiner näheren Freunde mit dem seiner zahlreichen Verehrer und Anhänger vermehrt, die liebenswürdige, gleich dem Vater dichterisch begabte Tochter aber mit ihren Jugendgespielen sinnreiche dramatische Spiele einstudirt, die sich durch Erfindung, Munterkeit und Gehalt weit über das Gewöhnliche erhoben. Den bedeutensten Beitrag lieferte Friedrich Schulz, der selber auch die Hauptrolle, den Bürgermeister von Bierraden, in dem kleinen Stücke vortrefflich spielte; der ächte Gelegenheitsdichter that sich auf das glänzendste dar. Die höchsten Staatsbeamten und die Blüthe der Berliner Gesellschaft waren zugegen, und da mit sinniger Anspielung alle neusten Ereignisse und Verhältnisse des Staats in den mitunter scharfen Scherz gezogen wurden, so lief gleichsam ein Aristophanischer Faden durch das Ganze, und deßhalb auch, und weil späterhin dergleichen wohl nicht mehr gewagt worden wäre, darf dieser Zug in der Vorführung jener Zeiteindrücke nicht fehlen. Der Staatskanzler selbst war nicht ganz verschont, doch der hätte gleich dem anwesenden Beyme, Nicolovius, Savigny, Wolf, und Anderen, die im Stücke

theils genannt, theils angedeutet würden, Scherz verstanden und hingenommen.

Ernsthafter und umfangreicher war bald nachher ein Fest, das die Gesellschaft für deutsche Sprache Abends im Börsensaale gab. Die namhaftesten Männer der Stadt, unter ihnen Stägemann, Nicolovius, Süvern, Wolf, waren als Mitglieder oder als Gäste zugegen. Hier war fast alles in altdeutscher Tracht, und Jahn und seine Turnbrüder hatten das Uebergewicht. Die Lieder, welche gesungen wurden, die Trinksprüche, die ihnen folgten, der laute und kräftige Jubel, welcher sie begleitete, setzten die Haltung mancher steifen Herren auf harte Proben. Die ganze Versammlung, in der wie gesagt die Turner sich in der Mehrzahl sahen, und daher mit größter Zuversicht ihre Stichwörter auswarfen, eines rauschenden Beifalls im voraus gewiß, — hatte etwas Herausforderndes und Kriegerisches, das den Sinn mächtig ansprach, aber freilich auch erschrecken konnte. Schon waren wilde Aeußerungen genug vorgekommen, allein der besonnene Ordner der Gesellschaft, Dr. Karl Müller, wußte immer wieder das Feuer zu dämpfen, und leitete zuletzt durch eine längere, gediegene und wohlgesprochene Rede die Aufgeregten zur Mäßigung zurück, worauf er sein Amt niederlegte, und das Festmahl für geendigt erklärte. Doch die Gesellschaft wollte darum noch nicht auseinandergehen, im Gegentheil, jetzt der bindenden Ordnung entledigt, nahm der Taumel erst rechten Aufschwung. Die Sitze wurden verlassen, Arm in Arm verschlungen wandelten Gruppen singend auf und ab, in der großen Gesellschaft bildeten sich kleinere, jede hatte ihre Gespräche und Gesundheiten für sich; nirgends aber, das verdient bemerkt zu werden, war eine Spur von Trunkenheit. Da versuchte Jahn nochmals mit gewaltiger Stimme durchzudringen, und brachte das Wohl derer aus, die auf der Wartburg ein so herrliches Beispiel gegeben; die Gläser klangen und heller Jubel, aber gleich darauf erfolgte eine große Stille; man besann sich, bedachte die Umstände, und viele selbst der näheren Freunde Jahn's tadelten seinen Uebermuth, denn sie fühlten, daß aus dem Wartburgfest viel Unheil hervorgehen könne, sahen sich und ihre Sache nicht wenig

bedroht, und glaubten, daß die Umstände eher Klugheit als Trotz anrathen müßten. Jahn selbst wollte das nicht in Abrede stellen, meinte aber, was für die Andern gelte, gelte noch nicht für ihn, und zu allem, was er schon zu verantworten habe, könne er auch das, was er eben gesagt, noch nehmen. Zuletzt, als der Saal schon leerer geworden, rief er die Uebriggebliebenen noch zusammen, und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutschen Sprache, so kräftig, frisch, kurz und rasch, und so zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt, und auch die schüchternen befriedigt waren, denn das ganze Fest empfing dadurch einen so harmlosen als glänzenden Schluß, zu dem sich jederman bekennen durfte.

Ich hatte dem Fürsten von Hardenberg in der ersten Audienz, die ich nicht ohne Schwierigkeit im allgemeinen Zudrang erlangte, meine Berufung nach Würtemberg vorgelegt, und ich konnte bemerken, daß sie einen günstigen Eindruck bei ihm machte, daß es ihm schmeichelte, einen der von ihm zuerst Angestellten so günstig von einem fremden König beurtheilt zu sehen. Er versetzte auch ohne Zögern, das sei recht schön und ehrenvoll, aber ich müsse in Preußen bleiben, und man werde mich für das, was ich dort aufgäbe, hier schon entschädigen. Ich hatte die Unvorsichtigkeit ganz offen zu erklären, daß ich schon völlig entschieden sei, und alles ablehnen wolle. Der Fürst meinte, er müsse doch dem Könige Vortrag über meine Sache halten, ich möchte unterdeß das Weitere mit Jordan besprechen. Dieser glaubte mir zureden zu müssen, die Sache anzunehmen, sie sei doch gar zu vortheilhaft, denn selbst wenn man mich zum Gesandten in Karlsruhe machte, wäre das doch lange nicht soviel, als mir in Würtemberg angeboten sei. Nachdem ich auch ihm gesagt, ich sei fest entschlossen, in meiner preußischen Bahn zu bleiben, so versicherte er, dann wolle er wenigstens sorgen, daß mein Verhältniß gehörig verbessert werde, ich solle fürerst als Minister-Resident nach Karlsruhe zurückkehren, eine Gehaltserhöhung bekommen, und dann werde auch die Abhängigkeit von Küster aufhören müssen. Ich war dies alles wohlzufrieden. Indeß verzögerte sich die Entscheidung, ich hatte

nochmals zu erinnern, daß ich derſelben voll Ungeduld harrte, daß ich dem Könige von Würtemberg doch endlich eine beſtimmte Antwort geben müßte. Dieſe kam unter dem 6. November, der Staatskanzler ſchrieb mir, er habe an demſelben Tage dem König über meine Angelegenheit einen Vortrag gemacht. Allerhöchſtdieſelben wollten mich gern in ihren Dienſten behalten und mir die Vortheile gewähren, welche ſich mit den Verhältniſſen und mit meiner bisherigen Stellung vereinbaren ließen; einen beſonderen Geſandten am badiſchen Hofe finde der König aber jetzt nicht nöthig, eine Gehaltszulage ſei für den Augenblick nicht ſtatthaft, ſolle aber demnächſt erfolgen; indeß wurde ich zum Miniſter-Reſidenten ernannt. Ich geſtehe, daß ich urſprünglich hiemit ganz zufrieden geweſen wäre, hatte ich doch erklärt, auch wenn mir gar nichts Neues gewährt würde, in meiner Stellung verbleiben zu wollen! Aber mich empörte, daß man mir andere Verſprechungen gemacht und nun thun wolle, als ſei das nicht geſchehen. Ich that demnach Einſpruch, ſowohl bei Jordan, als bei Hardenberg ſelbſt; allein erſterer berief ſich darauf, daß er mir gleich geſagt, ich würde am beſten den würtembergiſchen Antrag annehmen, und er riethe mir noch dazu. Hardenberg, der die Freundlichkeit ſelbſt war, ſetzte in einer großen Unterredung auseinander, wie er ſelbſt gern alles für mich thun möchte, auch gewiß in der Folge thun werde, doch ſeien ihm ſelbſt die Hände nicht frei, er müſſe viele Rückſichten nehmen, es ſei nicht mehr die Zeit von 1813, auch nicht einmal die von 1815, der Hof ſei hocharistokratiſch, der alte Familieneinfluß dränge mächtig heran, fordre mit Ungeſtüm Anſtellungen und Geld, er führte mir Otterſtedt an, der als alter märkiſcher Edelmann habe befördert werden müſſen, er meinte ſeine alten, durch neuen Zuwachs verſtärkten Gegner weckten ihm überall Hinderniſſe, der alte Kampf erneue ſich, und ſeine Freunde — er rechnete mich dazu — ſollten ihm beiſtehen, nicht aber ihm neue Schwierigkeiten verurſachen. Meine anfängliche Heftigkeit war gebrochen, es rührte mich, den alten Mann ſeine Bedrängniſſe ſo bekennen zu hören. Ich ſah wohl ein, daß hier nichts weiter zu machen war, und dachte nur mit Sorgen

an die Rückwirkung, die in Preußen begonnen hatte, und deren schlechter Geist besonders in der Behandlung der Wartburgsache traurig zu Tage kam. Nun war auch meines Bleibens nicht länger in Berlin. Der Staatskanzler beschied mich zu neuem Wiedersehen an den Rhein, denn er wollte den früher beabsichtigten Besuch jetzt alsobald ausführen. Ich war froh, meine neuen Ausfertigungen aus den Kanzleien ohne neue Zögerung zu empfangen, eilte bei Freunden und Bekannten mich zu beurlauben, und trat am 17. November meine Rückreise nach Frankfurt am Main an.

Am 19. November in Weimar eingetroffen, wollte ich diesmal doch die Gelegenheit wahrnehmen, endlich Goethe'n kennen zu lernen. Ich hatte einige Briefe mit ihm gewechselt, aber ihn noch nie gesehen. Doch über diesen Besuch berichtete ich bald nachher einem Freunde durch einen Brief, den der Zufall wieder in meine Hände gebracht, und ich glaube den Gegenstand auch hier am besten darzulegen, indem ich jene Briefworte wiederhole, sie waren an Stägemann gerichtet, und lauteten wie folgt: „Ein Gegenstand fordert und nimmt sich sein Recht; indem ich diese Zeilen an Sie, verehrtester Freund, beginne, drängt es sich mir unwiderstehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu sagen, daß ich Goethe'n persönlich kennen gelernt habe; zum erstenmal in meinem Leben hab' ich ihn gesehen, kaum der Gefahr entwunden, ihm unbesucht vorbeizureisen, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen vier Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfrostet nach schlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieser Stimmung beschloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu versuchen, ließ mich melden und wurde zu fünf Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich diese zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, sich noch eiligst auflösen, und zu einer Persönlichkeit verkörpern sollte, die sich sogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberstehenden, zu prüfen haben würde. Aber welcher Empfang stand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n

vor mir hatte, alles fahren lassen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntschaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirksamen Menschen beschäftigt zu sein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geistvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menschen — wenn dieser geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig ist — in vollständig ausgebreiteter großartiger, schöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das seltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer so milden und biedern Aufnahme, als sei ich ein alter Freund, der längst erwartet worden, mußte mich um so mehr überraschen, als ich die scheue Zurückhaltung, die ihm so oft vorgeworfen worden, in den schriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte läugnen können. Nach der ersten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, sprachen wir gleich sehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, reichte mir wieder seine Hand hin, und rief mit Innigkeit: «Sie müssen mir nochmal die Hand geben!» — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Gesprächs zu schildern suchen, es war wie ein Stück Leben, in tausend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge gesondert festhalten zu lassen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber selber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erschlossen. Wie jenen hellenischen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn ersuchten, sie nun auch zu seinem berühmten Namensvetter, dem Philosophen, zu führen, so ging es fast mir, der ich in täuschender Besinnung leicht diesen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntschaft des ihm gleichnamigen Schriftstellers zu verschaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht sogar; sein Sohn und dessen ihm kürzlich erst vermählte Gattin waren die einzigen Mitgenossen eines Theils dieser Stunden. Schwer würde ich einige besondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen aussondern! Die festesten, kräftigsten Aeußerungen, die feinsten, erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt

im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtnisse zum Behalten und Ueberliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — so nannte er es selbst — vollen Zutrauen von Dingen, die er sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheit, über Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unseres deutschesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Aeußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen! — Goethe kein deutscher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir Alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsere waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiste, als zu manchem andern, der dabei besonders thätig gewesen sein will. Ist doch nicht alles Freiheit, was so aussieht, was einen Augenblick so genannt wird; und manches französische Wort ist deutscher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe'n vielleicht manche Ansicht nicht sogleich in volle Beleuchtung treten lassen, manche Anschauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weise Sinn den kleinsten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, sicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesschnelligkeit über

das ganze Bild! — Uebrigens ist Goethe alt, und gerade darin jung, daß er die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Alte möglich zu sehen, wie Schlabrendorf und Goethe sind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig an Haltung und mit hoffnungsvoller Gesundheit steht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beisammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über sein Leben — diese gehaltreichsten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefsinnige Kürze des alten Philosophen mit der Homerischen Fülle des alten Dichters vereinigt ist — den Standpunkt, auf welchem er sich als Mensch jetzt befindet, seine Art und Weise des Daseins, ziemlich vollständig und ungefälscht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Ersatz für so vieles, das nicht geschrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieses Uebergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete, und mich von dem ersteren zwar vieles, aber fast nur in Bezug auf den letzteren sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Anschauen ich die folgenden Tage mit einer sanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Begegnisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun sagen, bin ich um ein großes Gut reicher."

In Frankfurt am Main harrte Rahel auf mich. Im Schooße der Familien Goltz, Maltzan und Hertz mit Liebe gehegt, mit Frau Räthin Schlosser, mit Schlegel's, Frau de Ron und Anderen in erfreulichem Umgang, von dem alten Freunde Scholtz, dem nunmehrigen preußischen Minister-Residenten in Frankfurt, von Otterstedt, der von Darmstadt häufig herüberkam, von Jassoy, Küpfer und Anderen mit Dienstbeflissenheit verehrt, hatte sie angenehme Tage verlebt, und in aller Kürze sich einen Gesellschaftskreis gebildet, wie er in Karlsruhe nicht möglich war. Sie konnte sich aller dieser Menschen nur rühmen, der einzige Küpfer machte eine

Ausnahme. Schon schriftlich hatte sie mir angedeutet, daß er unsern Briefwechsel, dem er sich wegen Postbeschleunigung als Zwischenträger erboten hatte, nicht so gewissenhaft besorge, als wir von ihm zu erwarten berechtigt waren, einer meiner letzten Briefe, der ihm als Einlage zugekommen, fand sich, als Rahel ihn von mir empfing, zwar wie gewöhnlich mit einer Oblate versiegelt, allein diese erwies sich beim Eröffnen noch naß, was nothwendig voraussetzte, daß der Brief unmittelbar vorher offen gewesen. Noch manches andere Mißfällige in Betreff seiner tauschten wir aus, und unser Urtheil war schnell gefällt, aber wir kamen überein, alles ungerügt und ihn glauben zu lassen, wir ständen zu ihm wie sonst, so daß wir uns sicherten und ihn der Täuschung preisgaben, — die richtigste Gegenwehr gegen solchen Klugdünkler, — an seiner eignen Arglist ihn zum Narren werden zu lassen.

Graf von Goltz bestürmte mich mit Fragen über die Verhältnisse in Berlin, ihm durft' ich aufrichtig sagen, wie ich die Sachen gefunden hatte, ein buntes Durcheinander, eine gränzenlose Verwirrung, die der Staatskanzler zur festen Ordnung zu bringen nicht mehr die Macht hatte. Daß diese Aufgabe möglicherweise für Wilhelm von Humboldt bewahrt sein könnte, wie man damals glaubte, war für Goltz eine sehr beunruhigende Aussicht; er und die Gräfin wünschten lieber die Verwaltung des Staatskanzlers fortgesetzt zu sehen, mit der sie doch ebenfalls unzufrieden waren, hauptsächlich aus dem aristokratischen Standpunkt, und ich empfing hier die Bestätigung dessen, was ich selber wahrgenommen und überdies aus Hardenberg's eignem Munde gehört hatte; sie gestanden mir, der ich doch gewiß in ihren Augen ein homo novus war, daß für die alten Familien mehr gethan werden, daß der vornehme Adel die ersten Stellen haben müsse, und ich hatte sogar von der Gräfin zu hören, daß Wilhelm von Humboldt doch nur ein parvenu sei, der bei Besetzung des Londoner Gesandtschaftspostens wohl einem Grafen von Maltzan hätte nachgesetzt werden sollen; dieser als bescheidener diplomatischer Anhängling schien den Ausbrüchen seiner Schwiegermutter doch selber einigen Zweifel entgegenzusetzen.

So sehr mich Goltz auch aufzuhalten suchte, und der Verkehr mit den Frankfurtern mich anzog, so durfte ich doch meine Rückkehr nach Karlsruhe nicht länger verschieben, und nur ein Unwohlsein Rahel's hielt mich noch einige Tage fest. Am 29. November trafen wir nach einer dreimonatlichen Abwesenheit wieder in Karlsruhe wohlbehalten ein.

Die badischen Sachen hatten in der Zwischenzeit bedeutende Fortschritte gemacht. Der wichtigste war ein neues vom Großherzog erlassenes Hausgesetz vom 4. Oktober 1817, wodurch die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Großherzogthums ausgesprochen und die Ordnung der Regierungsnachfolge festgestellt wurde; mit diesem Hausgesetz gleichzeitig erschien eine Staatsurkunde, welche die drei Söhne des Markgrafen Karl Friedrich, bisher Grafen von Hochberg, zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden erhob, und sie zur Regierungsnachfolge berechtigt erklärte. Mit unsäglicher Mühe und mit Aufbietung ihres ganzen, vereinigten Ansehens, hatten Reizenstein und Tettenborn den Großherzog zu diesem entscheidenden Schritte vermocht. Sie mußten dabei den alten Stolz überwinden, der sich weit über die Hochberge erhaben dünkte, und sie als einen geringeren Anhang des Hauses zu betrachten gewohnt war, sie hatten die Eifersucht der Markgräfin Amalia und selbst des Markgrafen Ludwig zu beschwichtigen, welche ihren Titel nun mit diesen halbächten Verwandten theilen sollten. Aber der Wechselfall, der diesem Vorschlage zur Seite stand, daß wenn dieser nicht angenommen würde, der Markgraf Ludwig sofort eine ebenbürtige Heirath eingehen und dem Lande Erben erzielen müßte, schien der gereizten Empfindlichkeit noch schwerer zu ertragen, und die Erhöhung der Hochberge wurde vorgezogen. Die ganze Maßregel war durchaus zweckmäßig, sie erschwerte die Theilungsgelüste Oesterreichs und Baierns, und zog ihnen die Hoffnung nahen Erlöschens der männlichen Nachkommenschaft im Hause Baden unter den Füßen weg. Die Maßregel war aber auch kühn, insofern sie ganz aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Vor- und Anfrage bei den großen Mächten und Verwandten, mit Entschlossenheit als Thatsache hingestellt war. Nur Rußlands Billigung

war aus früheren Verhandlungen so gut als gewiß anzunehmen. Auch suchten die Gegner sofort alles Mögliche hervor, um die Gültigkeit zu bezweifeln, sie wenigstens von fremder Zustimmung abhängig zu machen. Die Gesandten von Oesterreich und Baiern hielten sich zurück und schmollten; selbst der König von Würtemberg, ungehalten, daß man ihn, den nachbarlichen Freund nicht in's Vertrauen gezogen, rief seinen Gesandten auf einige Zeit nach Stuttgart. Die Großherzogliche Familie war anfangs erschrocken, Berstett und die meisten andern Staats- und Hofbeamten fürchteten, man sei zu weit gegangen und werde nicht durchdringen; Reizenstein und Tettenborn aber ließen sich nicht irre machen, und auf sie gestützt behielt auch der Großherzog Muth. Daß ich, dem der neue Titel schon größeres Ansehen gab, dem Geschehenen beipflichtete, und durch mein persönliches Urtheil gleichsam die Anerkennung Preußens auszusprechen schien, wurde für einen großen Gewinn erachtet, und der Großherzog dankte mir bei meiner Antrittsaudienz auf's lebhafteste für meine Theilnahme, meine Mitwirkung. Auf der Gegenseite jedoch war ich dafür um so schlimmer angesehen, und da diese unter den badischen Hofleuten selbst ihre Anhänger hatte, so waren diese gleich geschäftig mir durch kleine Ränke die neue Stellung zu verderben, was ihnen aber nicht gelingen konnte, da die Gunst, in der ich stand, schon zu gut befestigt war, und Berstett überdies mich für den weiteren Kampf, den er zu führen haben würde, als einen unentbehrlichen Bundesgenossen ansah.

Der würtembergische Gesandte war nicht mehr Gremp von Freudenstein, sondern, nachdem ein Herr von Wächter eine Zeitlang als Geschäftsträger angestellt gewesen, hatte der Graf Rudolph von Mülinen als Gesandter ihn abgelöst. Dieser war längere Zeit Adjutant des Königs als Kronprinzen gewesen, und galt für dessen Günstling; doch manche Stimmen aus Stuttgart versicherten, der König habe ihn zum Gesandten ernannt, um ihn aus seiner Nähe los zu werden. Da ich Denkwürdigkeiten schreibe, in denen auch untergeordneten Personen ausführlichere Zeichnung zukommen darf, so will ich einige Züge zu seiner Schilderung geben.

Eingenommenheit von sich selbst, und geschwätzige Darstellung seiner selbst, waren eigentlich das A und O seines Wesens; aber die Beigabe von Unwissenheit und Taktlosigkeit, welche jene Eigenschaften verstärkt, dürfte man sich ohne einige Beispiele schwerlich vorstellen. Gleich bei dem ersten Mittagessen, das der badische Minister ihm gab, spottete er aus vollem Halse lachend und in endloser Schwatzhaftigkeit über die kleinen Staaten, deren Truppenmacht höchstens eine Division bilde; aber Baden sowohl als auch Würtemberg befanden sich in demselben Falle, und der kleine Diplomat schien nicht zu wissen, wohin und woher er gesendet war. Dann fragte er, wo denn wohl die deutsche Bundesakte zu lesen sei, er müsse das Ding doch nun auch einmal ansehen. Eine Dame bat er um Verzeihung, daß er in ihrer Gegenwart das häßliche Wort „scheuslich" gebraucht habe, welches er freilich anders aussprach und daher auch anders ableiten mochte. Mit der selbstzufriedensten Miene sagte er: „Wenn man, wie ich, drei Feldzüge mitgemacht", und das Personen gegenüber, die deren zu fünfzehn und zwanzig zählten. „Als Musikkenner und Sänger kann ich das sagen", äußerte er bei anderer Gelegenheit, und als er einige Musiknoten lesen sollte, entschuldigte er sich, darauf sei er nicht eingeübt. „Die dunklen deutschen Philosophen, die ich gelesen", sagte er ein andermal, und als man unbefangen fragte, wen er meine, ob Fichte, Schelling, oder gar auch Kant, so erwiederte er vornehm ablehnend, ihrer Namen erinnere er sich gerade nicht! Wir hatten vielen Spaß von diesen unglaublichen Albernheiten, allein die schreckliche Langeweile, die sich der leeren Schwatzhaftigkeit anheftete, wurde durch jenen nicht aufgewogen. Der würtembergische Diplomat war lang und hager und erst dreißig Jahr alt, er konnte es noch weit bringen. Auch brachte er es weit genug in seiner Art, er wurde später Gesandter in Paris und blieb es viele Jahre.

Ich hatte dem Könige von Würtemberg das Ergebniß meines Aufenthalts in Berlin und meinen Entschluß in preußischen Diensten zu bleiben auf schickliche Weise mitgetheilt, so daß er nicht umhin konnte, mein Verhalten zu billigen, zugleich aber das Band, das mich an ihn knüpfen

sollte, nicht fallen ließ. Er schrieb eigenhändig an mich unter dem 10. Dezember: „Mit vielem Interesse habe ich die Nachrichten gelesen, welche in Ihren verschiedenen Briefen enthalten waren; ich begreife und billige ganz Ihre gegenwärtige Handlungsart, welche durch die Lage der Dinge Ihnen vorgeschrieben ist, mit gleichem Vergnügen werde ich übrigens unser bisheriges Verhältniß fortdauern sehen, welches ich für die Gegenwart wie für die Zukunft gleich nützlich und gut halte. Sollten es Ihre Verhältnisse erlauben uns hier zu besuchen, so werden Sie meinen Wünschen entgegenkommen, und Sie leicht dadurch die Ueberzeugung schöpfen, daß wir hier weit ruhiger leben, als man es dem Ausland glauben machen will! Wilhelm." Ich schrieb wegen der Erlaubniß zu einem solchen Besuche nach Berlin, und mußte die Antwort abwarten.

Die Großherzogin fand ich in Betrübniß und großer Sorge wegen des Großherzogs. Dieser war seit langer Zeit kränklich, und des düstern Argwohns, der in ihm deßhalb aufgestiegen, ist schon früher gedacht worden; allein seine ursprünglich kräftige Natur hatte bisher den Kampf noch mit Erfolg aufgenommen, und er konnte ganze Wochen und auch Monate zählen, in denen er sich verhältnißmäßig wohlbefand, auf die Jagd fuhr, den Truppenübungen beiwohnte, ja sogar die alten Vergnügungen genoß, die besonders in schon geschwächtem Zustand ihm verderblich sein mußten, aber freilich von nichtswürdigen Dienern unter immer neuen Reizen ihm dargeboten wurden. Seit dem Herbst aber war die Kränklichkeit bedeutender geworden, und wollte den sonst erprobten Mitteln nicht weichen. Ein unglücklicher Zufall war der Anlaß der Verschlimmerung, doch schwerlich die alleinige Ursache, der Großherzog hatte eine Fahrt im offenen Wagen gemacht, und von strömendem Regen überrascht weder einkehren, noch erlauben wollen, daß der Wagen so viel es ginge geschlossen würde; durchnäßt und erkältet kam er an, und mußte sich gleich zu Bette legen; die Krisen blieben unvollständig, und er kränkelte fort. Der russische Leibarzt Rehmann sprach von beginnender Brustwassersucht, doch die badischen Aerzte widersprachen,

und schoben die Wirkungslosigkeit ihrer Arzneien auf die Unmäßigkeiten des Kranken, der immer wieder den gewohnten Lüsten nachhing, worauf jedesmal ein Rückfall erfolgte. Man suchte diesen Zustand möglichst zu verbergen, der Großherzog wurde vermocht, bei jeder kleinen Besserung sich öffentlich zu zeigen. Mir aber vertraute die Großherzogin unter Thränen, daß sie in größter Sorge schwebe; Brustbeklemmungen, heftiger Husten, Krämpfe stellten sich häufig ein, Mißbehagen in allen Gliedern, Schwäche und Hinfälligkeit hörten gar nicht auf. Der Kranke war in düstrer Stimmung, er wurde immer träger und argwöhnischer. Niemand durfte seine Arzneien anrühren, er verschloß sie jedesmal, so oft er das Zimmer verließ; seinen Wein nahm er von Tettenborn, die Flaschen mußten versiegelt ihm gebracht und bei Tisch unter seinen Augen geöffnet werden, er kostete keine für ihn besonders bereitete Speise, er aß nur von den Gerichten, die er von Allen essen sah. Ihn zu erheitern, aufzurichten, war eine ungeheure Arbeit; die sanften Bemühungen der Großherzogin, der Eifer seiner nächsten Diener blieben wirkungslos, nur Tettenborn konnte ihn dahin bringen, die nothwendigsten Geschäfte zu vollziehen, bei günstigem Wetter auszufahren, einer unerläßlichen Audienz sich zu unterziehen; Tettenborn war wegen dieses Verhältnisses von Mannheim nach Karlsruhe gezogen, und sein Haus war das einzige, das der Großherzog bisweilen Abends besuchte. Sonst hielt er sich im engen Kreise seiner vertrauten Gesellschafter, des Oberstallmeisters von Geusau, der beiden Herren von Holzing, des Oberstlieutenants und des Forstmeisters, ferner des Oberkammerjunkers von Ende, seines alten Leibarztes Schrickel, ab und zu einiger Generale und Hofleute, die augenblicklich in Gunst waren. Zu diesem Kreise gehörte seit einiger Zeit auch ein Graf von Bohlen, früher preußischer Offizier, dann russischer, der sich eine Zeitlang im Tettenborn'schen Hauptquartier aufhielt und mir daher wohlbekannt war. In gewissem Sinne war er den berühmten preußischen Gendarmen-Offizieren beizuzählen, die vor dem Schlage von 1806 in Berlin das große Wort führten, und eine studentenhafte Ritterlichkeit mit Glanz darstellten, allein die letztere

theilte er doch eigentlich nicht, sondern verhielt sich zu ihr mehr wie ein Knappe. Sein Streben ging einzig auf Wohlleben, und in dem auf Speis und Trank bezüglichen war er das leibhafte Bild Fallstaff's, dem er auch an ruhmredigen großen Worten und an guter Laune glich; seine Meisterschaft in Behandlung der Spielkarten hatten ihm üble Nachrede zugezogen, die er aber wenig achtete. Dieser Mann war wie gemacht den Großherzog zu unterhalten, und schickte sich zu den andern Gesellen vortrefflich, die aber den fremden Eindringling nur ungern duldeten. Sein Vorrath von lustigen Geschichten war unerschöpflich, alle derben und meist unsaubern Anekdoten von alten preußischen Generalen trug er in der ursprünglichen Mundart vor, die auch die seine noch war, und wenn nichts mehr den Großherzog ermuntern konnte, so vermochte es noch der Graf von Bohlen, den er deßhalb auch zu seinem Kammerherrn machte und mit einem Jahrgeld bedachte, das freilich für die Bedürfnisse des gierigen Genießers nicht ausreichte. Die Großherzogin mußte froh sein, einen solchen Ermunterer bei dem mißmuthigen Kranken zu wissen, allein der kleine Gewinn kostete hohen Preis; was den Andern ein lustiger Scherz war, wurde für sie zu tödtlicher Langerweile, ja nicht selten zum beleidigenden Aergerniß, denn sie durfte sich diesen Gesellschaften nicht ganz entziehen, und war meist in ihnen die einzige Frau. Sie litt unsäglich, und klagte darüber schmerzlich gegen Rahel, der sie einst mit dem Ausdruck der Verzweiflung sagte: „Oh plaignez-moi, chère Madame de Varnhagen, je sais déjà par coeur, malgré que j'en aie, toutes les grossièretés de vos vieux généraux prussiens!" Unter den Gesellschaftern des Großherzogs zeichneten sich übrigens die beiden Brüder von Holzing durch wirkliche treue Anhänglichkeit an die Person ihres Fürsten vortheilhaft aus.

Von der Krankheit des Großherzogs durfte so wenig als möglich gesprochen werden; die Markgräfin Amalia ließ nicht merken, daß sie von dem traurigen Zustand ihres Sohnes vollkommen unterrichtet war; eben so wenig der Markgraf Ludwig, dem jedes Wort darüber als eine Hoff-

nung auf die nahe Erbfolge wäre gedeutet worden. Die beiden anwesenden Schwestern des Großherzogs, Königin Friederike von Schweden und Prinzessin Amalia von Baden, konnten ihre besorglichen Gefühle nicht ganz unterdrücken, sie näherten sich auch der Großherzogin deßhalb, welche dies Entgegenkommen liebreich aufnahm; allein die Kälte der Markgräfin Mutter unterdrückte die freundlichen Wallungen bald wieder. Man war einmal übereingekommen, der Hof solle ein fröhliches Ansehen haben, und man versprach uns einen glänzenden, gesellschaftreichen Winter. Angesehene Fremde, wie der französische General Graf Lagarde, der preußische General von Ende, Bruder des badischen Hofmanns, aber diesem äußerlich wie innerlich durchaus ungleich, einige mediatisirte Fürsten und Grafen, die mit dem Hof unterhandelten, so wie Goloffkin, Rehmann und Ludwig Robert, trugen zur Belebung das Ihrige bei. Von den Mediatisirten machte sich besonders der junge Fürst von Fürstenberg bemerkbar, der eine Art geistreicher Fröhlichkeit zeigte, die zwar meist nur oberflächliches Sprudeln war, aber einem Manne seiner Klasse als Genialität angerechnet wurde. Seine kluge Mutter, die schon auf dem Wiener Kongresse mit männlichem Muth, aber geringem Erfolg die Sache der Mediatisirten verfochten hatte, war auf den Gedanken gekommen, die politischen Vortheile, welche im Streite gegen die regierenden Häuser nicht zu erlangen waren, im Anschließen an dieselben zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sollte ihr Sohn die junge Gräfin von Hochberg heirathen, und was hiebei noch den Schein einer Mißheirath haben konnte, mußte durch die eben stattgefundene Erhebung der Familie Hochberg glücklicherweise schwinden. Der junge Fürst befand sich demnach in Karlsruhe auf Freiers Füßen, und war darum nur um so beeiferter aufgenommen und gefeiert. Zu den Weihnachts- und Neujahrsfesten kam von Stuttgart auch Herr von Küster mit seinen beiden Töchtern, und wir beschlossen das ablaufende Jahr in herkömmlicher Weise, wobei doch manche dunkle Sorge drohend im Hintergrunde stand.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Stuttgart. Baden.

1818.

Die Erhebung der Grafen von Hochberg zu Markgrafen von Baden war eine Maßregel, an deren Gültigkeit dem Großherzog alles gelegen sein mußte. Nicht nur der Zweck, Land und Regierung dem eigenen Hause zu erhalten, forderte dies, sondern auch das persönliche Ansehen des Fürsten, der eine solche Machthandlung einmal unternommen hatte. Desto mehr fiel es auf, daß bei den nächsten Anlässen gleich mancherlei geschah, was in dem Großherzog die Neigung verrieth, die kaum erhobenen Markgrafen wieder etwas hinabzudrücken. Am Neujahrstage machten die badischen Generale und Offiziere dem alten Markgrafen Ludwig herkömmlich ihre Gesammtaufwartung, den neuen Markgrafen durften sie nur jeder einzeln ihre Glückwünsche bringen. Der Prinzessin Amalia Christina war in ihrem besondern Erhebungspatent nicht wie ihren Brüdern ausdrücklich der Titel Hoheit beigelegt worden, doch gab ihn ihr jedermann, und zum 7. Januar, dem Tag ihrer Verlobung mit dem Fürsten von Fürstenberg, kam dieser Titel auch in die für die Zeitungen aufgesetzte Anzeige; doch der Großherzog wurde noch rechtzeitig davon benachrichtigt, und der Minister von Berstett selbst mußte eiligst in die Druckerei gehen, um die Hoheit wieder auszustreichen. Zur Verlobungsfeierlichkeit wurden die Gesandten gar nicht eingeladen, wohl aber zu der darauf angesagten

Glückwünschungskour; auf den Einspruch aber, welchen der hannöversche Gesandte von Reden mit unnöthigem Eifer machte, daß er noch nicht ermächtigt sei, die neuen Titel anzuerkennen, ließ Berstett auch diese Einladung wieder fallen, und erklärte sie für einen Irrthum des Hoffouriers. Der Großherzog freute sich, sowohl seinen Verwandten als dem mediatisirten Fürsten bei dieser Gelegenheit einige Demuth aufzuerlegen, ja selbst die eigenen Brüder der Prinzessin hielt er von der Feierlichkeit zurück, indem er gerade zu der für diese bestimmten Stunde sie zu sich beschied, und sie in gleichgültigen Gesprächen die Zeit versäumen ließ; nur der jüngste Bruder durfte der Schwester zur Seite sein. Da man dem Grafen Goloffkin zutraute, er würde sich über alle Bedenken wegsetzen und zur Kour fahren, so hielt ihn die Markgräfin Mutter absichtlich bei der Mittagstafel so lange auf, bis es zu spät war. Durch solche Jämmerlichkeiten, die schnell bemerkt und gierig aufgegriffen wurden, handelte die Großherzogliche Familie gegen ihren eigenen Vortheil, und wirkte dem Zweck, den sie doch sonst wollte, möglichst entgegen. Der Neid mißgönnte schon, was er eben selbst gegeben hatte, und vielleicht hätte die wachsende Reue den Widerspruch von außen sogar gern benutzt, um das Gewährte zurückzunehmen, wozu manche Höflinge schon eifrigst riethen. Es gehörte die vereinte Kraft Reizenstein's und Tettenborn's und der ganze Trotz ihrer Standhaftigkeit dazu, um das Werk gegen solch elende Triebfedern und Einflüsterungen und zugleich gegen die Angriffe von außen siegreich zu behaupten. Indeß blieb den neuen Markgrafen aus diesen Kleinlichkeiten lange Zeit ein gedrücktes, peinliches Verhältniß, in welchem sie die neue Würde tragen mußten und doch nicht hervorheben durften, immer in ängstlicher Besorgniß anzustoßen und zu mißfallen. Es ist wahr, ihr Naturell kam ihnen zu Hülfe, und so leisteten sie in dieser traurigen Rolle des sich Unterduckens und Vernichtens das Unglaubliche.

Das ganze Hofleben in Karlsruhe bestand ohnehin fast nur in kleinlichen Eifersuchten und Rücksichten. Die verschiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerschaft thaten fast nichts, als einander gegenseitig beobachten, über jede

Handlung oder Rede Gericht halten, die vermeinten oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, so lebte man unausgesetzt in kleinem Krieg, der indeß, weil er sorglichst im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Lustigkeit eines offenen Gepränkels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgestellte Netze und Fallen, kleine Listen und Tücken, denen allen zu entgehen fast nicht möglich war, und freilich kaum auch der Mühe werth, denn was schadete es am Ende, wenn man einigen Abfall in den Händen der Leute ließ, den sie gierig erschnappten, und den man selber doch nur zum Wegwerfen bestimmt hatte? Die Fremden nun erst recht brauchten sich gar nicht um dies Wesen zu kümmern, sobald sie nur den Muth hatten sich darüber wegzusetzen. Aber angenehm konnte die Hofgesellschaft unter diesen Umständen nie werden.

Die Großherzogin Stephanie that ihr Möglichstes, dem Karlsruher Leben etwas mehr Trieb und Munterkeit zu geben; sie wünschte den Großherzog zu erheitern, und nebenher auch die Gerüchte zu widerlegen, daß seine Gesundheitsumstände Besorgniß einflößten. Dem letztern Zweck stimmte er selbst eifrig genug bei, er hätte gar zu gern seinen Gegnern den Verdruß angethan, sich in wenn auch nur geheuchelter Rüstigkeit sehen zu lassen; allein wenn es zur That kommen sollte, überwog doch allzustark das Gefühl der wirklichen Unlust und Schwäche, und er hielt sich zurückgezogen. Ein paarmal brachte man ihn mit Mühe an die Tafel und an den Spieltisch bei Hoffesten, allein der Eindruck seiner Gegenwart war kein vortheilhafter, und alle Lieblichkeit und Beeiferung der Großherzogin konnten nicht hindern, daß sein Mißmuth und seine Verdrossenheit sichtbar wurden. An einem Maskenball theilzunehmen war er nicht zu bereden, man glaubte, daß er insgeheim die Besorgniß hegte, ihm könnte bei solcher Gelegenheit etwas geschehen; man mußte sich begnügen, unter der Hand auszustreuen, er sei dennoch gegenwärtig, und wolle nur nicht anerkannt sein, um desto sicherer die Andern zu beobachten. In aller Bekümmerniß und Sorge, welche dabei auf die Großherzogin

fiel, mußte sie den Schein davon möglichst entfernen, und während sie den Gatten kaum ohne Nachtheil allein lassen durfte, weil er selbst ungern sie vermißte und auch wirklich nur einzig durch sie noch einige Haltung empfing, hatte sie öffentlich die arglose Fröhlichkeit vorzustellen, zu der Jugend und Verhältnisse sie berechtigten. Sie that dies mit vieler Grazie und schönstem Erfolg. Ein Maskenzug von mehr als fünfzig Gestalten aus Goethe's Dichtungen, wozu die schönsten Anzüge und Ludwig Robert's sinnreiche Reimsprüche aufgeboten waren, gab dazu die günstigste Gelegenheit. Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldigendes zu sagen, sie antwortete jeder unvorbereitet in anmuthigster, geistreichster Weise, sagte jeder etwas Passendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, solchen Aufwand, der des größten und feinsten Hofes würdig gewesen wäre, an solch rohes Volk vergeudet zu sehen, wie die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren. Von dieser Rohheit hatten wir erst kürzlich ein abscheuliches Beispiel erlebt. Auf einem Museumsball, wo Adel und Bürger gemischt waren, die jungen Edelleute daher gern als solche durch Uebermuth sich bemerklich machten, hatte ein Gardelieutenant von Schilling beim Weintrinken gegen andere Offiziere geprahlt, er werde dem ersten besten der Anwesenden, dessen Gesicht ihm mißfiele, das volle Glas Wein, das er in der Hand hielt, in's Gesicht gießen; und als ihm ein eben Eintretender dazu bezeichnet wurde mit dem Bemerken, daß er es bei dem wohl nicht wagen werde, wollte er nicht hinter seinem Worte zurückbleiben, und that wie er gesagt hatte. Der Getroffene, durch hinzugefügte brutale Anrede belehrt, daß hier nicht Versehen, sondern Absicht walte, griff zur nächsten Wehr und drang auf den Thäter los, aber im entsetzlichen Lärm, der sich sogleich erhob, hatte die Menge sie schon getrennt und die Kameraden schafften den Frevler eiligst fort. Der Beleidigte war Apollonius von Maltitz, Sohn des früheren russischen Gesandten und Legationssekretair des jetzigen; er hatte nie den geringsten Handel, nicht einmal nähere Bekanntschaft mit Schilling gehabt. Auch nüchtern setzte dieser seinen tollen Uebermuth fort, und verweigerte jede Genugthuung, wobei er darauf trotzte, daß er

schon viele Zweikämpfe glücklich bestanden hatte, wogegen Maltitz jetzt seinem ersten entgegensah. Die Empörung über die sinnlose Rohheit war allgemein, verlangte jedoch nicht sowohl, daß der Bösewicht nach Gebühr gestraft, als vielmehr, daß er gezwungen würde, sich mit dem Beleidigten zu schlagen. Einstweilen saß er in Haft auf der Schloßwache, sowohl um ihn persönlich sicher zu stellen, als um ihm die Einwilligung zum Kampf abzudringen. In solcher Verkehrtheit der Begriffe waren selbst der russische Gesandte Graf Golofkin und der eigene Vater des Beleidigten befangen, sie forderten fürerst nur, daß der Beleidiger sich stellte.

Der Karlstag, am 4. Februar wurde glänzend genug gefeiert, wenn man nur auf das Aeußere der Festlichkeit sah; doch all der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung und Artigkeit, konnten den Eindruck nicht überwinden, daß solch ein kleiner sich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kehricht des Adels und dem Moder früheren Geltens zusammengebracht, in unserer Zeit doch ein abgeschmacktes Ding sei! Peinlich für Alle, für die sogenannten Herrschaften wie für das Gesinde, hat das ganze Wesen längst keine Bedeutung mehr: von Macht, Ehre und Annehmlichkeit ist kaum noch ein Schein vorhanden, und diejenigen Theilnehmer, in denen noch einiger Verstand und Karakter übrig geblieben, sind die entschiedensten Verächter des Bodens, auf dem sie leben, und von dem sie doch nicht lassen können. Mit welcher Wuth äußerte bei solcher Gelegenheit einst Herr von Blittersdorf gegen mich, daß er als Kammerjunker am Hofe helfen solle Gedränge zu machen, und wie bitter klagte er ein andermal, daß er ohne Einladung geblieben sei! Niemand sah dies Jämmerliche, Lügenhafte und Gleißnerische des Hofwesens tiefer ein, niemand litt mehr von der Schlechtigkeit solcher Umgebung, als die Großherzogin, sie sprach ihren Unwillen und Ueberdruß oft in geflügelten Worten gegen mich aus, und beklagte ihr Loos, das sie verurtheilt habe, dieser unfruchtbaren Oede nie mehr entfliehen zu können. Bei öffentlichen Anlässen sprach sie

gern und meist länger mit mir als den Andern recht war, aber stundenlange Unterredungen ergaben sich ungestört und ohne Aufsehen bei ihrer Oberhofmeisterin Gräfin Walsch, wo sowohl die politischen Anliegen und Besorgnisse als auch die Erinnerungen aus dem früheren Leben, besonders die bei Frau von Campan verlebte Zeit mit unbefangener Aufrichtigkeit besprochen wurden. Dem großen Reize, mit der Adoptivtochter Napoleons über den Verbannten auf St. Helena zu reden, durfte nur mit Vorsicht gefolgt werden; der Gegenstand berührte zu tief die empfindlichsten Wunden des eigenen Geschicks, und es gehörte ein mehr als gewöhnliches Vertrauen dazu, die widerstreitenden Empfindungen offen darzulegen, die in sich selber noch keineswegs zum Abschlusse gekommen waren. Stephanie war in der tiefsten Ehrerbietung für den Kaiser aufgewachsen, sein Ruhm und Glanz hatten früh ihre Seele erfüllt, später sie selbst emporgehoben in diesen Strahlenkreis; die persönliche Nähe konnte den Zauber dieser Eindrücke beträchtlich mindern, Züge von Rohheit, von niederer Denkart, prägten sich dem jugendlichen Sinne tief ein; die schlechte Behandlung, die Verstoßung der Nächsten, der Kaiserin Josephine, der Geschwister Beauharnais, die besonders auch ihre Nächsten waren, hatten Stephanien hart berührt, zu manchem Unwillen aufgeregt, aber den Feldherrn und Machtherrscher, vor dessen Dräuen die Welt erzitterte, durfte die staunende Bewunderung seiner täglich erneuten Thaten und Wirkungen dem Bereiche solcher Familienvorwürfe dann wieder weit entrücken. Als mit seinen Fehlern auch seine Unglücksfälle zunahmen, und endlich seine Macht furchtbar zusammenbrach, hatte die bekümmerte Theilnahme für den Bedrängten, in dessen Sturz alle seine Angehörigen mehr oder minder den eigenen sehen mußten, die Oberhand über die sonstigen Mißstimmungen gewonnen, und sein Geschick auf der einsamen Insel erweckte die heißesten Mitgefühle. Doch die Größe des Unglücks führte von selbst auf die Betrachtung der Ursachen desselben zurück, und da konnte die Wahrheitsliebe nicht verhehlen, daß maßlose, blinde Selbstsucht und freche Menschenverachtung diesen Ausgang mit Gewalt herbeigezwungen hatten. Das Urtheil über den

Menschen war demnach kein günstiges, wollte jedoch den Helden und seinen Ruhm nicht Preis geben, am wenigsten solchen Gegnern, in denen der Haß zu überwiegen schien. Als ein solcher galt ich denn auch, und es dauerte längere Zeit, es bedurfte näheren Austausches der Meinungen und Ansichten, ehe sich die Großherzogin sicher genug glaubte, ihre eigenen zwiespältigen Gesinnungen in Betreff Napoleon's mir völlig zu enthüllen.

Der Fürst von Hardenberg war am Schlusse des vergangenen Jahres in die preußischen Rheinlande gekommen, um diese schwierige, mit dem preußischen Staat schwer in Einklang zu bringende Provinz näher einzusehen und zu ordnen. Die Bewohner standen ihren altpreußischen Staatsgenossen an höherer Bildung nach, aber keineswegs an Kraft und Thätigkeit des gemeinen Lebens, in Freiheitsgewöhnung und Selbstgefühl waren sie ihnen voraus; sie sträubten sich gegen das neue Beamtenwesen, das überall anstieß, sie hielten fest was aus den Erträgen der französischen Revolution sich bei ihnen eingebürgert hatte, besonders die Rechtspflege, die man ihnen auch lassen mußte. Zudem war die Mehrzahl katholisch, und die kirchlichen Verhältnisse, welche unter der Kaiserherrschaft sehr kleinlaut gewesen, machten gegen die preußische Regierung die unbequemsten Forderungen geltend. Der Staatskanzler war allerdings der Mann, der hier viel mildern und versöhnen konnte, er machte verschiedene Anordnungen, die ihm Neigung und Vertrauen gewannen, besonders vertröstete er die Rheinländer auf die neuen großen Staatsformen, durch welche ganz Preußen in nicht ferner Zeit eine neue Stufe seiner geschichtlichen Entwickelung betreten werde. Doch das Streben in dieser Richtung war hier schon regsamer, als in den alten Landen. Der feurige Görres in Koblenz hatte mit kluger Umsicht bereits eine Adresse an den König zu Stande gebracht, die mit Tausenden von Unterschriften versehen dem Staatskanzler durch eine Abordnung aus allen Ständen öffentlich überreicht werden sollte. Der Fürst erkannte die Mißlichkeit eines solchen Auftrittes recht gut, besaß aber Muth und Freisinn genug, um alle Gefahren, die damit verknüpft sein möchten, persönlich zu bestehen.

Die Uebergabe der Adreſſe geſchah am 12. Januar auf dem Schloß Engers und wurde durch die Kühnheit und das Talent des Sprechers, der kein anderer als Görres ſelbſt war, und durch die ſichere Gewandtheit Hardenberg's, der obſchon überraſcht doch die Probe trefflich beſtand, zu einer parlamentariſchen Verhandlung ganz eigenſter Art. Eine vorlaute Stimme verkommener Anmaßungen war ſchnell zum Schweigen gebracht und ſogar Görres ſtand an treffenden Aeußerungen und zeitgemäßem Freiſinn gegen Hardenberg zurück. Dieſer hatte durch ſein rühmliches Beſtehen dieſer heißen Angelegenheit außerordentlich in der Meinung gewonnen, und die Rheinländer bezeigten ihm laut ihren Beifall. Doch Görres war mit dem Erfolg, der ſich innerhalb der nächſten Umgebung hielt, nicht zufrieden, ſondern warf den ganzen Hergang auf den Schauplatz der allgemeinen Oeffentlichkeit. Dies that er durch die berühmte Schrift, welche als Bericht für die Theilnehmer gegen Mitte Februars im Druck erſchien. Hier wurden die gewechſelten Reden ausführlich mitgetheilt, deren maßvollen Andrang ein gluthvolles Nachwort von Görres gleichſam zum Sturm erhob. Nun erſt bekam die Sache ihre volle Bedeutung. Ungeheures Aufſehen machte die Schilderung eines Vorgangs, der als etwas ganz Neues, Unerhörtes in Deutſchland überraſchen, in Erſtaunen ſetzen mußte. Von Berlin her kamen bald finſtre Mißbilligungen, ſtrenge Verwarnungen an die Behörden, dergleichen bedenkliche Dinge nicht mehr zu geſtatten, der Staatskanzler ſelbſt mußte Vorwürfe und Mahnungen hinnehmen, gegen die ſeine hohe Stellung ihn nicht ſchützte. Der König richtete ſogar an die Gemeinde Hatzenport, von der ihm zufällig bekannt wurde, daß ſie ſich geweigert an der Adreſſe Theil zu nehmen, ein öffentliches Belobungsſchreiben, das der Gemeinde ſolche Triebfedern ihres Weigerns unterſchob, an die ſie gar nicht gedacht hatte, und ihr nur eine ſchlimme Berühmtheit auflud, daß man längere Zeit hindurch einen Menſchen politiſcher Gleichgültigkeit und trägen Stumpfſinns einen Hatzenporter nannte. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland erregte die Schrift einen Sturm von Beifall, die mächtigſte Aufregung, alle Partheien ſuchten ſie

zu ihrem Vortheil auszulegen, denn Görres hatte seinem lichtvollen Freisinn doch örtliche dunkle Schatten beigemischt, die von hierarchischen und aristokratischen Eiferern laut gepriesen wurden. Um den richtigen Eindruck zu verstärken, und die helleren Vorstellungen Hardenberg's im Gegensatze der dunkleren von Görres als preußische hervorzuheben — denn wir wollten alles Gute und Kräftige gern dem Wohl und der Ehre des Staates zurechnen — schrieb ich einen kritischen Aufsatz, der ohne meinen Namen in der Jenaischen Litteraturzeitung erschien, und den mehrere Zeitblätter nachher wiedergaben. Görres war, wie ich später hörte, mit diesem Aufsatz wenig zufrieden, besonders weil ich die Stände als politische Körperschaften nicht gelten ließ; auch der Staatskanzler, welcher wieder nach Berlin zurückgekehrt und ängstlicher geworden war, soll ihn mißbilligt haben; beides war mir damals so gleichgültig, wie es mir jetzt ist; ich hatte nur mir, keinem Andern zulieb geschrieben.

In diese Zeit fällt die Erledigung einer Sache, die schon lange hoffnungslos war und doch kein Ende absehen ließ. Ein Apotheker Löfaß in Danzig hatte während der letzten Belagerung den dort in Besatzung liegenden badischen Truppen Arzneien im Betrage mehrerer tausend Thaler geliefert, allein die versprochene Zahlung nicht erhalten. Danzig war inzwischen wieder preußisch geworden, und die Wittwe des Apothekers rief die Hülfe der preußischen Regierung an. Seit vier Jahren erneuerte sich in kurzen Zwischenräumen regelmäßig die Anforderung, jedesmal kräftig unterstützt von dem preußischen Ministerium, aber jedesmal eben so kräftig von der badischen Behörde zurückgewiesen; diese erklärte, daß nicht Baden, sondern Frankreich zur Zahlung verpflichtet sei, weil die badischen Truppen dort nicht selbstständig, sondern ein Theil der französischen Besatzung gewesen seien, wie denn auch der französische Kommandant für alle Bedürfnisse der Truppen die nöthigen Ausschreibungen habe ergehen lassen. Dies war in Betreff jener Arzneien nicht richtig, denn die badischen Truppen waren von den französischen Behörden vernachlässigt und ohne Arzneien geblieben, sie hatten im eigenen Namen die Arzneien angesprochen und erlangt. Dies

war alles erwieſen und zugeſtanden, aber die Zahlung wurde gleichwohl beharrlich abgeſchlagen. Wenn eine neue Anregung eintraf, zuckte Herr von Küſter verächtlich die Achſeln, und meinte, das Miniſterium ſolle die nutzloſe Verwendung doch endlich fallen laſſen. Auch mir war ſie ſchon läſtig genug geworden, aber ich wollte ſie doch nicht voreilig aufgeben. Vielmehr beſchloß ich einen ganz neuen Weg zu verſuchen. Ich wandte mich an den badiſchen Kriegsminiſter General von Schäffer, einen Mann, der von der Pike auf gedient hatte, und ſich eines biedern Soldatenherzes rühmte. Ich ſtellte ihm vor, daß außer dem förmlichen Sachverhalt, den die diplomatiſchen Geſchäftsleute feſthielten, hier ein anerkannt thatſächlicher walte, der dem treuherzigen Kriegsmann einleuchten werde; es ſtehe doch einmal feſt, daß badiſche Truppen jene Arzneien verlangt und auch wirklich erhalten hätten, ſie allein hätten den Nutzen davon gehabt, ihrer Verpflichtung habe der Apotheker vertraut; wenn es wieder zu ähnlichen Verwickelungen komme, ſolle es dann heißen, nein dieſen Truppen darf man nichts ohne baares Geld geben, denn ſie halten ihr Wort nicht? Mit ſolchen Reden bracht' ich den wackern Mann dahin, daß er mir in großer Aufregung die Hand darauf gab, er wolle beim nächſten Vortrag, ohne mit Herrn von Berſtett vorher zu ſprechen, dem Großherzog den Antrag machen, die Zahlung aus eigner Entſchließung zu bewilligen. Nun war die Sache ſo gut wie gewonnen. Um noch ſicherer zu gehen, verſchaffte ich mir Zutritt beim Großherzog, und ſagte im Allgemeinen ſo viel von der Sache, als nöthig ſchien, um ihn günſtig zu ſtimmen. Als Schäffer mit ſeinem Antrage kam, fand er den Weg ſchon vorbereitet, und alles wurde bewilligt. Berſtett war anfangs ſtutzig, aber da ihm dergleichen ſogenannte Unterthanenſachen im auswärtigen Miniſterium höchſt gleichgültig waren, ſo wandte er nicht viel ein. Die Forderung erlitt zwar einige Minderung, aber in billiger Weiſe, und eine anſehnliche Summe wurde bewilligt und ſofort ausgezahlt. Die Wittwe hatte längſt alles verloren gegeben, das Miniſterium in Berlin nie die geringſte Hoffnung gehabt. Ich erhielt von erſterer einen Dankbrief, von letzterem ein Belobungsſchreiben, und Herr

von Jordan drückte mir noch besonders seine beifällige Bewunderung aus, daß mir ein solches Kunststück gelungen sei. Dieser Erfolg ist einer der wenigen, die ich in meiner kurzen diplomatischen Laufbahn gehabt habe, vielleicht der einzige, der mich ganz gefreut und mir nie Reue gebracht hat; schon um deßwillen durft' ich ihn nicht unerwähnt lassen.

Ich hatte von Berlin die Erlaubniß erhalten, dem Könige von Würtemberg auf seine Einladung meinen Besuch zu machen. Gegen Ende Februar fuhr ich daher nach Stuttgart. Sonderbar genug, fand ich hier Schwierigkeiten mich dem König anzumelden. Der preußische Gesandte meinte, ich müßte mich an den Generaladjutanten des Königs wenden, dieser trug Bedenken, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorzugreifen, ein Hofmarschall glaubte, der König werde schon wissen, daß ich angekommen sei, und ich brauchte nur abzuwarten, daß er mich rufen ließe. Da mir aber meine Zeit kostbar und ich solcher Weitläufigkeiten überdrüssig war, so entschied ich mich kurz, und schrieb im Gasthof einige Zeilen an den König, die ein Lohndiener im Schloß dem dienstthuenden Adjutanten mit dem dringenden Gesuch schleuniger Beförderung abgeben mußte. Augenblicklich kam die freundliche Antwort, und gleich darauf ein Wagen mich abzuholen. Der König empfing mich in seinem Kabinet, und nachdem er über die Absperrung gescherzt, in welcher die Hofdiener ihn halten wollten, ging er gleich zu ernsten politischen Gesprächen über. Die Lage von Frankreich wurde sorgsam erwogen, die von Deutschland mit jener verglichen, unsere Hoffnungen, unsere Gefahren an's Licht gezogen. Er sprach seinen Unwillen gegen die lähmende Behandlung aus, die allen deutschen Angelegenheiten am Bundestag zu Theil werde, er klagte deßhalb vorzüglich Oesterreich an, dessen schwächliche Furcht und altvererbte Tücke alle deutschen Länder auf das geringe Maß von Leben und Licht zurückführen wolle, das sogar ihm nicht mehr genüge. Wie anders sei dagegen Preußen! aber freilich nur das Volk, in welchem

überall frische Thätigkeit und kräftiges Fortschreiten sei; die Regierung habe nur das Gute, dies ruhig geschehen zu lassen, und mitunter zu befördern, wenigstens durch Schulen und technische Anstalten; für die so nöthige Entwickelung Deutschlands aber scheine von Preußen nichts zu hoffen, der Staatskanzler habe zwar große Plane gehabt, setze jedoch nichts mehr durch, könne den Einfluß von Rußland und Oesterreich nicht abwehren, und müsse die höhere Politik der Sinnesart des Königs Preis geben, der auf Freudschaft jener beiden Mächte gestützt und ihrem Gange sich anschließend die Ruhe seiner Regierung am besten gesichert glaube; leider aber sei dadurch nicht nur das Ansehen des Staates sondern auch seine Selbstständigkeit in Zweifel gesetzt, und alles was Preußen in Deutschland für dessen und sein eignes Beste zu wirken habe, traurig gehemmt. „Ich habe das genug erfahren müssen, sagte er, so oft ich in Berlin irgend eine Anregung versuchte, wenn sie auch noch so sehr dem Vortheil Preußens und seiner Neigung entsprach, wurde mit größtem Bedauern auf St. Petersburg oder Wien hingewiesen, wo ich denn freilich durch mich selber Zugang genug hatte, und Preußen nicht weiter bedurfte.“ Solche Erörterungen unter vier Augen waren unverfänglich, besonders da keinen Augenblick bezweifelt werden konnte, wie gut alles gemeint war. Ich erzählte dem Könige darauf die näheren Umstände meines letzten Aufenthalts in Berlin, und legte ihm die Gründe vor, die mich bestimmten, die angetragenen Dienste in Würtemberg fürerst auszuschlagen; er selbst wollte die Zukunft mir ausdrücklich offen halten, und meinte, es könnten in der Folge sich andere Gründe finden, als die heutigen. Nachdem über manche Verhältnisse und Personen, besonders auch die badischen, noch allerlei Sachdienliches verhandelt und der Besuch dadurch ungewöhnlich ausgedehnt worden, hatte ich eiligst noch der Königin aufzuwarten, und dann zur Mittagstafel mich einzufinden. Das Gespräch konnte hier nicht so ungezwungen sein, wie unter vier Augen, aber bewegte sich dennoch mit vieler Freiheit; die Königin hielt mit scharfen Urtheilen, die man anderswo kühn hätte finden müssen, gar nicht zurück, und zeigte in allen den durchdringenden Verstand, der

ein Hauptzug ihres Wesens war. Ueber Rußland, den Staat, das Volk, gab sie überraschende Belehrungen, wie sie anderswoher kaum wären zu erlangen gewesen; die Alleinherrschaft habe dort, meinte sie, in der Natur der Dinge eine feste Gränze, die zwar auf einzelnen Punkten leicht überschritten, aber im Wesen fortbestehe und nie aufgehoben werden könne; die Größe des Reichs und seine dünne Bevölkerung, die Macht und das Ansehen der Vornehmen, dann die republikanische Verfassung der Dorfgemeinden, alles dies breche die Willkürmacht des Zaren, und gestatte eine Freiheit des Lebens, die wir dort schwerlich voraussetzten; bei ihrem Bruder nun gar, dem Kaiser Alexander, fügte sie hinzu, könne man nicht beklagen, daß er zu viel Macht, sondern nur, daß er zu wenige besitze, um seine menschenfreundlichen Gesinnungen und wohlwollenden Absichten ganz nach seinem Willen zu verwirklichen. Das große Thema der Verfassung, das auch in jenen Tagen die Gemüther dringend beschäftigte, kam nun zur Verhandlung, und ich scheute mich nicht, meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Grundformen, so wie meine Vorliebe für einheitliche, nicht in zwei Kammern getheilte, Volksvertretung auszusprechen. Ueber das Mehr oder Minder der hier zu bestimmenden Verhältnisse, Zuständigkeiten oder Schranken wurde lebhaft hin und her gestritten, wobei sowohl der König als die Königin sich zu den freisinnigsten Grundsätzen bekannten. Die Hofleute nahmen an dem Gespräch keinen Theil, und schienen dasselbe langweilig, wohl gar verfänglich zu finden. Nach aufgehobener Tafel sagte mir der König vertraulich, er sei ganz meiner Ansicht, daß nur Eine Kammer richtiger sei, als deren zwei zu haben, allein bei der Zusammensetzung seines Landes müsse er für seine Fürsten und Grafen eine besondere Kammer einrichten, wäre es auch nur, um sie unschädlich zu machen, denn für sich allein bedeuteten sie wenig, säßen sie aber mit den Bürgern und Bauern zusammen, so übten sie auf diese einen unwiderstehlichen Einfluß, das gemeine Volk sei leider so knechtisch und eitel, daß es sich zur Ehre rechne, von so vornehmen Herren sich beschwatzen zu lassen. Hiegegen konnt' ich nichts einwenden, und habe wohl später aus ähnlichen

Gründen des Ortes und Augenblickes, mich für die Zweitheilung entſcheiden müſſen.

Ich beſuchte nach der Tafel Herrn von Küſter, den ich ziemlich verſtimmt und faſt gereizt fand. Dies wurde nur ſchlimmer, als ich erwähnte, der König habe mir geſagt, er rechne auf mich, ſo lange ich in Stuttgart ſei, jeden Mittag und jeden Abend. Herr von Küſter ſah ſich nun gemüßigt mir zu ſagen, daß er das Benehmen ſeiner Majeſtät gar nicht in der Ordnung fände, denn geſchweige, daß es dem Geſandten zukomme, einen ausgezeichneten Landsmann bei Hofe vorzuſtellen, ſo knüpfe ſich daran auch der Gebrauch, daß falls eine Einladung geſchähe, dieſe auch dem Geſandten zu Theil werde. Der König ſcheine hieran nicht zu denken, und thue ihm durch ſolche Zurückſetzung den größten Schaden, ſowohl bei den andern Geſandten als auch bei den Stuttgartern, und er würde ſich unfehlbar darüber beſchweren, wenn ihn nicht die Ueberlegung zurückhielte, daß auf die Unterſtützung unſeres Hofes in ſolchen Fällen nicht zu rechnen ſei, man würde ihn nur grauſam im Stich laſſen, wie dies ſchon mehrmals ihm und auch Andern geſchehen ſei; einem preußiſchen Geſandten bleibe nur übrig, Ungebühr und Kränkung in der Stille zu verſchlucken und nach Hauſe gar nicht zu melden. Ich ſuchte den armen Mann zu begütigen, indem ich ihm begreiflich machte, hier walte offenbar ein Ausnahmsfall, der durch ein ganz perſönliches Verhältniß gerechtfertigt ſcheine, übrigens aber möge er mir nicht anrechnen, was ich weder herbeizuführen, noch zu verhindern im Stande ſei. Dem unglücklichen Diplomaten aber, der um ſo ſtrenger auf ſeine hohe Würde hielt, als er aus bürgerlichen Kreiſen zu ihr emporgeſtiegen war, hätte es gar nicht zu viel gedünkt, wenn ſeiner Empfindlichkeit die ganze Macht Preußens ſich herausfordernd zur Seite geſtellt hätte.

Ich eilte zu meinen Freunden. Ludwig Uhland war mir über alles theuer, ſein herrliches Talent, ſein ſtrenger, redlicher Sinn, ſtanden mir in höchſtem Werth. Aber die Kargheit ſeiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das ſchwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugſamer Anhänger des altwürtembergiſchen Rechts, als

Mitglied einer heftigen Opposition, mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen, und lebte in beschränkter Zurückgezogenheit. Mich sah er mit einigem Mißtrauen an, mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürtembergischen Parthei, wohin auch meine Verbindung mit Cotta, ja mit Justinus Kerner mich zu stellen schien, und in der That konnte ich den Eigensinn jener Parthei nicht billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich schätzte. Wir stritten alles durch, was diese verwickelte Verfassungsfrage betraf, meinen allgemeinen Ansichten hielt er stets das besondere Recht entgegen, ich seinem Rechtsbewußtsein die Forderungen des größeren Zusammenhanges, der fortgeschrittenen Zeit; natürlich bekehrte keiner den andern, allein wir erkannten, daß wir zu demselben Ziele strebten, und daß die Verschiedenheit der Wege unserer Liebe nicht Eintrag that. Durch solche Erörterungen allein gelang es auch Uhland in Feuer zu bringen und sein reiches Innere zu klarem Redefluß aufzuschließen.

Mit frohem Behagen hatte ich Auguste Brede wiedergesehen, und widmete ihr gern die meisten der Stunden, die ich erübrigen konnte. Sie stand an der Stuttgarter Bühne in großem Ansehen, wurde als Künstlerin hoch verehrt, und war auch wegen ihrer sonstigen Anmuth und Bildung allgemein beliebt und geschätzt. Daß sie einem hohen Staatsbeamten befreundet, gewisse ihr von höchstem Ort gemachte Anträge unbedenklich zurückgewiesen, wurde ihr zur größten Ehre angerechnet. Ihre Wohnung und Einrichtung war geschmackvoll, man fand angenehme Gesellschaft, alles hatte ein gefälliges, heitres Ansehen. Aber am besten war es doch, wenn es sich traf, daß wir allein blieben, da hatten wir viel Vertrauliches auszutauschen, Neues mitzutheilen, Altes hervorzurufen, und so sehr war Rahel in unsern Gesprächen Ausgang und Ziel, daß sie beinah als gegenwärtig gelten konnte.

Durch Uhland wurde mir noch eine besondere Ueberraschung zu Theil. Ich wünschte doch auch das Theater in Stuttgart zu besuchen, und lud Uhland ein mich dahin zu begleiten. Er stutzte, machte allerlei Ausreden und zeigte

eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, desto mehr wich er zurück, ich stellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils genommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegenheit sei, ein paar Stunden ungestört zusammen hinzubringen; er gab dies zu, bestand aber auf seiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, sich mit mir öffentlich zu zeigen, ob seine Partheigenossen es ihm mißdeuten könnten? Da nahm er sich ein Herz und sagte: „Nein, das ist es nicht. Aber wir können im Theater nicht beisammen sein, denn du wirst mit mir nicht auf den schlechtern Platz gehen wollen, sondern auf den ersten, und da kann ich nicht hin." Erstaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrschen, daß im Theater solche entwürdigende Standesunterschiede geboten seien? — „Geboten nicht, erwiederte er, aber so durchaus gebräuchlich, daß es entsetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede sein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge sähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir sind zu stolz, um mit den Vornehmen, mit denen, die sich solche dünken, zusammen sein zu wollen." Nun aber, im Unwillen über diese schmähliche Einrichtung, bestürmt' ich ihn erst recht, ihr verachtend zu trotzen, ich meinerseits rechnete es mir zur Ehre, dazu als Hülfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufsehen mache, so sei es mir nur um so lieber. Uebrigens sei nichts einfacher, er begleite seinen Freund, der gleich ihm diese Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch sicher für ihn zu behaupten wissen werde. Nach langem Zaudern entschloß er sich mit mir zu gehen, und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu sehen, im Publikum sehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwischenakte in meiner Loge besuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Beflissenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorstellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das sich aber schnell in lächelnde

Höflichkeit versteckte und dem Dichter sogar einige Schmeicheleien eintrug.

Den Bruder Justinus Kerner's, früheren General und jetzigen Geheimrath von Kerner, fand ich in der festen Ueberzeugung, daß mein Eintritt in würtembergische Dienste nächstens bevorstehe, und demgemäß versuchte er sich mit mir als künftigem Genossen freundlich zu verständigen und auf guten Fuß zu setzen; als ich ihm aber die ernstliche Versicherung gab, daß ich in meinen bisherigen Verhältnissen bliebe, merkte ich wohl, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, und nun wurde er erst recht herzlich und vertraulich. Die Altwürtemberger, zu denen sich Kerner zwar politisch nicht hielt, aber durch Geburt gehörte, waren schon seit langer Zeit von dem Uebergewicht der Fremden gedrückt, die sich in den kleinen Staatsdienst an den besten Stellen eingenistet hatten, und mit Seufzen sahen sie, daß dieser Uebelstand, der unter der vorigen Regierung geherrscht, auch unter der jetzigen, die doch in so vielen andern das Gegentheil von jener sein wolle, leider fortdauern werde. Diesen Wink ließ ich mir nicht verloren sein, und hätte mein Entschluß früher wanken können, er wäre jetzt der allerfesteste geworden.

Ich übergehe die vielen andern Bekanntschaften, die ich hier wie im Fluge zu machen oder zu erneuern hatte, ich fand kaum die nöthige Zeit zur eiligen Begrüßung, die meist auch schon den Abschiedsbesuch miteinbegreifen mußte, denn der König und die Königin nahmen mich unausgesetzt in Anspruch. Die Mittagstafel beschränkte durch die Zahl der Theilnehmer das Gespräch auf gewöhnliche Gegenstände, doch an den Abenden, wo nur wenige oder auch keine Hofleute zugegen waren, durfte die Unterhaltung sich desto freier ergehen. Die Königin hatte von Ländern und Völkern, von Staats- und Lebenseinrichtungen eine Kenntniß, die in Erstaunen setzte, ihre Aeußerungsweise war gefällig und klar, ihr Urtheil fast immer von hoch oben her in den Kern der Sache treffend. So kannte und durchschaute sie denn auch Personen und deren Beziehungen mit geübtem Scharfblick. Ueber die Staatsmänner des Wiener Kongresses, besonders über den Fürsten von Metternich, kamen Bemerkungen vor,

die ihnen sehr peinlich wären anzuhören gewesen; ich versuchte zwar Einwendungen, aber die Königin beharrte nur um so fester in ihrer Meinung, daß die meisten dieser Berühmtheiten sehr schwache Leute seien und eine nähere Beleuchtung nicht aushielten. Sonst ertrug sie Widerspruch sehr gut, ließ sich über eigne Irrthümer gern berichtigen, und behandelte fremde mit Nachsicht. Ein Gespräch über Belgien, das ich im letzten Herbst besucht hatte, brachte die wenigste Gelegenheit zum Widerspruch, sie war mit allen Eindrücken, die ich von dorther zurückgebracht, bekannt und einverstanden. Am ergiebigsten sprach sie von Rußland und russischen Personen, doch hatte sie für die meisten nur Tadel, eine Ausnahme machte der Fürst Kosloffskii, von dem sie rühmte, er habe in einem wüsten Weltleben eine geniale Unschuld zu bewahren gewußt. Die Stunden, in solcher Unterhaltung zugebracht, eilten im Fluge dahin; nicht weniger anziehend und gewinnreich waren die, welche ich Vormittags im Kabinette des Königs zubrachte; er zeigte mir Depeschen und Denkschriften, sprach von seinen Absichten am Bundestage, und wie diesem verpfuschten Wesen noch etwa abzuhelfen sein möchte, von seinen Verfassungsmühen in Würtemberg, vor allem aber wurde die Lage Badens der Gegenstand sorgfältiger Ueberlegung. Der König bekannte frei, ihm sei weniger daran gelegen, daß Baden erhalten werde, als daran, daß Baiern sich nicht auf dieser Seite vergrößere, hierin aber liege genügender Grund, ihn zum treuen Verbündeten Badens zu machen, obschon man es ihm dort wenig anerkenne und danke. Dagegen gestand er, daß sein eigener Ehrgeiz auf Vergrößerung wo nicht seines Landes, doch seines Ansehens und seiner Wirksamkeit gehe, und daß er glaube, die Zukunft trage noch viele Umwälzungen in ihrem Schooße, die ihn nicht unvorbereitet treffen sollten; den Anspruch als Oberbefehlshaber eines deutschen Kriegsheers einst im Feld aufzutreten, sprach er offen aus. Als Ergebniß von allem was ich sah und hörte war mir klar, daß es dem Könige, und noch mehr seiner Gemahlin, eigentlich in Würtemberg zu enge sei, daß sie das Land nur als den festen Grund betrachteten, von welchem aus zu weiteren Dingen zu gelangen. Einem Kö-

nige, der sich Feldherrnberuf zutraute, einer Königin, welche sich nach Rußland angehörig fühlte, Enkelin der großen Kaiserin Katharina war, und den kinderlosen Kaiser Alexander zum Bruder hatte, konnten diese weiteren Dinge sich in vielfacher Gestalt, und wie als größte so auch als glaublichste vorstellen. Für mich konnte die Verbindung mit der Stätte, wo solche Kräfte sich bethätigen wollten, nur angenehm und nützlich sein, sie standen mit meinen Verpflichtungen nicht in Widerspruch, noch weniger mit meinen Wünschen, für beide ließ sich im Gegentheil von daher mancher Gewinn hoffen. Ich ging daher willig auf das Anerbieten des Königs ein, daß er mir als seinem politischen Freund fernerhin sein besonderes Vertrauen schenken und auf mich rechnen wolle.

Die kurze Frist, die ich mir für den Aufenthalt in Stuttgart gesetzt, war schnell abgelaufen. Ich beurlaubte mich bei dem König und der Königin, die mir die schmeichelhaftesten Aeußerungen auf den Weg mitgaben. Meine Freunde bedauerten, daß ich so schnell wieder abreiste, dagegen hatte Herr von Küster das größte Vergnügen davon, es war leider das einzige das ich ihm machen konnte! Meine Anwesenheit hatte ihn wie ein Alp gedrückt; er glaubte sich durch die Auszeichnung, die mir widerfuhr, in Schatten gestellt, verhöhnt, in seiner Eigenschaft als Gesandter beeinträchtigt, nicht ein einzigesmal war er mit zur Tafel geladen worden! Dabei wollte er jedoch den Anschein vermeiden, als sei er mit mir gespannt, es sollte vielmehr aussehen, als geschähe alles im traulichsten Einverständniß; er drang mir ein Mittagsmahl mit Gewalt auf, er gab mir zu Ehren einen Ball, aber auch hierin ging es ihm schlecht, denn nur auf Augenblicke konnte ich an beiden Theil nehmen, und mußte schon im Beginn wieder abgehen, weil ich auch zum Könige gerufen war. Er that mir leid, aber ich konnte die Sache nicht ändern, und war nur bemüht, es meinerseits an Aufmerksamkeit und Beachtung nicht fehlen zu lassen.

In Karlsruhe fand ich große Verwirrung und Angst. Die politische Lage schien von Tag zu Tage sich nur zu verschlimmern, die Führung der Geschäfte war ohne Einheit, der russische Gesandte von Anstett schrieb aus Frankfurt

vergebens, man müsse thätig sein, der Großherzog siechte trüb und lässig hin; Reizenstein, Tettenborn, konnten ohne ihn nichts thun, Berstett war ohne Halt und Richtung. Zum Unglück machte der russische Gesandte Graf Golofkin eben jetzt Eröffnungen seines Kabinets, die dem badischen Hofe zwar allen Schutz zusagten, aber diesen an Voraussetzungen und Bedingungen knüpften, welche nichts weniger als beruhigend waren. Man gab sich einen Augenblick dem Eindruck hin, daß Rußland seine Gunst von Baden abziehe und zu Baiern wende. Man beschloß, nun Preußen dringender anzusprechen, und Berstett begab sich zu diesem Zweck anfangs des März nach Engers, wo der Fürst von Hardenberg noch weilte. Auch in Wien hoffte man bessere Stimmung zu erwecken, und Herr von Blittersdorf sollte dort sein Heil versuchen, wurde jedoch noch zurückgehalten, weil man nicht recht wußte, wie eigentlich sein Auftrag zu stellen wäre. Die Versicherungen, welche ich aus Stuttgart brachte, waren unter diesen Umständen sehr willkommen, aber man konnte sich nicht entschließen, durch unmittelbare Anknüpfung den guten Willen zu befestigen und in Thätigkeit zu setzen. Daß aber etwas geschehen müsse, daß Baden nicht schweigend über sich dürfe verfügen lassen, sondern, den Höfen wie der öffentlichen Meinung ein kräftiges Lebenszeichen zu geben habe, das fühlte jederman. Im gewöhnlichen Gange der Geschäfte war nichts auszurichten, auch befanden sich diese in der Hand Berstett's, die wenig Geschicklichkeit zeigte, einen aufgefaßten Gedanken gut und folgerecht durchzuführen. Da kam Reizenstein auf den Einfall, der Großherzog müsse geradezu seinen Schwager, den König von Baiern, persönlich angehen, ihm die drohende, raubsüchtige Stellung gegen Baden vorhalten, und nachdrücklich den Willen kund geben, auf dem eigenen Recht unbeugsam zu bestehen. Wunderbar genug fand der Vorschlag den Beifall des Großherzogs, und er ließ sich bewegen, das folgende Schreiben nach München abzusenden:

Sire!

Ce n'est qu'avec peine que je prends le parti d'entretenir V. M. d'une affaire qui doit répugner à ses senti-

mens particuliers autant qu'elle affecte les miens; mais la force des circonstances m'ordonne de rompre enfin un silence que ma délicatesse m'a fait garder trop longtems peut-être.

Depuis trois ans je me trouve menacé de me voir dépouiller d'une partie de mes états, et tandis que mon pays faisait les plus grands efforts pour me mettre à même de soutenir d'une manière efficace et honorable la dernière lutte pour l'indépendance de l'Allemagne, mes alliés cherchent à m'arracher mes plus belles provinces et disposent de mon vivant de ma succession. Je crois avoir prouvé à l'univers dans les différentes négociations qui ont eu lieu l'insuffisance des motifs dont on veut colorer cette violation de mes droits les plus sacrés, et l'opinion publique a déjà prononcé dans ma cause avant même de connaître toute l'étendue de l'injustice dont je dois être la victime.

Si mon âme se navre en voyant des Puissances, qui ont déclaré à la face de l'univers n'avoir pris les armes que pour détruire l'arbitraire et établir en Europe un système politique basé sur les principes de la morale, s'abandonner aux faux raisonnemens qu'on leur présente, au point de permettre qu'on veuille acquitter leurs dettes avec des provinces qui m'appartiennent, et dont j'ai acheté la conservation au prix du sang de mes sujets, quelle douloureuse sensation ne doit elle pas éprouver en appercevant mes plus proches parens à la tête de ceux qui cherchent à m'écraser, non contents d'accepter mes dépouilles, provoquer encore l'éxécution des mesures auxquelles ils n'auraient jamais dû donner leur assentiment.

Ma réflection se perd quand je cherche à combiner les démarches offensives et continuellement renouvellées du cabinet de V. M. avec les témoignages d'affection qu'Elle ne cesse de me donner. Il m'est absolument impossible de séparer dans une circonstance aussi grave le gouvernement de son chef, au point de trouver dans

l'un mon parent et mon ami, tandis que l'autre se montre mon ennemi le plus sanglant.

En dernière analyse, je vous dois, Sire, ma profession de foi! il est tems que cela finisse d'une manière ou de l'autre, et je dois déclarer à V. M. que, me croyant plus qu'acquitté des engagemens que j'avais contractés, tant par les efforts que mon pays a faits pour la cause commune, que par les dernières propositions conciliatoires énoncées en mon nom par mon Ministre à Francfort; je suis irrévocablement décidé à ne plus rien y ajouter.

Je ne m'aveugle point sur la situation dans laquelle je me trouve; rien ne m'étonnera, je suis préparé à tout, mais je vous préviens, Sire, que si l'on avait le projet de m'arracher par la force ce que l'on n'obtiendra jamais de bon gré, j'appelle à mon recours l'opinion publique, et V. M. trouvera difficilement un allié plus puissant.

J'en ai dit assez au Roi, l'effusion de mon cœur exige que j'ajoute encore un mot à mon beaufrère et ami. Je vous conjure donc, Sire, par les liens du sang qui nous unissent, faites cesser une négociation qui depuis trop longtems fixe les regards inquiets de l'Europe et qui par l'adoption du principe sur lequel elle se base, pourrait avoir des suites non moins dangereuses pour V. M. que pour moi.

Je suis etc.

Carlsruhe le 13. Mars 1818.

(Signé) Charles.

In München war man nicht wenig durch eine solche Ansprache überrascht, faßte sich aber schnell, und schon nach zwei Tagen erließ der König die nachstehende Antwort:

Monsieur mon Frère et Beaufrère.

J'ai reçu avec autant de surprise que de peine la lettre que V. A. R. vient de m'adresser, et je ne saurais assez Lui exprimer combien elle a excité toute ma sensibilité.

Vous connaissez, Monsieur mon Frère et Beaufrère, les transactions publiques et particulières, qui se sont succedées depuis 1813. Votre Ministre des affaires étrangères a été témoin des conventions arrêtées à Paris entre les quatre Puissances signataires du traité de 1815, il sait que j'y ai été étranger; le mémoire que mon Ministre a remis à cette occasion est consigné dans les actes publics. Nous avons tous loyalement combattu, Monsieur mon Frère et Beaufrère; les troupes allemandes ont rivalisé d'efforts, l'intérêt général n'en a pas moins commandé des sacrifices, je les ai portés de concert avec plusieurs des principaux membres de la fédération.

Si les missions de V. A. R. sont bien instruites, elles Lui auront fait connaître que la marche que j'ai suivie depuis deux années, est entièrement conforme aux sentimens qui nous unissent, que loin de provoquer des mesures à Son égard, je me suis fait la loi d'attendre dans le silence le règlement d'intérêts, dont dépend la conclusion de l'acte qui doit fixer les destinées de l'Europe.

Je ne me permettrai point de faire une observation à V. A. R. sur le parti qu'Elle a adopté; c'est à Elle à juger dans Sa sagesse Sa position, et ce qu'enseigne l'intérêt bien entendu de Sa maison et de Son peuple; quelles que soient les événemens, ils n'influeront jamais sur les sentimens personnels qui m'attachent à un parent, qui me sera toujours cher, et ils ne sauront jamais porter atteinte à l'amitié et au tendre attachement que je porte à V. A. R. et avec lequel je suis etc. . .

Munich, le 15. Mars 1818.

(Signé) Max Joseph.

Beide Schreiben liefen bald in Abschriften um, und wurden in den Kreisen der Höfe und Diplomaten sehr verschieden beurtheilt. Die Gegner Badens thaten halb erzürnt, halb mitleidig; der arme Großherzog sei auch hier wieder, meinten sie, wie gewöhnlich übel berathen gewesen, und

Baiern habe den argliſtigen Streich mit rüſtiger Kraft ſiegreich zurückgeſchlagen. In Karlsruhe ſelbſt ließen die zaghaften Leute ſich dies einreden, und meinten die Sache wäre beſſer unterblieben; auch Berſtett, der inzwiſchen von Engers zurückgekommen war, ſchien dieſer Meinung, und klagte bitter, daß er von allen Seiten deßfalls Tadel und Beſchämung zu ertragen habe. In der That ſchien die Wirkung der Sache innerhalb des Halbgeheimniſſes, in dem ſie ſchwebte, ſo gut wie verloren; es kam darauf an, ſie in andern Schwung zu bringen. Ich ſtellte dies durch Tettenborn dem Großherzog vor, und nachdem ich mich ſeiner Zuſtimmung verſichert hatte, ſandte ich beide Schreiben, kurz und gut nach Hamburg zum Abdruck in der dortigen Zeitung, deren Herausgeber mir hinſichtlich der Verſchwiegenheit ſicher war. Einmal abgedruckt im Hamburger Korreſpondenten, erſchienen dieſe Schreiben nun bald aller Orten, wie ein Lauffeuer gingen ſie durch alle Zeitungen des In- und Auslandes, in franzöſiſcher, in engliſcher Ueberſetzung waren ſie zu leſen, man wußte kaum noch wo ſie zuerſt an's Licht getreten. Das Aufſehen war ungeheuer, die Wirkung übertraf alle Erwartung. Die Oeffentlichkeit gab ein anderes Maß für das hier ausgeſprochene Recht, als die ziſchelnden Höflinge und lauſchenden Diplomaten. Von allen Seiten ſprach die Macht der Meinung zu Gunſten Badens und wider Baiern, drang unabweisbar in die höheren Kreiſe, erſchütterte die Kabinette. Jetzt fühlte man in München Verlegenheit und Beſchämung, und zwar um ſo mehr, als man nicht zweifelte, die unangenehme Veröffentlichung ſei nur durch die Unvorſichtigkeit des Königs Max Joſeph veranlaßt, der in ſeiner leichten Art die vertrauliche Mittheilung zu weit ausgedehnt habe. Das Geheimniß, wie die beiden Schreiben in den Druck gekommen, blieb ſtreng bewahrt, die Entdeckung würde mir allerdings den herbſten Verdruß zugezogen haben, die wenigen Eingeweihten wußten das, und hätten um keinen Preis mich bloßgeſtellt. Ich allein hatte die Sache einem Freunde vertraut, mit dem ich alles dahin Einſchlägige zu beſprechen pflegte, dem Geheimrath Friederich. Doch von ihm erhielt ich eine Gewähr des Schweigens, wie ſie nicht

besser gewünscht werden konnte. Einige Monate später, schon ziemlich in den Sommer hinein, als der Lärm wegen jener Briefe am größten war, und die Leute sich den Kopf zerbrachen, wer den Frevel wohl begangen habe, ging ich eines Nachmittags mit Friederich im Schloßgarten spaziren, und als nach manchem andern Gegenstand auch jene Vermuthungen zur Sprache kamen, richtete er unerwartet an mich die Frage, ob denn wirklich zu glauben sei, daß von München die Veröffentlichung ausgegangen sei? Ich sah ihn zweifelnd an, gewahrte aber mit Erstaunen, daß er das ihm Anvertraute wirklich nicht mehr wußte, er fragte ganz einfach, in seinen Zügen lag die unbefangenste Aufrichtigkeit. Ich hatte Geistesgegenwart genug, ihm meine Ueberraschung zu verbergen, und sein Vergessen eines Geheimnisses, das auch ihm von größter Wichtigkeit sein mußte, dadurch zu bestrafen, daß ich es ihm nicht zum zweitenmal vertraute, sondern ihn nun wirklich ausschloß. Ich beantwortete seine Frage mit einer ausweichenden Redensart, lenkte auf andere Dinge ein, und wir setzten unsern Spazirgang harmlos fort. Ich nahm es als ein gutes Glück hin, daß ein solches Geheimniß aus unsichrem Gewahrsam wieder in engeren Verschluß zurückgekehrt war. Denn wer dergleichen leichtsinnig vergessen konnte, der konnte es auch bedachtlos ausplaudern. Unsicher aber war der sonst erprobte Freund erst geworden, seit eine wachsende Liebesneigung jeden andern Antheil in ihm zurückdrängte und abstumpfte; er hatte das ihm Anvertraute nur äußerlich vernommen, ohne auf den Inhalt zu achten.

Die katholischen Kirchenangelegenheiten waren in den vieljährigen Kriegsstürmen theils bedrängt worden, theils verwahrlost, und die Geistlichkeit hatte im Gefühl ihrer Unmacht, sich in beides seufzend gefügt. Nachdem aber Napoleons Gewaltreich zusammengebrochen, der Pabst wieder in Rom eingesetzt und der allgemeine Waffenlärm verstummt war, hatten auch sofort die Streiter der Kirche sich wieder geregt, und erhoben nun mit täglich verstärktem Nachdruck die alten Ansprüche, die ein großer Theil der Welt schon für gänzlich erloschene hielt. Die politischen Veränderungen hatten frühere Zustände, auf welche Forderungen der katholischen Kirche sich

gründeten, völlig verwischt, die weltlichen Einrichtungen waren für sich allein mächtig vorgeschritten, und sie mußten weit zurückgehen, wenn sie jenen wieder irgendwie sich verknüpfen sollten. Eigentlich gehörte es zu den Aufgaben des Bundestages die neuen Verhältnisse der katholischen Kirche für ganz Deutschland zu ordnen, allein man hatte sich schon überzeugt, daß dies eine der Sachen sei, die der Bundestag nie angreifen würde. Die Regierungen insgesammt waren darin einig, daß etwas für die Kirche geschehen müsse, und alle zeigten sich bereit, ihr durch billiges Uebereinkommen neuen festen Bestand und zweckmäßige Wirksamkeit zu sichern. Aber sie wollten dabei nach Gefallen und Laune verfahren, jede sich ihre besondern Vortheile ausmachen, nicht durch Annahme von Grundsätzen gebunden sein. Von den zahlreichen katholischen Staaten im alten deutschen Reiche waren eigentlich nur noch Oesterreich und Baiern als selbstständige Mächte übrig, und diese verschmähten es, mit den andern in Gemeinschaft zu treten. Während also diese für sich allein sorgten und eigene Verhandlungen mit Rom führten, blieben die kleinen katholischen und die mittlern und kleinern protestantischen Staaten sich selbst überlassen. Da setzten wohlgesinnte, durch Kenntniß und Stellung berufene Männer den Vorschlag durch, die protestantischen Regierungen möchten sich zu allgemeinen Grundsätzen vereinigen, nach denen die katholische Kirche in Deutschland möglichst unabhängig von Rom und möglichst deutsch nach altem Recht und Brauch wiederherzustellen wäre. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf die starke Mitwirkung Preußens, das vor allen andern Staaten berufen schien, ein solches Werk durchzuführen. Allein sie fanden hier nur schwankende Unentschiedenheit und zaghaftes Zaudern. Das Unternehmen kam daher nur in kleinerem Maßstabe zur Ausführung. Die Beauftragten von Würtemberg, Baden, beiden Hessen und Nassau kamen in Frankfurt am Main zusammen und wurden über die Hauptpunkte der gemeinsamen Angelegenheiten bald einig. Die Ergebnisse ihrer Berathung wurden in Protokollen niedergelegt, die zum Druck befördert und ohne eigentliche Veröffentlichung doch vielfach ausgetheilt ein nicht geringes Aufsehen machten. Man erkannte

mit Erstaunen, wie leicht diese verworrenen Dinge zu ordnen, welch tüchtiges Werk hier zu schaffen sei, sobald nur die richtige Einsicht mit Muth und Ernst sich der Sachen annehme.

Doch je freudiger die Deutsch- und Freigesinnten diesen Arbeiten zustimmten, desto heftiger zürnten und widerstrebten die Ultramontanen. Sie konnten durch offnes Entgegentreten nichts ausrichten; die alten anerkannten Kirchengesetze wurden genau befolgt, die wirklichen Rechte des Pabstes gewahrt, nur den vielfachen Mißbräuchen und Anmaßungen sollte ein Ziel gesetzt werden; diese jedoch waren für die Ultramontanen gerade die Hauptsache. An Höfen und in hohen Regierungskreisen waltet immer eine stille Vorliebe für die hemmenden unfreien Strebungen, und es war leicht, nicht nur katholische, sondern auch protestantische Stimmen für das Ansehen des Pabstes, wenigstens gegen dessen Widersacher zu gewinnen; man machte geltend, der Pabst sei in neuerer Zeit der natürliche Verbündete der Fürsten, ihre Macht hänge mit der seinen zusammen, und schließlich sei es rathsamer mit einem geistlichen Oberherrn im fernen Rom sich abzufinden, als im eigenen Lande einen kleinen Pabst zu haben. Diese Neigungen und Gründe walteten auch in Berlin, und man sah vornehm auf die Frankfurter Berathungen hinab. Allein ihre Wirkung beunruhigte, und man fand doch nöthig, sich mit diesen Gegenständen näher zu beschäftigen, die Lage der Dinge richtig zu übersehen. Der Kultusminister von Altenstein schrieb zu diesem Zweck an mich, und wünschte von mir Auskunft, wie es sich damit verhalte. Die Sachen waren mir wohlbekannt, ich hatte sie vielfältig durchgesprochen, namentlich mit Wessenberg, der im Januar aus Rom zwar unverrichteter Dinge aber doch glücklich zurückgekommen war, und dessen dort gescheiterte Angelegenheit mit dem neuen Unternehmen sehr nahe zusammenhing. In diesem Sinn antwortete ich dem Minister, und weil mein Verkehr mit ihm nur ein vertraulicher war, so durft' ich ihm ohne Scheu meine ganze Ansicht mittheilen, die ihn jedoch weniger aufklärte, als erschreckte, denn bei seiner Kenntniß der Stimmung, die am Hof und in den höchsten Stellen herrschte,

konnte seiner Aengstlichkeit nicht einfallen, von meinen Aeußerungen irgend einen Gebrauch zu machen. Späterhin hatte ich auch amtlich, auf besondere Aufforderung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, über denselben Gegenstand zu berichten. Ich lieferte eine Folge von Denkschriften, in denen ich auf's neue die Thatsachen und die Ansichten darlegte, die ich schon an Altenstein geschrieben hatte; meine Ausdrücke waren mit Bedacht ruhig und gemessen, wurden in Berlin aber doch zu stark gefunden. Einen besondern Aufsatz, der die Frage, ob der protestantische Staat die katholische Geistlichkeit durch Grundbesitz ausstatten solle, entschieden verneinte, schrieb ich zu meinem Vergnügen noch besonders, und ließ ihn ohne Namen in Luden's Nemesis abdrucken. Durch die Ränke der Gegner, die Lauheit und das Schwanken der Regierungen, blieben diese Sachen unerledigt; die Frankfurter Berathungen gingen ein ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die wir an sie geknüpft hatten. Die Krisen, welche damals mit geringer Anstrengung glücklich zu wenden waren, wurden späterer Zeit aufbewahrt, wo sie den Staat unheilvoll verwirrten und zuletzt ganz in seinen Nachtheil ausschlugen. So lassen fast immer die Mißgeschicke, welche im Verlauf der Zeiten die Staaten und ihre Häupter treffen, sich als die Folge von Versäumnissen erkennen, welche der Leichtsinn, die Schwäche, oder die Gewissenlosigkeit früher verschuldet hat.

Ein anderer Gegenstand, mit dem ich mich zu beschäftigen hatte, reihet sich hier wie gerufen an. Die Franzosen hatten bei ihren vieljährigen raschen Kriegszügen und oft langwierigem Aufenthalt in den eroberten Ländern die Hülfsquellen derselben in jeder Art ausgebeutet, dabei auch das Eigenthum vieler Privaten, Körperschaften und Anstalten, bisweilen aus Noth, meist aber aus habsüchtiger Willkür, gewaltsam angetastet und verbraucht. Alle Klagen der Verletzten, wie alle Vorstellungen ihrer Regierungen mußten vor der Gewaltherrschaft, die dergleichen befahl oder zuließ, verstummen. Auch der erste Pariser Frieden hatte diese Anliegen nicht berücksichtigt. Beim zweiten Pariser Frieden aber waren sie zur Sprache gebracht und für diese gerechtesten

aller Forderungen ein Ersatz bedungen worden, zu dessen Feststellung und Vertheilung eine gemischte Kommission unter dem Vorsitze des Herzogs von Wellington in Paris verblieb. Wie alle Geldsachen zog auch diese die sogenannten Geschäftsmänner herbei, Unterhändler und Vermittler, deren eifrige Betriebsamkeit den ursprünglich Berechtigten manchen Schaden zufügte, ohne daß die Ansprüche an Frankreich dadurch sich minderten; die zuletzt als gültig anerkannten betrugen ungeheure Summen. Die Franzosen, schwer gedrückt von den Bedürfnissen des hergestellten Königthums, von den Leistungen für die verbündeten Heere, von den Kriegszahlungen an die fremden Mächte, schrien heftig über die neue Last dieser ihnen auferlegten Privatentschädigungen. Sie hatten indeß die verschiedenen Zahlungen eine Zeitlang geleistet, als ihnen, es hieß mit Wellington's Zustimmung, die Hoffnung eröffnet wurde, den Nachlaß der noch ungezahlten Rückstände zu erlangen. Sie fanden zuerst günstiges Gehör beim russischen Kaiser, auf dessen eindringliche Fürsprache auch Oesterreich und Preußen ihre Zustimmung gaben. Für Preußen war die Sache von größter Wichtigkeit, ihm standen verhältnißmäßig die größten, die gerechtesten Rückforderungen zu; auch hatte schon die öffentliche Stimme hier einige Geltung erlangt, und die Regierung scheute sich mit ihr zu sehr zu brechen, der Unwillen über die Bedingungen des Friedens war im Volk und Heer noch immer laut, und nur jene Bestimmung wegen der Privatforderungen mäßigte einigermaßen den Tadel. Unter diesen Umständen hieß es der preußischen Regierung eine harte Zumuthung machen, gerade jene bereits rechtlich feststehenden Forderungen zu verletzen, auch die altherkömmliche Fürsorge für Recht und Wohl der Unterthanen that in den Behörden selber lebhaft Einspruch. Allein der König meinte dem Kaiser Alexander nichts abschlagen zu können, und aus Gefälligkeit für seine Verwendung wurde das Opfer gebracht, das Recht und Wohl der Unterthanen Preis gegeben. Aber nun sollten auch die mittlern und kleinen Regierungen zustimmen, und Preußen mußte sogar mitwirken, dies zu erlangen. Ich wurde beauftragt, die Einwilligung des Großherzogs von Baden anzufordern. Ein wirklicher

Widerstand, ein entschiedenes Nein, war hier völlig undenkbar, ich brauchte keinen persönlichen Eifer aufzuwenden, die Sache kam durch ihre natürliche Schwere ganz von selbst zu Stande. Bald hatten alle Regierungen eingewilligt, und den Franzosen wurden ungeheure Summen nachgelassen. Die Verkürzten, Beschädigten, mußten sich darein ergeben. Die Verstimmung, welche dies Verfahren erzeugte, war jedoch ungeheuer, die Regierungen sanken allgemein in der Achtung, um so mehr, als in der Folge diese gekürzten Entschädigungen von einigen Regierungen nochmals gekürzt und dann erst nach jahrelangem Hinzögern den Betheiligten ausgezahlt wurden, man aber zugleich erfuhr, daß große Ueberschüsse geblieben, mit denen als herrenlosem Gute nach Belieben geschaltet worden. Der empfindliche Ruck, den damals die Mächtigen durch Willkür und Eigennutz in der öffentlichen Meinung erlitten, wird nicht außer Rechnung zu lassen sein, wenn spätere Vorgänge zur Beurtheilung kommen. Gewiß ist es, daß im Verlauf der nächsten dreißig Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden die meisten deutschen Fürstenhäuser große Reichthümer gesammelt haben, als deren erster Stamm und Grund die Summen zu betrachten sind, welche aus den französischen Zahlungen in die Privatschatzkammern der Fürsten geleitet worden.

Untergeordnete Zwistigkeiten zwischen Baden und der Schweiz führten den Staatsrath und Altbürgermeister von Escher als schweizerischen Gesandten nach Karlsruhe. Bei wenig vortheilhaftem Aeußern, anstößigen Gewohnheiten und rauher Sprache benahm er sich so klug und gewandt, daß er sowohl in der Gesellschaft überall Geltung fand als auch in den Geschäften bald Boden gewann. Allein die Sachen zum Schlusse zu bringen, das hing nicht von seiner Geschicklichkeit ab; er mochte die Minister und ihre Räthe von der Richtigkeit seiner Vorschläge überzeugt haben, auch der Großherzog mochte gegen die Sache nichts einwenden, aber alle Versuche, diesem eine schließliche Genehmigung abzulocken, scheiterten an seiner unbezwinglichen Lässigkeit, die alles verzögerte, auf unbestimmte Zeit vertagte, der gesetzten Frist immer neue Fristen folgen ließ. Die Geschäfte, die gleich

im Beginne einer für beide Theile zufriedenstellenden Abmachung fähig waren, wurden durch den Aufschub schwierig, von beiden Seiten hatte man Muße neue Bedingungen, neue Forderungen vorzubringen. In diesem Wetteifer erhitzte man sich so sehr, daß Baden endlich zu strengen Gränzmaßregeln schritt, welche die Schweiz schon mit einem Angriff auf Konstanz erwiedern wollte, da kam endlich nach Verhandlungen, die Monate nutzlos gedauert hatten, eine friedliche Einigung zu Stande, von welcher der schweizerische Bevollmächtigte alle Ehre hatte. Während der ganzen Dauer seines Aufenthalts, der dem lebhaften, aber kränklichen und von seinen häuslichen Verhältnissen dringend heimgerufenen Mann oft äußerst peinlich wurde, ließ er sich doch zu keiner Ungeduld oder Aufwallung hinreißen, hatte die Augen unverwandt auf sein Geschäft gerichtet, und seiner zähen Festigkeit, seinem unermüdeten Fleiß und geduldigen Ausharren verdankte er zuletzt auch den Erfolg, der ihm selbst bisweilen unmöglich gedünkt hatte. Sein Zutrauen zu mir war sehr groß, er theilte mir alles mit, was den Gang seiner Sache betraf, und vieles andere, was seiner Spürkraft in Karlsruhe nicht entging, obschon er für seinen Zweck davon keinen Gebrauch machen konnte, und was uns Anderen, die wir so zu sagen Einheimische waren, sich doch versteckt hatte. Noch oft in der Folge machte ich die Bemerkung, daß die schweizerischen, daß überhaupt die republikanischen Diplomaten an Höfen oft nicht nur die am besten unterrichteten sind, sondern auch ihre Sachen am leichtesten durchsetzen, ohne alle die Formen der vornehmen Welt und die Künste und Feinheiten, die man in diesen Kreisen so gern für unerläßliche halten will.

Um diese Zeit ergab sich für Rahel unerwartet ein neues Verhältniß, das unter den waltenden Umständen als ein besonderer Glücksfall zu betrachten war, und wie ein solcher zu thun pflegt, Verwunderung und Neid genug erregte. Bevor ich die Sache selbst erzähle, muß ich ein paar erläuternde Bemerkungen vorausschicken. Eigentlich befand Rahel sich in Karlsruhe, bei allem Anschein äußern Wohlergehens

und Gelingens, in einer Lage, die wenn nicht geradezu eine traurige, doch gewiß keine befriedigende zu nennen war. Ihr Verhältniß zu der Umgebung war von dem meinigen durchaus verschieden. Ich stand im Anfang einer Laufbahn, die mir weiteres Aufsteigen verhieß, die meinem Eifer und meiner Thätigkeit immer neuen Stoff und neue Aufgaben stellte, und mit und neben meinen Pflichten auch meinen Neigungen ein offnes Feld freier Wirksamkeit vergönnte. Wer bestimmte Zwecke verfolgt und diesen gemäß Arbeiten hat, der ist gegen eine Menge von Aeußerlichkeiten, die den Tag bedrängen und verderben, und zuletzt die Seele verstimmen, wie gefestet und geschützt. Für mich hatte der Hof, so dürftig und geistlos er sein mochte, nicht nur den Reiz der Neuheit, sondern auch den viel größern, daß er mir Gegenstand der Beschäftigung war. Dieser kleine Kreis enthielt die Figuren, welche in dem ernsten Spiele, das mir oblag, ihre verschiedenen Werthe hatten, die nicht unberücksichtigt bleiben konnten, und wenn ihnen sonstige Bedeutung abging, so galten sie mir wenigstens so viel, wie die untersten Geschöpfe dem Naturforscher, der auch sie genau kennen muß und sie nach seinem Sinn bearbeitet. Ich brachte zu meinem Geschäft frischen Jugendeifer, dem nichts zu schwer wird, und den muntern Sinn, der zwar schon manche Erfahrungen gemacht hat, aber noch keiner überdrüssig geworden ist. Für Rahel stand dies alles ganz anders. Sie hatte hier keine Thätigkeit auszuüben, sie konnte die kleinen Spannungen, welche den Theilnehmer des Spiels an dasselbe fesseln, als fernstehende Zuschauerin nicht mitempfinden; sie sah nur die Oede und Langweile der traurigen Gesellschaft, die selber nur die verkümmerte Nachahmung weitentlegener, ihr längst unbekannt gewordener Vorbilder war, deren Glanz und Anmuth und feste Unterlage gänzlich fehlte. Rahel hatte früher inmitten einer Geselligkeit gelebt, die ihr ganz absichtslos, in freiem Walten ihres Wesens, entstanden war, und die an Mannigfaltigkeit und Bedeutung ausgezeichneter Männer und Frauen den gepriesensten französischen Kreisen dieser Art zur Seite stehen konnte. Sie hatte mit dieser Geselligkeit sich keinen Zwang auferlegt, sondern in ihr alle Freiheit bewahrt, kein äußeres Ansehen,

kein Vorurtheil hatte hier störend eingewirkt. Der Austausch der Meinungen, der Ansichten und Empfindungen war durch keinen geisttödtenden Bann bedingt. Diese Geselligkeit, zersprengt durch die Schicksalsschläge des Jahres 1806, ließ sich nicht herstellen oder neu bilden, jeder Versuch und jede Absicht hiezu lagen fern; das Vergangene konnte sinnende Rückblicke hervorrufen, Wunsch und Thätigkeit wandten sich einer anders gestellten Gegenwart zu. Das Verzichten war nicht so schwer gewesen, aber desto mehr war es nun die anfordernde Zumuthung, anstatt des einst genossenen Aechten, Reichen, Geist- und Sinngemäßen nun das Falsche, Dürftige, den innersten Ansprüchen Widersprechende anzunehmen. In allen Beziehungen mußte Rahel das tiefste Gefühl des Herabgekommenseins haben, wenn sie diese Karlsruher Darbietungen mit ihren früheren verglich. Beschränkte, mitunter gutmeinende, großentheils aber dummstolze und auch böswillige Menschen, deren ganzes Dasein in den kleinen Verhältnissen des Hofdienstes aufging, nach dessen Satzungen oder Launen sich ihr Denken und Empfinden richtete, diese machten den Grundstoff einer Gesellschaft, in welcher an selbstständige Eigenthümlichkeit, an Erhebung oder nur Freiheit des Geistes nicht zu denken war. Alles in dieser Masse, Geschmack, die Umgangsformen, die Kunde der großen Welt lag tief unter dem Stande früherer Gewohnheit; alles ordnete sich nach äußerem Rang, ehrte den Stumpfsinn und die Dummheit im höheren, mißachtete den Verstand und das Talent im niedern; die einfachste Wahrheit um zu gelten, mußte aus einem gestickten Rock heraus reden. Diesem zwangvollen Unwesen sich zu fügen, war für Rahel eine Unmöglichkeit, die Freie, die Selbstbewußte und Geistesmächtige konnte nicht in solcher Dienerschaft mitdienen, sich der gemeinen, kleinlichen Bewegung untergeordnet anschließen. Zwar hatte sie gleich erklärt, den Hof nicht besuchen zu wollen, wozu ihre Kränklichkeit den gültigen Grund gab, allein die ganze Gesellschaft war nur ein Wiederschein des Hofes, trug dessen Abzeichen am Hals oder Namen, stellte das ganze Unwesen in jedem Bruchtheile getreulich dar. Sich von allem Verkehr auszuschließen, war nicht thunlich, der eigene Sinn, voll Menschenfreundlichkeit

und Güte, stand dem entgegen, nicht minder die Rücksicht auf mein Verhältniß, dem einiges Unbequemen nicht zu versagen war, dem auch manches Opfer mit willigem Muthe wirklich gebracht wurde. Natürlich war in dieser Oede die kleinste Spur eines frischen Quells willkommen, wir erfreuten uns besonders der Zuflucht, welche die Familie Reden bot, dann auch jedes guten und freien Sinnes, der hin und wieder unter den Einheimischen sich hervorwagte, freilich oft in einer Beimischung, über die schwer hinwegzukommen war. So hatte Rahel auch hier wieder, aus eingebornem Trieb und Talent, wohl einige Personen um sich versammelt, die von ihr belebt einen leidlichen Anschein gaben; allein nicht nur meinen Augen, die hierin geübt waren, auch fremden, antheilvollen, wie Tettenborn's und Friederich's, war es klar, daß alles nur als Behelf diente, dessen Mängel, wie sehr auch Gutwilligkeit sie verdecken mochte, immer auf's neue häßlich hervortraten. Das Trostlose der ganzen Lage, die Verstimmung und das Mißbehagen, die sich daraus erzeugten, hatten glücklicherweise ein Gegengewicht in der Innigkeit und Sicherheit unseres Zusammenseins, in dem täglichen Austausch unserer Gedanken, in der einträchtigen Gemeinschaft unserer eigentlichen Strebungen und Wünsche. Doch während ich für mich ganz beruhigt war, konnte ich für meine Freundin nicht ohne Sorgen sein, deren Geschick in dem meinen eine Stütze finden, aber nicht in ihm aufgehen sollte, und deren Lebenselement offenbar getrübt war. Ich machte ihr Vorschläge zu mancherlei Reisen, nach Hause zum Besuch der Ihrigen, in die Schweiz, nach Paris, worauf sie jedoch, theils aus bedachtsamer Bescheidenheit, theils aus liebevoller Rücksicht für mich, niemals ernstlich einging.

Inmitten solcher düstern Betrachtungen überraschte mich Rahel eines Tages mit der Neuigkeit, daß eben ein Besuch sie verlassen habe, den ich schwerlich errathen würde. Es war die Prinzessin Amélie, die zum erstenmal sie besucht und anderthalb Stunden bei ihr zugebracht hatte. Merkwürdiger aber als diese Außerordentlichkeit, von der es in Karlsruhe kein Beispiel gab, war die Erklärung über den Zweck derselben. Die Prinzessin hatte bisher Rahel nur einigemal

gesehen und nicht viel mit ihr gesprochen, jedoch alsbald eine tiefe Hinneigung zu ihr empfunden. Sie war zu sehr gewohnt ihre Gefühle zu unterdrücken, als daß sie diesem sogleich nachgegeben hätte, doch wünschte sie öfteres Begegnen, vertraulicheres Gespräch. Da Gelegenheit und Zufall diesem Wunsche nicht günstig waren, das Verlangen aber mittlerweile zur Ungeduld und zum Bedürfniß wuchs, so faßte sie eines Tages den Muth, und eröffnete ihr Herz der wenn auch liebevollen doch strengen und gefürchteten Mutter, der alten Markgräfin. Sie stellte dieser vor, wie beschränkt und vereinsamt eigentlich ihr Leben sei, welch gedrückte Tage sie hier seit ihrer Rückkehr von St. Petersburg verlebe, sie sei nun schon über vierzig Jahre, jede Aussicht zu einer Verheirathung nun vorüber, ihr dafür jetzt wohl einige Freiheit und Selbstständigkeit zu gönnen, sie habe ihr ganzes Leben fremdem Gebot unterworfen, es möge ihr erlaubt sein, endlich einmal ihrem Herzen zu folgen und diesem eine Befriedigung zu gewähren. Die Markgräfin, überrascht und erschreckt, glaubte nichts minderes vernehmen zu sollen, als das Bekenntniß einer heimlichen Liebesneigung, vielleicht einer schon geschlossenen Verbindung; sie athmete auf, als sie hörte, daß die Rede nur von einer Freundin sei, welche die Tochter sich ausgewählt, und mit der in vertrautem Umgang zu leben sie jetzt die Erlaubniß dringend ansprach. Die vorausgegangene Erörterung, die Klagen über Beschränktheit und Unbefriedigung, berührten die Mutter empfindlich, der Muth der Tochter aber, die zum erstenmal in ihrem Leben so aufzutreten wagte, hatte leidenschaftliche Macht, jene schien zu fühlen, daß sie der Tochter bisher zu streng gewesen, und selbst deren Nichtverheirathung, in ihren Augen jedenfalls ein Unglück, mochte sie sich einigermaßen zum Vorwurf machen; genug sie gewährte sogleich ihre Zustimmung, umarmte die Tochter, und gestand, daß diese keine bessere Wahl hätte treffen können. Die Prinzessin war darauf zu Rahel geeilt, ihr alles dies zu erzählen, und sich ihre Zuneigung, ihr Vertrauen zu erbitten. Sie hatte ihr ganzes Verhältniß zu den fürstlichen Verwandten und zum Hof ihr genau dargelegt, ihr früheres Leben in St. Petersburg, das Mißver-

hältniß als älteste Schwester unverheirathet unter den jüngern dazustehen, die alle die glänzendsten Parthieen gemacht hatten, die Oede und Dürftigkeit des Hofkreises, der keinerlei Nahrung für Gemüth und Geist biete, nur niedrige Unterwürfigkeit zeige, und dabei nur zu oft Bosheit und Tücke im Hinterhalt habe. Es fand sich, daß bei allem Unterschiede der äußern Stellung doch beide Frauen das Wesentliche ihrer Verhältnisse in gleicher Weise auffaßten und als ein ihnen Gemeinsames fühlten; ja dieselben Ausdrücke, mit welchen ich Rahels Stimmung zu bezeichnen versucht habe, waren zum Theil auch von der Prinzessin gebraucht worden, und sind in doppelter Geltung um so berechtigter.

Für Rahel war dieses unverhoffte Entgegenkommen und Anschließen nicht nur ein freudiges, wohlthuendes Ereigniß, sondern auch ein dauernder Gewinn und Segen. Wie Rahel hatte die Prinzessin trotz aller Wärme des Gefühls doch eigentlich keine Empfindsamkeit, und nach der unvermeidlichen ersten Aufwallung zeigte die neue Freundschaft im ferneren Verlauf nur ruhiges Maß und klare Besonnenheit. Die Prinzessin wiederholte ihre Besuche bei Rahel, diese kam öfters auch zu jener, wo dann fast immer auch die Markgräfin Mutter sich einfand, und an der lebhaften Unterhaltung heiter theilnahm; sie liebte aufgewecktes und freies Gespräch, nur mußte sie versichert sein, daß dabei die Ehrerbietung für sie nicht litte. Der Stoff der Mittheilung war bei so verschiedenen Lebensbahnen, aus denen er hervorging, so anziehend als unerschöpflich; der russische Hof lieferte die merkwürdigsten Geschichten, die unglaublichsten Angaben, eben so die übrigen verwandtschaftlichen Höfe. Das Leben der Prinzessin kannte keinen andern Boden, sie hatte nur innerhalb dieser Schranken gelebt; desto größer war ihre Aufmerksamkeit für alles, was Rahel ihr aus minder glänzenden, aber freieren und geistig reicheren Erlebnissen darzubieten hatte. Die verschwiegensten Gedanken, die vertraulichsten Urtheile über Fernes und Nahes wagten sich hervor, die Prinzessin gestand, daß ihr eine neue Welt aufging. Aber auch wohlthätiges Wirken verband die neuen Freundinnen; den Armen kamen reichliche Spenden zu gut, zu denen will-

fährige Freigebigkeit mit kluger Einsicht und Güte sich glücklich vereinigte. Mich berührte das Verhältniß wenig, selten erschien ich bei den Zusammenkünften, und meist nur, wenn etwas vorzulesen oder eine Nachricht mitzutheilen war. Für Rahel war der Umgang nicht nur dem Herzen wohlthuend, sondern auch sonst von angenehmen Folgen. Ihr Ansehen in der Gesellschaft stieg merklich, man bemühte sich um sie, man erwies ihr hundert Aufmerksamkeiten. Die Freunde freuten sich des günstigen Ereignisses, das mehr oder minder auf sie zurückstrahlte; hingegen sparten Uebelwollende ihre spitzen Bemerkungen nicht, untersuchten ob dergleichen so ganz regelrecht sei, ob Stand und Rang nicht dabei litten. Besonders konnte eine krampfzuckende Ministerfrau sich nicht zufrieden geben, daß nicht ihr solche Gunst und Ehre zugewendet worden, auf die doch keine ihrer Eigenschaften auch nur den geringsten Anspruch haben konnte. Nun wurden auch von manchen Seiten Schritte gethan, um Rahel förmlich an den Hof zu ziehen, was besonders die Großherzogin Stephanie wünschte; doch Rahel lehnte dies klüglich ab, und stützte sich auf das Beispiel der Frau von Reden, die sich ebenfalls wegen Kränklichkeit vom Hof zurückhielt; die geringen Annehmlichkeiten wären durch peinlichen Zwang aufgewogen worden, und Verdrüsse und Widrigkeiten waren unvermeidlich, wenn dieser Boden einmal betreten nun auch den gangbaren Vorurtheilen nach unter allen Umständen behauptet werden sollte.

Einen guten Einfluß übte Rahel dadurch aus, daß sie die Prinzessin, welche bisher nach dem Beispiel ihrer Mutter wenig Anziehung zur Großherzogin Stephanie gefühlt hatte, für diese günstiger stimmte. Sie machte sie auf das wunderbare Schicksal, die harten Prüfungen und das musterhafte Betragen dieser Fürstin wiederholt aufmerksam, zerstörte die falschen Annahmen, die man auf sie gehäuft hatte, machte ihre Liebenswürdigkeit, ihre Geistesfülle geltend und erreichte wirklich, daß die beiden Schwägerinnen sich einander näherten, erkannten, und in der Folge trotz aller Ränke und Listen, durch die man sie wieder zu entzweien suchte, in guter Freundschaft verbunden blieben. Die Prinzessin war schüchtern,

aber wahr und treu, ihre außerordentliche Herzensgüte und ihr ehrlicher gerader Sinn, einmal auf den rechten Weg geführt, waren nicht mehr zu irren. Sie hatte bei diesen schätzbaren Eigenschaften wenig Sinn für Poesie und freien Geistesschwung, in dieser Beziehung stand sie der Großherzogin sehr nach, daß sie aber an diese und an Rahel sich so innig anschließen konnte, zeigt wenigstens, daß an der Stelle, wo jener Mangel merkbar wurde, die liebevollste Anerkennung dessen waltete, was ihr fehlte, und so gleichsam ersetzt wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit knüpfte sich eine andere Verbindung an, die nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte in dem Briefwechsel zwischen Rahel und Veit, den ich handschriftlich bewahrte, öfters den Namen Lindner gefunden, und mir von Rahel erzählen lassen, was sie von diesem Jugendfreunde zu sagen wußte. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieses Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden sind, hatte so wie Veit Medizin studirt, und sich darauf, wie seine damals reichlichen Mittel es zuließen, ohne bestimmten Zweck munter in der Welt umgesehen; sein jugendlich hübsches Wesen, sein erregbares Herz und sein liebenswürdiger Leichtsinn erwarben ihm überall Gönner und Freunde, die seine Unbeständigkeit jedoch nicht zu benutzen wußte; die letzten Nachrichten von ihm waren aus Wien, wo er als Arzt aufgetreten, in mancherlei Verwicklungen gerathen und dann verschwunden war; wenigstens hatte Rahel seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. Jetzt erscholl von Weimar her dieser Name durch alle Zeitungen. Doktor Lindner, hieß es, trage die Hauptschuld an der durch die jenaischen Professoren Luden und Oken geschehenen Veröffentlichung der verläumderischen Berichte, welche Kotzebue über deutsches Gelehrten- und Universitätswesen an den Kaiser von Rußland erstattete, ihm verdanke man die Aufdeckung dieser heimlich schleichenden Schändlichkeit. Die öffentliche Meinung sah dies als ein Verdienst an, sie pries die Klugheit und den Muth des Mannes, der sich der Ehre

der Deutschen so wacker angenommen. Aber die Regierungen glaubten die Sache nicht so günstig auffassen zu dürfen, sie sahen in Kotzebue den beleidigten russischen Staatsrath, und fürchteten schlimme Folgen. Lindner stand nicht im Vorgrunde der Sache, jedoch die Verdrießlichkeiten erreichten auch ihn schnell genug, und um größeren zu entgehen, verließ er Weimar und zog sich nach dem Elsaß, von wo er eine bündige Vertheidigungsschrift seines Verfahrens ergehen ließ, dessen Unregelmäßigkeit er eingestand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleisteten Dienst triftig entschuldigte. Dieser Lindner nun war ohne Zweifel Veit's und Rahel's Lindner, und erregte dadurch, wie durch seine neueste Geschichte zwiefach meinen wärmsten Antheil. Ich fragte seinetwegen in Weimar an, und da mir von daher keine genügende Auskunft wurde, so entschloß ich mich kurz und gut, und schrieb an ihn selbst nach Mühlhausen, wo er den Zeitungen zufolge seinen Aufenthalt genommen hatte. Die Antwort erfolgte bald, und entsprach allen unsern Erwartungen. Noch einige schnell gewechselte Briefe knüpften eine nähere Verbindung an, die bald nachher durch persönliches Kennenlernen zur Freundschaft erwuchs, und in gemeinsamer Thätigkeit auf dem politischen Felde für beide Theile förderlich, ja für Lindner's fernere Lebenswendung entscheidend wurde.

Das Frühjahr 1818 war für das südliche und westliche Deutschland eine unruhige Zeit, in den Gemüthern und Geistern wallte und gährte es heftig, Hoffnungen und Besorgnisse stießen hart wider einander, die mannigfachsten Fragen begehrten ungestüm Antwort, aller Orten fühlte man, daß etwas geschehen, daß etwas gethan werden müsse. Die Koblenzer Adresse wirkte gewaltig ein; der Bundestag, welcher als Körperschaft und noch mehr in seinen einzelnen Gliedern von den mannigfachsten Forderungen hin und her gestoßen wurde, und in seiner furchtsamen Schwäche eben so leicht den wildesten Volksstimmen zum Werkzeuge dienen konnte, als er bereit war, den strengsten Hofbefehlen zu gehorchen, wußte durchaus keine feste Haltung zu gewinnen, und warf die Verwirrung, in der er sich befand, nur auf die Regie-

rungen zurück, die ihn beschickt hatten; Verfassung war das allgemeine Losungswort, das Volk wollte sein Recht, aber auch die Mediatisirten, die Ritter und Junker verlangten die Herstellung ihrer Vorrechte, die Vertheilung und Abgränzung der Länder war noch nicht schließlich abgemacht, jeder Fürst mißtraute dem Nachbar, und noch mehr den großen Höfen, deren Willen und Richtung sich nicht klar aussprach, und doch zuletzt alles entscheiden mußte. Aus natürlichem Gefühl suchten in dieser zweifelvollen Bedrängniß die Fürsten ihre nächste Stütze im eigenen Land und Volk; waren diese zufriedengestellt und die öffentliche Meinung gewonnen, so schien auch der mindermächtige Fürst einem sonst übermächtigen noch nicht weichen zu dürfen. Verfassung, oder wie man häufiger sagte, Konstitution, wurde daher, wie öffentlich im Volk, so insgeheim auch bei den Höfen als die große Angelegenheit des Tages besprochen, und in Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, war man gleichzeitig in dieser Richtung mit Vorarbeiten beschäftigt, die sogar mit einer Art von Wetteifer betrieben wurden. Doch meinten die Fürsten und ihre Minister und Höflinge mit den Zugeständnissen, welche dem Volke zu machen waren, nicht sowohl diesem eine Wohlthat zu erzeigen, als vielmehr sich selber eine Nothhülfe zu geben; sie sahen die Berufung von Volksvertretern oder Ständen nur als ein unvermeidliches Uebel an, als eine bittere Arzenei, die man einzunehmen immer gern zögert, bis zur äußersten Frist aufschiebt. Man blickte vor allem auf die großen Mächte, deren wahre Meinung indeß hinsichtlich der Verfassungsfrage schwer zu errathen war. Oesterreich und Preußen hatten sich durch die Bundesakte zur Einführung ständischer Verfassung verpflichtet, Preußen schon die Grundzüge derselben durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 öffentlich verkündigt, war auch am Bundestage mit entschiedenen Erklärungen deßhalb aufgetreten; allein Oesterreich bewies in dieser Richtung offenbar keinen Eifer, der Fürst von Metternich hatte mehrmals geäußert, er könne zugeben, daß der Souverainetät der Kleinen Zaum und Gebiß angelegt würden, aber die Großen würden sich solchem Zwange nie unterwerfen; wie weit Preußen in der

angegebenen Richtung gehen wolle, wußte niemand mit Sicherheit, und das Belobungsschreiben des Königs an die Gemeinde Hatzenport ließ über dessen persönliche Denkart wenig Zweifel. Die Widersacher alles Verfassungswesens hatten daher leichtes Spiel, wiesen die Fürsten auf das Beispiel der großen Mächte hin, warnten besonders vor Uebereilung, und während die öffentliche Stimme stets lauter forderte, brachten sie, so viel sie vermochten, alles wieder in's Zaudern und Stocken.

Wie ein Blitz aus heitrer Luft schlug plötzlich in diese dumpfe Schwüle mit donnerndem Nachhall ein leuchtendes Wort aus Norden. Der Kaiser Alexander hatte den unter seiner polnischen Königskrone vereinigten Polen eine Konstitution versprochen, das war bekannt, auch wußte man, daß er im Allgemeinen den freisinnigen Einrichtungen günstig, und sein gegebenes Wort ihm heilig war. Ein Reichstag war in Warschau zusammengerufen worden, und der Kaiser zu dessen Eröffnung eingetroffen. Dies alles hatte man mit großer Gleichgültigkeit angesehen, und selbst in Wien und Berlin von dem ernsten, weitgreifenden Schlage nichts geahndet, der hier aus einer Handlung, die man für unwichtige Förmlichkeit halten wollte, plötzlich hervorbrach. Die Rede, mit welcher Alexander den Reichstag eröffnete, war für die entzückten Polen, für die erstaunten Russen, für die harrenden Deutschen, für die ganze politische Welt, die mächtigste Ueberraschung, die erweckendste Erschütterung. Nirgends aber konnte die Wirkung größer sein, als in diesen deutschen Ländern, die in meinem nächsten Gesichtskreis lagen. Durch einen besondern Umstand komm' ich hievon Zeuge sein wie kein Anderer. Mittelst außerordentlicher Gelegenheit war die Rede des Kaisers mir aus Warschau früher als sonst jemandem zugekommen, ich zuerst machte sie in Karlsruhe, in Mannheim bekannt, selbst in Frankfurt am Main und in Stuttgart empfingen angesehene Personen durch mich die erste Nachricht von ihr. Auf den Großherzog wirkte sie gewaltig, die Verfassungsfrage für Baden war in seiner Seele sogleich entschieden; die Großherzogin Stephanie bewunderte staunend die neue Erscheinung, die Markgräfin Mutter wußte sich gar

nicht zu fassen, und fragte, was das bedeute, was es für Folgen haben werde. Die Minister konnten ihre Verwunderung, ihren Schreck nicht verbergen; Tettenborn und Reizenstein frohlockten, sie sahen ihre Sache für gewonnen an, und Berstett, der mit ihnen gehen und sich als Verfassungsfreund benehmen mußte, war nur froh, daß auch sein Schützer und Gönner Anstett jetzt gegen diese Richtung, zu der sein Kaiser sich so laut bekannte, nichts einwenden durfte. Die Diplomaten steckten die Köpfe zusammen, und machten bedenkliche Gesichter, besonders der französische und der österreichische, und sie hielten es nicht für innere Zustimmung, sondern nur für amtliche Klugheit, daß ich als Preuße die russische That so eifrig verkündete und rühmte. Die öffentliche Meinung aber äußerte sich mit unwiderstehlichem Nachdruck, sie schlug jeden leisen Einspruch mit starken Trumpfworten nieder, und des Rühmens und Lobpreisens für den hochherzigen Kaiser war kein Ende. Von allen Orten schallte dieselbe Stimmung zurück, für deren begeisterte Innigkeit in den Zeitungen jeder Ausdruck zu schwach war.

Diese Rede des Kaisers Alexander an die Polen gehörte zu den merkwürdigsten und folgenreichsten Ereignissen unserer Zeit, und verdient um so mehr hier aufbewahrt zu werden, als der Stellen nicht gar viele sind, wo man sie vollständig findet, und von manchen Seiten begreiflicherweise die größte Sorgfalt angewendet worden, sie der allgemeinen Kenntniß zu entziehen, sie in Vergessenheit zu versenken; Worte solchen Inhalts, die aus jedem andern Munde der schwersten Ahndung verfallen mußten, sollten am wenigsten aus Kaiserlichem bekräftigt erscheinen! Die Rede wurde in französischer Sprache vom Kaiser am 27. März zu Warschau feierlich gesprochen, und lautete wie folgt:

„Représentants du royaume de Pologne! Vos espérances et mes voeux s'accomplissent. Le peuple que vous êtes appelés à représenter jouit enfin d'une existence nationale garantie par des institutions que le temps a mûnies et sanctionnées.“

„L'oubli le plus sincère du passé pouvait seul produire votre régénération. Elle fut irrévocablement dé-

cidée dans ma pensée, du momeut où j'ai pu compter sur les moyens de la réaliser. Jaloux de la gloire de ma patrie, j'ai ambitionné de lui en faire cueillir une nouvelle. La Russie, en effet, à la suite d'une guerre désastreuse, en rendant, d'après le précepte de la morale chrétienne, le bien pour le mal, vous a tendu fraternellement les bras; et parmi tous les avantages que lui a donnés la victoire, elle en a préféré un seul: l'honneur de relever et de rétablir une nation vaillante et estimable."

„En y contribuant j'ai obéi à une conviction intérieure, puissamment secondée par les évènements. J'ai rempli un devoir prescrit par elle seule, et qui n'en est que plus cher à mon cœur. L'organisation qui était en vigueur dans votre pays, a permis l'établissement immédiat de la constitution que je vous ai donnée, en mettant en pratique les principes de ces institutions libérales, qui n'ont cessé de faire l'objet de ma sollicitude, et dont j'espère, avec l'aide de Dieu, étendre l'influence salutaire sur toutes les contrées que la Providence a confiées à mes soins."

„Vous m'avez ainsi offert les moyens de montrer à ma patrie, ce que je médite pour elle depuis longtemps, et ce qu'elle obtiendra, lorsque les préparatifs d'une œuvre aussi importante auront atteint le développement nécessaire."

„Polonais! revenus comme vous l'êtes des funestes préjugés qui vous ont causé tant de maux, c'est à vous, à consolider votre renaissance: elle est indissolublement liée aux destinées de la Russie; c'est à fortifier cette union salutaire et protectrice que doivent tendre tous vos efforts. Votre restauration est décidée par des traités solennels; elle est sanctionnée par la Charte constitutionnelle. L'inviolabilité de ces engagements extérieurs et de cette loi fondamentale assure désormais à la Pologne un rang honorable parmi les nations de l'Europe: bien précieux! qu'elle a longtemps cherché en vain, au milieu des épreuves les plus cruelles."

„La carrière de vos travaux s'ouvre. Le ministre de l'intérieur vous exposera l'état actuel de l'administration du royaume; vous prendrez connaissance des projets de lois qui seront l'objet de vos délibérations. Ils ont pour but des améliorations successives. Celle de l'état des finances demande encore des éclaircissements que le temps seul et la juste appréciation de vos ressources pourront fournir au gouvernement. Le régime constitutionnel sera peu-à-peu appliqué à toutes les parties de l'administration. L'ordre judiciaire sera organisé. Des projets de lois par rapport à la législation tant civile que criminelle seront portés à votre connaissance. J'ai la confiance, que vous les examinerez avec une attention soutenue et que vous créerez des lois destinés à garantir vos biens les plus précieux: la sûreté de vos personnes, celle de votre propriété, et la liberté de vos opinions."

„Ne pouvant rester toujours au milieu de vous, je vous ai laissé un frère, mon ami intime, le compagnon inséparable de mes premières années; je lui ai confié votre armée. Dépositaire de mes intentions et de ma sollicitude pour vous, il s'est attaché à son propre ouvrage. C'est par ses soins que cette armée, déjà si riche en souvenirs glorieux et en qualités guerrières, s'est encore enrichie de toutes les habitudes d'ordre et de régularité qui la rendent digne de sa véritable destination."

„Un de vos plus dignes vétérans, le général Jajontschek, me réprésente parmi vous. Blanchi sous vos drapeaux, associé constamment à vos succès et avec vos revers, il n'a cessé de donner des preuves de son dévouement à la patrie. L'expérience a complètement justifié mon choix."

„Malgré mes efforts, peut-être tous les maux dont vous avez eu à gémir ne sont-ils pas encore réparés. Telle est la nature des choses; le bien ne se fait que lentement, et la perfection demeure inaccessible à la faiblesse humaine."

„Représentants du royaume de Pologne, élevez-vous à la hauteur de vos destinées. L'Europe fixe sur vous ses regards! Prouvez à vos contemporains que les institutions libérales, dont on prétend confondre les principes à jamais consacrés avec les doctrines désastreuses qui ont menacé de nos jours le système social d'une catastrophe épouvantable, ne sont point un prestige dangereux; mais que, mises en pratique avec bonne foi, et dirigées surtout par des intentions pures vers un but conservateur et utile à l'humanité, elles s'allient parfaitement avec l'ordre, et produisent d'un commun accord la prospérité véritable des nations. C'est à vous qu'il est désormais réservé de faire preuve de cette grande et salutaire vérité. Que la concorde et l'union président donc à votre assemblée; que la dignité, le calme et la modération caractérisent vos déliberations. Uniquement guidés par l'amour de votre patrie, épurez vos opinions, rendez-les indépendantes de tout intérêt particulier ou exclusif, exprimez-les avec simplicité et droiture, en vous préservant des réductions d'une vaine et trompeuse éloquence; enfin que le sentiment d'une amitié fraternelle, prescrit à nous tous par le divin législateur, ne vous abandonne jamais. C'est ainsi que votre assemblée obtiendra les suffrages de votre pays et cette estime générale due aux représentants d'une nation libre, qui ne dénaturent point le caractère auguste dont ils sont revêtus.“

„Premiers fonctionnaires de l'État, je vous ai exprimé ma pensée, je vous ai montré vos devoirs; vos travaux dans cette première assemblée m'apprendront ce que la patrie doit attendre à l'avenir de votre dévouement pour elle, comme de vos bons sentiments pour moi. Rendons grâces à celui qui seul a la puissance d'éclairer les souverains; remercions-le de l'esprit d'union et de paix qu'il répand aujourd'hui parmi les peuples; invoquons-le pour qu'il bénisse et fasse prospérer notre ouvrage.“

Das war einmal von einem Herrscher frank und frei gesprochen, aus vollem redlichen Herzen, ohne heimlichen

Vorbehalt, ohne versteckte, für künftige treulose Auslegung im voraus hingestellte Zweideutigkeit! Daß dieser Herrscher der Kaiser von Rußland war, der unumschränkteste Gebieter des größten Reiches, gereichte ihm nur um so mehr zur Ehre, verbürgte zweifellos die Freiwilligkeit der großen That. Das ungeheuerste Aufsehen machte besonders die Stelle, welche den Segen einer freien Verfassung, wie sie jetzt den Polen verliehen wird, auch für das ganze russische Reich verheißt. Dieses gewaltige Wort ist ausgesprochen worden, und steht fest als eine geschichtliche Thatsache, fester als alle Denkmale in Stein und Eisen, am festesten aber in den Gemüthern der Völker selbst, denen es gilt, wo es tiefe Wurzeln geschlagen hat und von Geschlecht zu Geschlecht neue Keime treibt, bis zu seiner endlichen Erfüllung. Wenn ich die Rede eines der folgenreichsten Ereignisse nannte, so meinte ich hauptsächlich diese, wenn auch noch so verzögerte und bekämpfte, aber unfehlbare Wirkung, nicht die unmittelbar nächste, wiewohl auch diese von unzuberechnendem Einfluß war. Denn das Beispiel des Kaisers von Rußland brachte alle kleinlichen Bedenken und niedrigen Einwände zum Schweigen, mit welchen die Knechtischgesinnten so gern bereit sind die Freiheit zu verdächtigen und die Gewaltherrschaft anzupreisen. Das Machtansehen und die gebieterische Würde einer solchen Erklärung mahnten mehr als alle Stimmen der Pflicht und selbst des Gewissens, die gerechten Ansprüche der Völker nicht länger unbeachtet zu lassen, sich der fortschreitenden Entwickelung willig anzuschließen. In Baden war, wie gesagt, die konstitutionelle Frage sogleich entschieden, in Würtemberg wurde das Verfassungswerk nachdrücklich gefördert, in Baiern sah man darin selbst für die äußere Staatslage das sicherste Heil und hoffte den Badnern noch zuvorzukommen; in ganz Deutschland fanden die Verfassungsfreunde sich durch den unverhofften Beistand gehoben und verstärkt. Wenn gleichwohl noch einige Zeit verging, ehe aus den damaligen Beschlüssen die Verfassungen thatsächlich hervorgingen, so mag man daraus ermessen, wie viele anderweitige Einflüsse, besonders auch die nach der ersten Betäubung bald wieder regsame Gegenstimme von Wien und Berlin, zu über-

winden waren, und wie sehr Abneigung und Trägheit das Werk erschwerten.

Die badischen Minister durften jetzt weniger als je die Gebietssache aus den Augen verlieren, und strebten die Gunst des russischen Kaisers auch von der neuen Seite her, die er aufgedeckt hatte, zu gewinnen. Der Rittmeister Hennenhofer wurde mit den eindringlichsten Schreiben nach Warschau geschickt, während Anstett von Frankfurt her die badische Sache in das vortheilhafteste Licht stellte, und ich für sie die Gesinnungen in Stuttgart möglichst aufregte, so daß die verschiedensten Einwirkungen in Warschau sich gegenseitig unterstützten. Eine große Schwierigkeit blieb immer die nachtheilige Meinung, welche der Kaiser von seinem Schwager dem Großherzog einmal gefaßt hatte, der ihm einer kräftigen Verwendung kaum würdig und durch seine Unfähigkeit und Schwäche am meisten geeignet schien, die Kosten einer Ausgleichung zu tragen, für die doch nun einmal Rath geschafft werden mußte. Diese Meinung theilten auch der König und die Königin von Würtemberg, und sie unterstützten die Sache Badens ohne volles Vertrauen in den Fürsten, den sie zumeist anging, sie fürchteten immer, er könne plötzlich nachgeben und sie mit ihrer dann fruchtlosen Theilnahme bloßstellen. Das Mißtrauen wurde genährt durch einzelne Maßregeln und Vorgänge, die allerdings den gegebenen Versicherungen nicht immer entsprachen. Die Wahl der Personen, die man gebrauchte, die Aeußerungen, welche diese sich erlaubten, waren oft anstößig; diplomatische Häkeleien, die bei dem sonstigen Einverständniß beider Höfe ganz unbedeutend sein mußten, wurden badischerseits mit wichtigem Ernst aufgefaßt, es fehlte nicht viel, so wäre das gute Vernehmen an solchen Erbärmlichkeiten schnell zu Grunde gegangen. Hier sah man recht, was es heißt, wenn eine vielverzweigte Handlungsweise nicht aus Einem Geiste hervorgeht, nicht aus Einem Stück erscheint, wenn die untergeordnete Thätigkeit der höheren nicht entspricht oder gar widerspricht, hier Vernachlässigung, dort Mißverstand waltet, persönliche Zwecke den allgemeinen theilweise aufheben dürfen, wenn die Einheit, die in der höchsten Hand vorausgesetzt wird und sein sollte, von unten her durch

gemeinsame Anstrengungen derer, die selbst keine Einheit sind, erst geschaffen, oder wenigstens ihr Schein hervorgebracht werden muß! Reizenstein und Tettenborn trugen diese schwere Last, und hielten ihre Kräfte redlich vereint, obschon auch sie in ihren Ansichten und Richtungen oft weit auseinander gingen, aber schon Berstett hatte theils nicht die Fähigkeit theils auch nicht den Willen, immer mit ihnen gleichen Schritt zu halten; nun kamen noch die zahllosen andern Einflüsse hinzu, die durch die höchsten Personen, die Frauen vorzüglich, durch Hof- und Staatsbeamte aller Art, oft auch durch die unbedeutendsten Diener ausgeübt wurden; da mußten kleine Rücksichten, die man als solche doch nie aussprach, beobachtet werden; unbedeutende Nebenzwecke, jemanden zu entfernen oder zu begünstigen, oft beides wieder um Anderer willen, drängten sich der Hauptsache vor; die Minister mochten alles noch so richtig ausdenken und vorschlagen, sie waren niemals sicher, daß nicht die ungeeignetsten Personen ernannt, daß nicht Nebenaufträge gegeben würden, bei denen der wesentliche Zweck leiden mußte. So war Tettenborn sehr dagegen, die Sendung nach Warschau einem Menschen wie Hennenhofer zu vertrauen, mit denen weder Nesselrode noch Kapodistrias noch irgend sonst ein Mann von Bedeutung sich einlassen könne, allein der Großherzog wußte, daß niemand ihm von der Reise so vielen Klatsch zurückbringen würde, an dem er sich ergötzte, während die ernsteren Nachrichten ihn langweilten. Eine besondere Schnurre wirkte dabei noch mit; Hennenhofer war berühmt wegen seiner Kourierreisen, er hatte bisweilen das Unglaubliche möglich gemacht, die größten Strecken in kürzester Frist zurückzulegen, er scheute nicht die halsbrechendste Gefahr, sparte nicht Geld noch Vorspiegelungen, hatte Wein und Branntwein bei sich, nahm wenn er die Postillone trunken gemacht die Zügel und fuhr selbst, er blies sein eignes Posthorn, und that und hielt aus was kein Anderer. Man setzte auf diesen Kourierhelden eine Art Ehrgeiz, er sollte wieder Gelegenheit haben, seine Kunst bewundern zu lassen. Der Großherzog wußte genau, wie lange der Kaiser in Warschau bleiben wollte; nun hielt er Hennenhofer so lange zurück, bis es nach aller Berechnung

schon unmöglich schien, den Kaiser noch dort zu treffen, dann ließ er ihn los, und verzweifelnd über Stock und Stein hinstürmen. Nicht minder hatte Reizenstein wohl eine Sendung nach Wien beantragt, aber nicht, daß der Kammerjunker von Blittersdorf dazu ersehen würde, ein junger Mann noch ohne Ansehen, aber doch den österreichischen Geschäftsleuten von Frankfurt her verhaßt, wo er sich in seiner untergeordneten Stellung durch Schroffheit und Anmaßung bemerklich gemacht hatte; fast sei es besser, meinte Reizenstein, die ganze Sache zu unterlassen, allein er selbst hatte sie ja vorgeschlagen, und Berstett wünschte jenen zu entfernen, so geschah es denn, zu keinem Nutzen, und gewiß zum Schaden!

Die Hochzeit des Fürsten von Fürstenberg mit der Prinzessin von Baden, bisherigen Gräfin von Hochberg ging als gleichgültiges Ereigniß vorüber, nur von einigen Reibungen wegen diplomatischer Rangstreitigkeiten begleitet, über die sich kein Hof mehr erzürnen wollte und die übrige Welt lachte. In den Urtheilen über die Heirath selbst zeigte sich recht die Verschiedenheit der Standpunkte; das badische Haus meinte den Fürsten durch dieses Band hoch geehrt, und wollte in ihm einen dankbar Verpflichteten sehen; die Familie Hochberg freute sich einer Verbindung, die dem jetzigen Range nichts vergab und den früheren weit überragte; die Mediatisirten beschuldigten den Fürsten, seinen und ihren Rang außer Augen gesetzt zu haben, denn die nachträgliche Erhebung könne den ursprünglichen Makel der Geburt nicht tilgen; im unbefangenen Publikum fand man, daß er klug gehandelt habe, mit dem regierenden Hause, dem er einmal untergeben sei, in Verwandtschaft zu treten, und beglückwünschte ihn, bei dieser Gelegenheit eine liebenswürdige, vortreffliche Gattin bekommen zu haben. Bald darauf erschien eine Verordnung, welche die Verhältnisse der Mediatisirten in Baden unter Berücksichtigung der Bundesakte neu feststellte; hier sah man, daß Fürstenberg die Gunst, deren er etwa theilhaft geworden, nur als eine persönliche genoß, die auf seine Standesgenossen nicht überging, von denen sich getrennt zu haben jetzt nur um so mehr als Vortheil erschien.

Die Gesundheit des Großherzogs hatte sich mit dem

Frühling etwas gebessert, und die frische Luft in Baden sollte diesen guten Anfang fortsetzen. Er war froh von Karlsruhe fortzukommen, und fand den neuen Aufenthalt angenehm. Aber auf dem Schlosse zu wohnen, war ihm zuwider, ihm gefiel dagegen über die Maßen eine Wohnung, die Tettenborn für sich gemiethet hatte, und wenn auch ungern doch völlig bereit war, sie dem Großherzog abzutreten; doch die Fürstliche Laune duldete keinen Augenblick der Ungewißheit, und um jeden Einwand sofort abzuwenden, bot er seine Wohnung auf dem Schlosse dem General zum Ersatz, ein Tausch, der gern angenommen wurde, doch sehr auffiel und es gab allerlei zu reden, wenn man Tettenborn's eigne Wagen und Pferde und die der zahlreichen Besuche, die er empfing und bewirthete, den ganzen Tag mit Gepränge hinauf und herab fahren sah, während der Großherzog unten in seiner Bürgerwohnung sich scheu zurückhielt und keinen Besuch annehmen wollte. Diese Abgeschiedenheit entsprach dem Zwecke des Aufenthaltes keinesweges, und konnte es um so weniger, als die Lebensart doch keine geregelte, sondern von Unmäßigkeiten jeder Art unterbrochen war; jede augenblickliche Erholung, jeder Beginn von Kräftigung wurde sogleich wieder leichtsinnig vergeudet, wozu die Augendiener und Günstlinge die Gelegenheit nie fehlen ließen. Die Schwäche und Hinfälligkeit kehrte daher immer schnell zurück, die Brustbeklemmungen und andere krampfartige Zufälle, die schon gewichen waren, fanden sich wieder ein, Traurigkeit und Mißmuth nahmen überhand; die Aerzte befürchteten ein Schwinden des Rückenmarks. Der Großherzog aber bestärkte sich in seinem Glauben an Vergiftung, und sprach diesen Argwohn oft in so bedenklichen Andeutungen aus, daß es nicht selten das Klügste schien zu thun als habe man sie nicht gehört. Mehrmals erklärte er, daß er verloren sei, man habe ihn zu gut bedacht, zu sicher getroffen; seinen Prinzen habe man das Leben nicht gegönnt, ihm auch sei ein nahes Ziel gesteckt; seine Erbschaft solle von fremden Händen getheilt, zerrissen werden. In solcher Stimmung war ihm jede Berührung der schwebenden Unterhandlungen äußerst empfindlich, die einlaufenden Berichte, die nöthigen Rücksprachen mit seinen

Räthen verursachten heftige Krisen, es gab die schlimmsten Aufwallungen, die jedoch nie zu kräftigen Beschlüssen führten, sondern nur zu tieferem Versinken in unthätigen Trübsinn. Die nähere Umgebung, besonders die Großherzogin, litt unsäglich von diesem Jammer. Seinen Ministern gestattete er oft mehrere Tage keinen Zutritt. Die einzige Hülfe in solcher Niedergeschlagenheit, der einzige Mensch, der dem Kranken dann noch mit Nachdruck begegnen und ihn auch trösten konnte, war Tettenborn, der wiewohl von Manchen nicht gern gesehen, doch Allen unentbehrlich wurde. So kam denn auch in dieser Zeit wirklich zu Stande, was schon lange in Anregung und von der einen Seite eben so heftig gewünscht als von der andern gefürchtet war, nämlich daß Tettenborn seinen Abschied aus russischen Diensten nahm und in badische übertrat, als Generallieutenant und Generaladjutant, mit der Zusicherung der Gesandtschaft in Wien, aber in Wahrheit über alle diese Verhältnisse weit hinausgestellt. Er überhob sich dieser Gunst nicht, er benutzte sie für Andere, die es ihm nachher schlecht dankten; er bemühte sich in seiner neuen Stellung nur um so eifriger, das nun auch amtlich durchzusetzen, was er bisher schon vertraulich hatte betreiben helfen, den Staat in seinem Vollbestande bei dem regierenden Hause zu erhalten und ihm eine freisinnige Verfassung zu geben. In beiden Beziehungen sah es noch sehr mißlich aus. Der Kourierheld Hennenhofer hatte die Erwartungen des Großherzogs gerechtfertigt, er war in der absichtlich ihm zu kurz bemessenen Frist, mit großen Anstrengungen und Opfern, wirklich in Warschau noch eben vor der Abreise des Kaisers angekommen, und hatte seine Depeschen abgegeben, aber statt einer Antwort brachte er hingeworfene allgemeine Vertröstungen zurück, die zwar gut genug klangen, doch nicht einmal vom Kaiser selbst, sondern nur aus seiner Umgebung herrührten. Die Nachrichten aus Wien lauteten sehr beunruhigend, es hatte sich dort die baierische Sache gründlich festgesetzt, die badische galt für eine verlorne, verurtheilte, der Kaiser Franz hatte unmuthig geäußert, es müsse ein Ende damit gemacht werden, dem Fürsten von Metternich war der ganze Handel, der sich unbequem überall vorschob, längst verdrießlich. In

Betreff der Verfassung waren allerlei Bedenken eingetreten, man rieth, sich erst mit den Nachbarn zu bereden, abzuwarten was diese thun und wie weit sie gehen würden, aus dem diplomatischen Kreise zu Frankfurt kamen Zweifel und Warnungen, auf welche Berstett großes Gewicht legte, in der Großherzoglichen Familie selbst wurden Besorgnisse laut. An Höfen finden immer die Rathschläge und Mahnungen, welche zum Warten, zum Aufschieben, zum Verneinen auffordern, ein günstiges Gehör, an diesem Hofe waren sie das ersehnte Manna, von dem man einen Tag weiter lebte.

Um die Mitte des Mai fiel ein blutiges Zwischenspiel vor, das einige Zeit lebhaft besprochen wurde. Der Lieutenant von Schilling, müde seiner langen Haft, bequemte sich endlich dem von ihm beleidigten russischen Legationssekretair von Maltitz Genugthuung geben zu wollen, und wurde auf diese Erklärung freigelassen. Beide Gegner trafen gemäß der Verabredung ihrer Sekundanten frühmorgens in der Nähe von Mannheim zusammen, und stellten sich zum Zweikampf, jeder Versuch einer friedlichen Beilegung war von selbst ausgeschlossen. Schilling schoß zuerst, und obgleich ein vortrefflicher Schütze fehlte er doch den Gegner, dem die Kugel dicht am Kopfe hinsauste. Da Maltitz sah, daß jener ihn geradezu todtschießen wollte, so durfte er seinerseits nur trachten ihm zuvorzukommen, erhob den Arm und zielte gleichfalls auf den Kopf. Der Schuß ging los, und Schilling stürzte vor die Stirn getroffen lautlos zu Boden, eine Bewegung der Hand nach oben war sein letztes Lebenszeichen, das er nicht einmal vollenden konnte. Maltitz war gar kein Schütze, hatte noch nie einen Zweikampf gehabt, daß der Ungeübte den Geübten, der Unschuldige den Schuldigen gleich im ersten Schuß erlegt, galt für ein Gottesurtheil. Als der Rittmeister von Philippsborn, der Sekundant von Maltitz, zuerst die Nachricht dieses Ausgangs nach Karlsruhe brachte, begrüßte man ihn freudig als einen Boten der himmlischen Gerechtigkeit. Es zeigte sich, daß der Raufbold selbst unter seinen Kameraden wenig Freunde hatte, seine Angehörigen waren mit dem Gedanken, ihn einmal so zu verlieren, längst vertraut. Nun wurde aber auch der Fall bedacht, daß der

Kampf die entgegengesetzte Wendung genommen, der Frevler den unschuldig Beleidigten todtgeschossen, zu langwierigem Schmerzenslager verwundet, ihn auf Zeit Lebens zum Krüppel gemacht hätte, Möglichkeiten, die nicht abzuläugnen waren, da war dann freilich das Gottesurtheil, welches im Zweikampf walten sollte, nicht mehr zu finden, sondern nur der Unsinn, über Leben und Ehre den blinden Zufall zum Richter zu bestellen.

Aber auch von gesetzlicher Seite traten wunderliche Widersprüche grell hervor. Der Landesfürst hatte seinen Gardeoffizier erst durch Haft zu einer Handlung zwingen müssen, die sein Gesetz bei strenger Strafe verbot; jetzt durfte er nicht daran denken, den Fremden, der ihm einen seiner Offiziere getödtet, vor Gericht zu ziehen; die Begriffe von Fürst, Gesetz, Recht und selbst von Ehre kamen bei diesem Anlaß im Volke zur mannigfachsten Erörterung, die den Respekt vor den herrschenden Einrichtungen nicht vermehrte. Maltitz aber, der erlittenen Schmach und drohenden Todesgefahr durch gerechten Sieg so glücklich entrückt, empfand nicht die dankbare Freude, zu der er berechtigt schien. Seiner sonstigen düstern Stimmung gesellte sich nun noch das Bewußtsein einen Menschen getödtet zu haben, und obschon sein Verstand ihn jeder Schuld freisprach, so trübte doch jene Vorstellung lange sein Gemüth. Er drückte späterhin die Betrachtungen, zu welchen das ihm auferlegte Schicksal ihn drängte, durch folgendes Sonett aus:

„Zwei Gräber öffnet diese schwere Stunde,
Und Tod und Leben ziehen bleich die Schranken;
Der Muth erhebt sein Antlitz ohne Wanken,
Doch leise bebt es in dem Herzensgrunde.

Ein Kämpfer fällt im offnen Schattenschlunde,
Sobald der Waffen Rächerblitze sanken —
Der Andre, der dem Glück muß schaudernd danken,
Trägt über Berge weit die Todeswunde.

Zwei Loose rollen in des Zufalls Händen;
Ein weißes Loos — daß sein Gebot vergeben,
Ein schwarzes — daß die Eumeniden rächen.

Und beide müssen sich zum Sieger wenden —
Das weiße Loos entrollt — es ist das Leben, —
Doch wehe dir! das schwarze — das Verbrechen."

Doktor Lindner war inzwischen aus dem Elsaß in Karlsruhe angelangt, und hatte seine Frau mitgebracht. Er war wenigstens zehn Jahre älter als ich, aber noch ganz der jugendlich muntere, leichtentschlossene, freisinnige und hellverständige Mann, als den mir ihn Rahel aus der früheren Zeit geschildert hatte. Mit ihr knüpfte sich leicht das alte Vernehmen wieder an; ich verständigte mich schnell mit seiner Sinnes- und Denkungsart, die auf Rechtschaffenheit und Edelmuth gegründet und jedes geistigen Schwunges fähig war; hatten wir auch sehr verschiedene Schulen durchgemacht und stimmten wir auch in vielen Anschauungen nicht überein, so fanden wir doch in den Dingen der Gegenwart, wie sie uns zunächst vorlagen, genug gemeinsame Strebungen und Aufgaben, denen wir vereint unsere Kräfte widmen konnten. So kam zum Beispiel eine besondere Vorliebe, welche Lindner, meinem Sinne ganz entgegen, für den Kaiser Napoleon hegte, damals wenig zur Sprache, sie hatte noch nicht die starre Außenseite, die sie später durch die Gemeinschaft mit dem Doktor Lebret in Stuttgart erhielt, und berührte die Tagesfragen gar nicht. Recht in deutscher Weise hatte Lindner während Napoleon's Allgewalt, und als durch sie noch alle Vortheile zu erlangen waren, seine Bewunderung in stillem Herzen bewahrt, und begann nur jetzt erst seine Anhänglichkeit zu bekennen, da der Held gefallen und in fernem Bann gefangen war! Daß Napoleon der Freiheit durch seine Siege und Herrschaft gedient, darüber waren wir einig, ob er es aber mit Bewußtsein und Absicht gethan, ob nicht die Sache der Freiheit längst wieder auf besserem Wege fortschreite, darüber konnten wir streiten ohne uns deßhalb zu entzweien. Dabei fiel mir bald in Lindner eine Sonderbarkeit auf, die mir zwar oft verdrießlich wurde, im Grunde aber doch den Umgang mit ihm erleichterte. Sein Geist, vielseitig ausgebildet, scheute keinerlei Erörterungen, er war zu den tiefsten Unter-

suchungen, zu den kühnsten Gedankenflügen bereit, es fehlte ihm nicht an beredsamer Dialektik, an Witz und Laune; aber alles dies war äußerst kurz, er that immer nur wenige Schritte, dann brach er ab oder lenkte ein, nicht etwa mit kluger Absicht, sondern weil seine Geistesart es so gebot; eine Anekdote, ein Witzwort, ein glückliches Zitat machten schnell der gespanntesten Unterhaltung ein Ende, und eine andere begann, die gewöhnlich bald eben solchen Ausgang nahm. Kurzathmige Gedanken nannt' ich es, rasche Anläufe, unfähig ausdauernden Ganges weite Strecken zu durchwandern; dieser Zug, weniger merkbar in seinen Schriften, ist sogar in seinen Lebensgeschicken nicht zu verkennen. Ein großes Hemmniß war ihm übrigens in seiner Frau beigegeben. Er hatte sie als die Wittwe eines französischen Beamten kennen lernen, in schwerer Krankheit liebreiche Pflege von ihr empfangen, und sie aus Dankbarkeit geheirathet. Sie war aus dem Elsaß, sprach daher schreckliches Deutsch und nur leidliches Französisch, hatte Gutmüthigkeit und auch Verstand, aber gar keine Geistesbildung. Die Ehe war kinderlos, aber sonst glücklich, die wechselseitigen Ansprüche beider Gatten schienen vollkommen befriedigt. Aber sobald Lindner in nähere Berührung zur Welt trat, an politischen Dingen geschäftlich Theil nahm, höhere Gesellschaft besuchte, mußte sich das Verhältniß trüben. Er wollte seine Frau in die neuen Kreise mithineinziehen, und wenn auch, was nicht immer der Fall war, der Zugang ihr offen stand, so wußte sie doch nur zu gut, daß sie ihm nicht folgen konnte. Da blieben denn Mißmuth, Verdrießlichkeit, endlich Eifersucht und Vorwürfe nicht aus, die zwar immer begütigt wurden, und bei der redlichen Gesinnung Lindner's das einigende Band nie lockerten, aber doch manche gute Stunden und Tage verbitterten. Selbst der unendlichen Gutherzigkeit Rahel's, die für untergeordnete Personen die zarteste Nachsicht und Duldung hatte, fiel es oft hart, nicht sowohl die gute Frau selbst, deren ganzes Vertrauen sie bald besaß, als vielmehr den Gegensatz zu ertragen, in welchem diese zu ihrem Mann stand.

Ich machte Lindner'n mit der Lage der Dinge in Karls-

ruhe, mit meinen Absichten und Verbindungen bekannt, und erwarb in ihm einen so treuen als fähigen Mitarbeiter. Eine großartige Thätigkeit lag vor uns ausgebreitet, für die meine Stellung gleichsam den festen Mittelpunkt gab. Baden und Würtemberg waren ihr als nächster Bereich offen und sicher, mit der Schweiz, dem Elsaß, den Rhein- und Mainlanden bestand ein lebhafter Verkehr, in ganz Deutschland und selbst im Ausland fanden sich Hülfsmittel, Aus- oder Zuflüsse. Wir erkannten die damals noch ungebrochene Macht der Oeffentlichkeit; die Scham war in den Regierungen noch nicht erstickt, die Macht der Zeitschriften und Tageblätter hatte ich schon in bedeutenden Fällen erprobt, es konnte Außerordentliches geleistet werden, wenn Zusammenhang, Gleichzeitigkeit, vereinigte Kraft in die Bestrebungen kam. Ich führte Lindner'n bei Tettenborn ein, bei Friederich, machte ihn später in Baden mit Cotta bekannt, mit dem sich bald nähere Verbindungen anknüpften, die unter manchen Schwankungen doch nie wieder abrissen. Ich versäumte nicht, die badischen Minister aufmerksam zu machen, welche gewandte, beredte, und was mehr noch sagen wollte freiwillige Feder hier sich darbot. Denn Lindner, der nicht ohne einiges Vermögen war, wollte nicht als besoldeter und verpflichteter, sondern als freier Schriftsteller wirken, wodurch allein er sich auch in dem Ansehen und der Achtung erhielt, die den Talenten seiner Art in den Kreisen der Höflinge und Beamten so gern versagt werden. Die Nachwehen der Geschichte mit den Kotzebue'schen Bulletins verfolgten ihn zwar auch in Karlsruhe noch, und der russische Geschäftsträger von Struve machte große Augen, als ich ihm den Mann vorstellte, der so großer Sünde gegen die russische Regierung beschuldigt war, doch auf mein Zureden unterließ er jeden Schritt, der ihn hätte belästigen können.

Tettenborn's Vorstellungen, wie wichtig und nothwendig es sei, den würtembergischen Hof in der schwebenden Krisis zum Freunde zu haben und den Einfluß der Königin auf ihren Bruder den Kaiser zu benutzen, bewirkten, daß der

Großherzog den Generallieutenant von Schäffer in außerordentlicher Sendung nach Stuttgart abschickte. Dieser sollte das gute Vernehmen, welches in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, durch die besten Versicherungen des unbedingten Vertrauens herstellen, konnte aber, als der König, um seine eignen Schritte darnach zu bemessen, nach den näheren Bestimmungen fragte, wie man sich badischerseits zu verhalten gedächte, darüber keine Auskunft geben, weil man ihm dergleichen nicht gesagt hatte, auch eigentlich der Art nichts vorhanden war. Schäffer fand, daß wie in Baden auch in Würtemberg dem höheren Willen an einflußreichen Stellen vielfach entgegengewirkt und das enge Einverständniß beider Höfe gar nicht gewünscht wurde. Da er den Boden so schwierig fand, und zugleich vielleicht nicht ohne Grund besorgte, es möchte bei seiner längeren Abwesenheit von Karlsruhe dort eine Veränderung zu seinem Nachtheil beliebt werden, so beeilte er das Ende seiner Sendung, und kam mit dem Anschein guten Erfolgs, aber ohne wirklichen Ertrag zurück.

Daß auch das mächtigste Ansehen oft nicht ausreicht, um die besten Absichten durchzusetzen, und daß diese in der Ausführung wohl gar in ihr Gegentheil umschlagen, sahen wir an einem andern Beispiel. In der trostlosen Armuth an Talenten, besonders diplomatisch brauchbaren, hatte Tettenborn — denn der eigentliche Minister des Fachs kümmerte sich um diesen Mangel nicht — längst sein Augenmerk auf meinen Freund Friederich geworfen, der ihm durch mich näher bekannt geworden war. Er stellte dem Großherzog und den Ministern vor, daß es unverantwortlich sei, einen Mann von so guten Kenntnissen und von so gewandter, in beiden Sprachen geübten Feder ungenützt in untergeordneten Geschäften verkommen zu lassen; man müsse ihm eine Stellung geben, in der er stets zur Hand sei, zu schriftlichen Ausarbeitungen sowohl, die bald in ungewöhnlicher Zahl erfordert sein würden, als auch zu persönlichen Besprechungen und Verschickungen, für welche sein feines und taktvolles, aber auch kluges und festes Wesen ihn besonders empfehle. Niemand konnte widersprechen, der Vorschlag fand auch allgemeine

Zustimmung, aber es war bemerkbar, daß Friederich wenig Freunde hatte; Berstett liebte den Mann nicht, der ihn übersah und beurtheilen konnte, Reizenstein traute dem katholischen Pfälzer nicht, Andere hatten andere Beweggründe. Doch wurde in der Sache etwas gethan, Friederich sollte befördert werden. Unerwartet erfuhr er, daß er zum Geschäftsträger in der Schweiz ernannt sei. Nicht weniger war Tettenborn überrascht, eine solche Verschickung, die an sich kaum nöthig, für die großen Geschäfte, die vorlagen, nicht von geringstem Nutzen war, hatte er durchaus nicht beabsichtigt. Indeß waren alle Schritte schon geschehen, sie rückgängig zu machen erschien überaus schwierig, für Friederich persönlich ergaben sich immer einige Vortheile dabei; genug es behielt sein Bewenden bei der neuen Bestimmung, die nun als beschlossene doch wieder lange schweben blieb, und zur Ungeduld reizte. Tettenborn ließ alles um so eher geschehen, als ihm der Großherzog schon vertraut hatte, daß er ihn nicht lange in Wien lassen, sondern baldigst nach Karlsruhe zurückrufen wolle, um ihm die oberste Staatsleitung zu übertragen. Auf diese nahe Zukunft wurde dann auch Friederich von uns vertröstet, und er trat nach langem Warten seinen Posten in der Schweiz an. Nachher kam zwar alles anders, als man es damals voraussehen konnte, aber für Friederich nicht zum Schaden, der günstige Ruck hatte ihn aus dem Staube der Kanzleien auf die Bahn der eigentlichen Diplomatik gestoßen, in der er dann fortschritt, Gesandter in Wien und endlich am Bundestage wurde.

Der Kampf mit den kleinen Schwierigkeiten und Hemmnissen, Ränken und Listen, die in dem engern Hofkreise ihr freies Spiel hatten, und nach deren Beseitigung dann immer noch die Unschlüssigkeit und das eigensinnige Hinzögern des Großherzogs zu überwinden war, brachte die Männer, denen die thätige Führung der Geschäfte oblag, öfters zur Verzweiflung. Nur Reizenstein, der alterfahrne, aller Mißbräuche dieses Hofs und Staates gewohnte und von ihnen nicht geirrte treue Diener des unter seinen Augen und nicht

ohne seine Hülfe großgewordenen Fürstenhauses, war in seiner Standhaftigkeit nicht zu erschüttern. Da er nichts für sich wollte, keinen andern Ehrgeiz hatte als zum Guten zu wirken, so war ihm alles, was ihn persönlich betraf, kaum beachtenswerth. Wollte man seinen Rath, so gab er ihn nach seiner besten Ueberzeugung, und blieb dabei stehen, mochte derselbe gefallen oder mißfallen. Ließ man ihn ungefragt, so wartete er geduldig ab, bis seine Zeit wieder kam, und konnte dann mit größerem Nachdruck seine unveränderte Meinung auf's neue vortragen. Ihm war es für seine Person gleichgültig, und er fühlte sich nicht beschämt, wenn einmal acht Tage vergingen, in denen er nicht gerufen, ja gar nicht vorgelassen wurde, er machte dann um so freier seine Spazirgänge weit in's Land hinaus, die er ohnehin nur ungern den Geschäften opferte. Berstett hingegen, dem es auch wohl widerfuhr, daß der Großherzog ihn längere Zeit gar nicht sehen mochte, und jeden Vortrag von ihm anzunehmen immer aufschob, konnte das Gefühl solcher Zurücksetzung nicht ertragen, glaubte sich dem Spotte des Hofes, der Gesandten bloßgestellt, sein ganzes Ansehen zerstört, und wußte seines Mißmuths und seiner Zerknirschung nicht Maß noch Ziel. Er sprach in seiner düstern Stimmung von gewaltsamen Entschließungen, zu denen er gebracht werden könnte, vom Uebertritt in russische Dienste, von gänzlicher Zurückziehung, ja von den Fluthen des Rheins als einem kühlen Bette. Tettenborn, der es mit dem alten Kameraden redlich meinte, redete ihm nicht nur ermuthigend zu, sondern benutzte auch die erste Gelegenheit, den Großherzog dahin zu bringen, seinen Minister wieder rufen zu lassen, zur Tafel zu behalten und ihn seines vollen Vertrauens zu versichern, als dessen Beweis er ihm sogar seinen höchsten Hausorden verlieh. Berstett war jetzt eben so erhoben, wie vorher gedrückt, und erschöpfte sich in gerührten Dankbezeigungen für Tettenborn, der so großmüthig gewesen, einen Orden, den er selber noch nicht besaß, dem Freunde geben zu lassen; er glaubte wirklich nun mehr zu sein, als vorher, und es dauerte nicht lange, so ließ er sogar merken, wenn er ferner sich Tettenborn's so zu loben habe, so werde er sein neues Ansehen gern dazu

anwenden, daß auch diesem jener Orden zu Theil werde! Ich war theils Zeuge von diesen Vorgängen, theils empfing ich davon unmittelbaren Bericht. Tettenborn lachte dieser Eitelkeiten und Thorheiten damals, mit denen er doch später einen ernsten Kampf zu bestehen hatte. In seiner Gunst und in seinem freien Zutritt beim Großherzog war kein Wechsel wahrzunehmen; er genoß des großen Vortheils, nur Freund und Gesellschafter des Fürsten zu sein, noch in keinem bestimmten Amte demselben mit Geschäften lästig und durch Widerspruch unangenehm zu werden. An dieser Klippe scheitern oft die Günstlinge; sie benutzen die Gunst um zu hohen Aemtern zu gelangen, in diesen aber behaupten sie schwer die Gunst, weil die Bedingungen sich verändert haben, früher dienten sie zur fröhlichen Unterhaltung, nun werden sie zur verdrießlichen Belästigung, und Andere stehen in dem Vorzuge, den sie verloren haben. Die Wiederheranziehung Berstett's war zwar den Geschäften im Augenblicke förderlich, denn viele mußten schlechterdings durch die Hand des Ministers geführt werden, aber im Allgemeinen wäre es doch besser gewesen, nicht Berstett's Ansehen, sondern Reizenstein's Einfluß zu verstärken.

Reizenstein versäumte keine Gelegenheit, für die Sache Badens, deren günstige Entscheidung durch die großen Mächte geschehen mußte, auch in der öffentlichen Meinung zu wirken, da ihm nicht entging, mit welcher bestimmenden Kraft diese dort eindrang, wo sie später so sorgsam ausgeschlossen wurde. Nicht nur veranlaßte er, daß der berühmte Staatsrath Klüber, der früher in badischen Diensten gestanden, jetzt für Baden das schwere Geschütz seiner Aktensammlungen aufführte und mit seinen staatsrechtlichen Bemerkungen unterstützte, sondern er griff auch selbst zur Feder und schrieb mehrere geharnischte Aufsätze, die in verschiedenen Zeitungen Aufnahme fanden; einen derselben, der ungemeines Aufsehen machte, beförderte ich in die Zeitschrift der Patriot, welche Ludwig Wieland in Weimar herausgab; dieser geistvolle und gewandte Schriftsteller war bald völlig für Baden gewonnen, und leistete die größten Dienste, denn seine vom Publikum noch wenig gelesenen Blätter kamen in die Hände der höch-

sten Staatsmänner und wurden in französischen und englischen Zeitschriften wiederholt. Lindner that auch das Seinige als Freiwilliger mit großem Nachdruck und Erfolg, und ich warf nah und fern unaufhörlich die Feuerfunken aus, die mir von größeren Arbeiten täglich ohne alle Mühe wie von selbst absprühten. Wir suchten mit der Sache Badens überall die Sache der Freiheit, der Verfassung zu verknüpfen. In letzterer Beziehung empfanden wir leider die Schwierigkeit, bei den unerträglichen Zögerungen, die keinen raschen Fortschritt zuließen, uns immer noch nicht auf gegebene, wirkliche Verfassung, sondern nur auf verheißene, zu hoffende berufen zu können. Das Wort Konstitution war in jener Zeit noch so mächtig, daß man nicht zweifelte, dasselbe würde sogleich die Rettung Badens entscheiden, wäre es nur erst kühnen Muthes ausgesprochen.

Inzwischen hatte die baierische Regierung die gleichen Ansichten gefaßt, und im Vorgefühl, daß die diplomatische Verhandlung für sich allein den gewünschten Erfolg nicht sichern dürfte, ging man mit Eifer an's Werk, die ganze Stellung durch das Gewicht einer Konstitution kräftig zu verstärken. Mit angestrengtem und lange mit Glück verheimlichtem Fleiße war in München eine baierische Verfassung ausgearbeitet, nach kurzer Berathung unterzeichnet worden, und trat um die Mitte des Juni plötzlich überraschend an das Licht des Tages. Allgemein war das Erstaunen, die Verwunderung, von München her hatte man ein solches Vorangehen am wenigsten erwartet, alles war wie geblendet von der neuen Erscheinung, durch die sich Baiern gleichsam an die Spitze von Deutschland stellte; erst jetzt schien ihm wahre Selbstständigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen. Triumphirend blickte man in München auf Baden herab, dem man in dieser Sache den Vorsprung glücklich abgewonnen, das man mit dem stärksten Schlage getroffen zu haben glaubte. Wirklich fühlten auch der Großherzog und seine Verwandten und Freunde sich wie betäubt, und die Stimmen der Feigheit und Nachgiebigkeit, die an solchem Hofe nie fehlen, wagten sich dreister hervor, und

riethen vom Widerstand abzulassen, die Zukunft Badens der Entscheidung der Diplomatie anheimzustellen, und sich darein zu ergeben, daß nur die alten badischen Lande der ohnehin schon nicht mehr ganz ächten Dynastie verblieben. Die letztere Bezeichnung, wußte man wohl, schmeichelte mehr als sie verletzte, denn daß die ehemaligen Grafen von Hochberg künftig als vollberechtigte Erben das ganze Land beherrschen sollten, reizte den Stolz und Neid auch derer auf, die sie dazu berufen hatten, besonders war der Markgräfin Mutter alles willkommen, was jene Emporgehobenen wieder etwas herabdrückte. Auf's neue stand die badische Sache in gefährlicher Krisis. Allein Tettenborn und Reizenstein, verbunden in diesem Fall mit andern Getreuen, stellten sich mit aller Kraft den Einflüsterungen der Schwäche und des Verraths entgegen, und ihre Entschiedenheit behauptete das Feld. Sie sagten, der Vortritt Baierns in Gewährung einer Verfassung sei für Baden kein Grund zur Entmuthigung, sondern müsse zum Sporn dienen, Baiern nicht nur einzuholen, sondern sogar zu überflügeln; Baiern habe gezeigt, welchen Weg es für den richtigen halte, denselben Weg müsse auch Baden gehen, und zwar nicht nur entschlossen und schnell, sondern auch mit stärkeren Schritten; gewähre die baierische Verfassung dem Volke bedeutende Rechte, so müsse die badische noch mehr gewähren, und das könne man mit gutem Gewissen, denn die baierische stehe noch weit hinter dem Maße der Freiheit zurück, das selbst der russische Kaiser für Polen zweckmäßig erachtet habe.

Freilich konnte die baierische Verfassung in keiner Beziehung als ein Muster gelten. Sie gewährte Rechte genug, aber in einer abgeschmackten Weise; sie ermangelte einfacher Grundzüge, alles war in ihr kleinlich zugeschnitten, kümmerlich bedingt, ängstlich beschränkt; sie gab eine Masse von gesetzlichen Bestimmungen, die nur zu lesen schon peinlich war; keine Begeisterung konnte an ihr haften, keine Hoffnung als die, daß die berufenen Stände selbst ihr bald eine bessere, mit den Ansprüchen des Zeitgeistes übereinstimmendere Gestalt geben würden. Der Jubel in Baiern selbst, wo man die Sache näher in's Auge faßte, war daher auch geringer,

als außerhalb, wo die große Thatsache, daß Baiern konstitutionell geworden, allein in Betracht kam und wirkte. Selbst dem Könige von Würtemberg, der seinem Volke schon eine weit freisinnigere, gediegnere Verfassung darbot, und deren Zustandekommen eifrig betrieb, so daß die baierische gegen sie bald in Schatten stehen mußte, war es doch höchst ungelegen und verdrießlich, daß Baiern ihm zuvorgekommen; er verhehlte seinen Unmuth nicht, und meinte, man hätte an der Isar wohl warten können, bis am Neckar das Werk fertig geworden, das jetzt durch die nachbarliche Voreiligkeit nur gestört und erschwert werde. Aus gleichem Grunde sah er auch Baden in dieser Hinsicht lieber noch zögern, als eilen, und wünschte, daß hier, wo man auf seine guten Dienste rechnete, auch seine besondere Lage berücksichtigt würde. Seine Aufgabe war allerdings eine weit schwierigere, denn während Baiern und Baden ohne Hinderniß nur zu oktroyiren brauchten, was jedenfalls dankbar anzunehmen war, mußte er mit schon vorhandenen, streitfertigen Ständen alles auf dem Wege des Vertrags erlangen. Um von würtembergischer Seite nicht auch noch Einflüsse zu erfahren, die von den offnen und heimlichen Gegnern aller Verfassung benutzt werden könnten, die mit neuen Gründen zu verzögern, so ließ Tettenborn gegen Ende des Juni sich mit einer Sendung nach Stuttgart beauftragen, um alles Nöthige mit dem Könige zu besprechen; was denn aber doch nicht verhindern konnte, daß die Gebietssache, für die der König alles zu thun versprach, in den Vordergrund gestellt blieb, und die Verfassungsfrage, die der König ungern beeilt sah, fürerst nur in weitere Ueberlegung genommen wurde.

Mittlerweile hatte der Großherzog, theils auf Anrathen der Aerzte, theils aus andern Gründen, die in solchen Fällen oft seltsamer Art waren, sich von Baden nach dem höher im Schwarzwald gelegenen Rippoltsau begeben, wo ein Sauerbrunnen ihn erfrischen sollte. Die Minister besuchten ihn ab und zu, auch Tettenborn nach seiner Rückkehr von Stuttgart. Die Geschäfte gingen nicht nach Wunsch, blieben aber

doch nicht ganz liegen. Für die Gesandten wurden neue Anleitungen, für die großen Höfe nachdrückliche Denkschriften ausgearbeitet, und auch andere Mittel in Bewegung gesetzt, um die baierischen Anschläge zu entdecken, und ihnen entgegenzuwirken. Baden selbst bot zu beidem manche Gelegenheit. Der Herzog von Leuchtenberg Eugen Beauharnais hatte sich eingefunden um die Kur zu gebrauchen, er bewohnte das schöne Haus des Herrn von Ende, und bezeigte sogar Neigung es zu kaufen. Von jenseits des Rheins und aus der Schweiz kamen viele Franzosen, die dem Stiefsohn ihres gewesenen Kaisers huldigten; es wurde da manches gesprochen und verhandelt, was den Badenern nicht verschwiegen blieb. Man erfuhr zum Beispiel, daß der Kaiser Alexander dem Herzog das Versprechen gegeben haben sollte, dahin zu wirken, daß die Rheinpfalz, wenn sie der bestehenden Abrede gemäß an Baiern fiele, ihm als souveraines Fürstenthum ertheilt würde. Man sah daraus, daß die Gesinnungen des Kaisers in Betreff Badens noch gar nicht vortheilhaft standen. Ueberhaupt war in Baden bei dem sich stets mehrenden Zudrang von Fremden ein lebhafter Verkehr, und es durchkreuzten sich allerlei Betreibungen. Zahlreiche diplomatische Personen von Karlsruhe, Stuttgart, München, Frankfurt und andern Orten benutzten die Heilquellen, oder gingen ab und zu. Der berühmte Lascases, nachdem er St. Helena hatte verlassen müssen, fand sich ein, um seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen; wir lernten ihn und seinen Sohn Emanuel bald näher kennen, und gewannen sehr das Vertrauen des letztern. Die schon erwähnte Familie Tastet aus Straßburg mit ihren liebenswürdigen Töchtern hegte ganz den edlen Freiheitssinn aus der früheren Revolutionszeit, der sich jetzt mit Anhänglichkeit für Bonaparte ziemlich vertrug, da man wider den gemeinschaftlichen Feind, die Ultras der Restauration, sich zu verbünden hatte. Eine Gräfin Lagorce, früher sehr im Vertrauen der Kaiserin Josephine und jetzt noch in dem des Herzogs von Leuchtenberg, machte aus gleichem Grunde gemeinschaftliche Sache mit den Liberalen. Wir legten uns keinen Zwang auf, und hatten, wie Tettenborn, Philippsborn und Lindner, vielen und vertraulichen Umgang

mit diesen ganz oder halb Geächteten, obschon der französische Gesandte Graf von Montlezun bisweilen schiefe Gesichter deßhalb machte. Andererseits sahen wir täglich die Gräfin Festetics aus Ungarn, die Mutter jener durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Gräfin Julie Zichy, die im Wiener Kongreß die Verehrung des Königs von Preußen auf sich gezogen hatte, mit welchem die Mutter auch jetzt noch freundliche Beziehungen unterhielt. Dagegen mieden wir eine Gräfin von Waldburg-Truchseß, geborne Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die einst Oberhofmeisterin am Hofe des Königs Hieronymus von Westphalen gewesen und jetzt die preußische Gesandtin zu Turin war. Wir kannten sie schon aus früherer Zeit von Töplitz her, wo ihr Wesen uns nicht angezogen hatte; hier aber, wiewohl wir sonst die Anhänglichkeit an Bonaparte, den jetzt Unmächtigen, ganz gut vertrugen, mußte uns von einer preußischen Landsmännin die Art verletzen, wie sie ihre Gesinnung aussprach; den 18. Juni, an welchem die Preußen bei Bellealliance siegten, erklärte sie für einen Trauertag, sprach von Napoleon als von dem theuern geliebten Kaiser, und anderes dergleichen, worüber der französische Gesandte, dem es zu Ohren kam, bittere Klage bei mir führte. In Berlin wollte man es nicht glauben, schon um es nicht rügen zu müssen, da sie dort wegen ihrer Geburt und ihrer heftigen Thätigkeit eben so angesehen als gefürchtet war.

Die Königin von Würtemberg hatte statt eines sehnlich erwarteten Kronprinzen eine Tochter zur Welt gebracht, und da ich veranlaßt war, dem Könige zu schreiben, so nahm ich Gelegenheit sowohl hievon zu sprechen, als auch nach dem Gange der würtembergischen Verfassungssache zu fragen, der für die badische so vieles zu bedenken gab. Seine Antwort ist zu merkwürdig an sich und zu ehrenvoll für ihn, als daß ich sie hier weglassen dürfte. Er schrieb eigenhändig wie folgt:

„Stuttgart, den 1. Juni 1818.

Sie haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie geglaubt haben, daß ich die Geburt meiner Tochter so beurtheilt habe, wie Sie es in Ihrem Briefe angeben; die meisten Menschen halten mich für ehrgeiziger, als ich es wirklich bin, denn ich kenne nur Einen Ehrgeiz, den, meine Pflicht zu thun so lange ich an dieser Stelle bin, das Uebrige überlasse ich gern der Leitung der Vorsehung.

Ihre Nachrichten über die Konstitutionssache sind mir wichtig gewesen, ich beantworte sie gern und freimüthig, indem ich immer den Muth habe, das zu verfechten, was ich einmal unternommen habe; wir sind wirklich mit den wichtigsten Vorarbeiten beschäftigt, das eine betrifft die Erneuerung unserer Bauernverwaltung und Justizverfassung in erster Instanz, das andere eine gleichere Vertheilung unserer direkten Steuern; in der ersten Kommission sitzen die zwei ersten Oppositionsmänner, und für die Justizverfassung ist nun auch Weishaar beigezogen; sie haben der Regierung bei Beendigung dieses Geschäfts das freimüthige Zeugniß gegeben, daß sie das Wohl und die Selbstständigkeit der Bauern aufrichtig bezwecke, und es unmöglich gewesen wäre, in einem ständischen Comité in diesem Augenblick diese Absicht zu erreichen. Das zweite Geschäft bietet wegen der Mediatisirten die nämlichen Schwierigkeiten dar, denn sie heben seit Erscheinung der baierischen Konstitution wieder gewaltig die Köpfe empor; noch unterhandelt man mit ihnen, und der Erfolg wird beweisen, ob man mit ihnen abschließen oder ganz brechen muß. Mit der angestrengtesten Thätigkeit werden diese neuen Einrichtungen doch erst gegen Ende dieses Jahres in's Leben treten, und daher unmöglich, noch in dem Lauf desselben die Stände zu versammeln, allein es wird auch in keinem Fall länger als in dem künftigen Frühjahr hinausgesetzt werden.

Die höchste Rücksicht ist, das Volk zu erleichtern und in den neuen Formen bewegen zu lassen, ehe man den Schlußstein zum Gebäude setzt.

Nach meinen Nachrichten hat sich Fürst Metternich für die Annahme des Generals Tettenborn günstig erklärt,

allein andre Umgebungen des Kaisers sollen dagegen sein, erst nach der Zurückkunft des Kaisers sollte die Sache entschieden werden, da Metternich sie persönlich vortragen wollte.

Das gewünschte Memoire wird Mülinen Ihnen mittheilen; es ist mir wahrlich leid, daß bei meiner aufrichtigen Zuneigung für Ihren Staat ich leider oft in den Fall komme, den unpolitischen, ja unbegreiflichen Aeußerungen Ihrer Geschäftsmänner entgegen zu arbeiten; dies hat aber keinen Einfluß auf meine Gesinnungen, denn die Sache ist für mich alles, die Personen nichts.

Geben Sie mir doch Nachrichten über Lascases, sein Treiben ist gewiß nicht bedeutungslos!!"

Jedes Jahr pflegte der König von Baiern auf einige Wochen nach Baden zu kommen, wo er ein eignes Haus besaß und als ein willkommener Stammgast angesehen wurde. Bei der eingetretenen politischen Spannung, und besonders nach den persönlichen Reizungen, die mit den gewechselten Briefen verbunden waren, glaubte man, der König werde für dieses Jahr Baden unbesucht lassen, da es ihm selbst nicht angenehm sein könne, in einem Lande zu sein, wo er für den Augenblick als Feind angesehen wurde, und sich vielleicht widrigen Begegnissen aussetzte, noch weniger könne er wünschen mit seinem Schwager dem Großherzog zusammenzutreffen, denn daß dieser nach Rippoltsau gehen würde, war noch nicht bekannt. Aber der König wollte sich keinen Zwang anthun und die Gewohnheit, vier Wochen seines Sommers in Baden versorgt zu wissen, nicht aufgeben. Man hörte von München her, daß er zur gewöhnlichen Zeit kommen werde, und in Baden, daß in seinem Hause die nöthigen Vorbereitungen getroffen seien. Der Großherzog war empört über diese Nachricht, nannte es eine Frechheit, daß sein Schwager ihm jetzt vor Augen treten wolle, ihn im eignen Lande nicht ruhig athmen lasse; es sei ein Hohn, daß der Räuber, der Anwarter auf den Tod seines Verwandten, mit eignen Augen zu sehen komme, wie lange sein Opfer

wohl noch leben könne. Auch die Großherzogliche Familie fand es sehr ungeschickt und unziemlich, daß der König unter diesen Umständen doch kommen wolle, und die Markgräfin Mutter rieth in der Stille nachdrücklich davon ab. Allein Max Joseph achtete nicht darauf, sondern kam. Doch hatte der Großherzog, der schon vorher weggezogen war, ihm eine besondere Ueberraschung hinterlassen. An dem Tage, an welchem der König eintraf, verließen alle badischen Hof- und Staatsdiener, vornehme und geringe, plötzlich den Ort. Diese allgemeine Flucht war Folge eines strengen Befehls, den der Großherzog diesmal, gereizt wie er war, ohne Zögern und mit Lust ertheilt, und zu welchem vorzüglich Tettenborn gerathen hatte, der in jeder kleinsten Kraftäußerung des Großherzogs einen Gewinn sah, der zu weiteren Handlungen stärkte. Nun hätte freilich der König aus dieser im Grunde doch nur wesenlosen Maßregel sich nichts zu machen brauchen, und seinen Tag in gewohnten Gängen und Späßen behaglich hinleben können; allein sie war auf seinen Karakter gut berechnet, er fühlte sich furchtbar von ihr getroffen. Die Zahl jener Badener war sehr bedeutend, es fanden sich unter ihnen manche Personen, die der König gern sah, deren Gesellschaft ihn unterhielt. Die plötzliche Leere um ihn her, die sein geringes Gefolge nicht verdecken und der Zudrang lästiger Unbekannten nicht ausfüllen konnte, war ihm entsetzlich, sich so gemieden zu sehen war ihm eine Kränkung, wie er noch keine erlebt hatte, in die er sich gar nicht finden konnte. Wohl gab er sich alle Mühe, sein Unbehagen zu verbergen, lustig und gemüthlich zu scheinen, aber es gelang ihm nicht, man sah den Verdruß ihm auf das Gesicht geschrieben, und in seinem ganzen Benehmen einen trüben Mißmuth, der immer geneigt schien, in bittre Klagen auszubrechen, auch schüttete er diese wirklich in den Busen der Madame Bourbon, einer Modehändlerin aus Straßburg, die er gut kannte, mit hingebendem Vertrauen aus, welches die Freundin zu ehrenvoll fand, als daß sie es nicht eifrigst zur allgemeinen Kenntniß gebracht hätte, was denn für die Lach- und Spottlustigen gute Nahrung gab. — Auch die in Karlsruhe ansässigen Gesandten machten ihm zwar ihre Aufwartung, blie-

Digitized by Google

ben aber nicht in Baden, sondern kehrten nach Karlsruhe zurück; es wurde dies für eine Schicklichkeit gerechnet, die man dem Großherzog schuldig sei. Daß ich allein den Aufenthalt in Baden fortsetzte, fiel ungemein auf, und wurde mir baierischerseits im Anfange hoch angerechnet, bis man merkte, daß es badischerseits gar nicht übelgenommen wurde; selbst in Berlin meinte man, ich hätte aus schuldiger Rücksicht für den Hof, bei dem ich beglaubigt sei, mit diesem zugleich Baden verlassen sollen, und der Großherzog könnte sich über mein Benehmen mit Recht beklagen; ich konnte diese Besorgniß mit Lächeln lesen und dem Ministerium verbürgen, von dieser Seite werde keine Beschwerde kommen; ich durfte fürchten, daß mir in Berlin zu viel Eifer für Baden vorgeworfen würde, die entgegengesetzte Rüge konnte mir nur erwünscht sein.

In der Großherzoglichen Familie war doch nicht aller Verkehr mit der baierischen abgebrochen. Die Prinzessin Amélie kam sogar auf längeren Besuch ihrer Schwester der Königin nach Baden, und der Herzog von Leuchtenberg hatte eine Zusammenkunft mit der Großherzogin Stephanie in dem kleinen Badeort die Hub genannt. Die Familienangelegenheiten kamen bei solchen Anlässen wohl zur Sprache, aber nicht die politischen. Der bevorstehende Aachener Kongreß mußte die letztern zur Entscheidung führen, wegen deren Ausfall man noch keine Gewißheit hatte, aber zugleich drohte eine andere Krisis, denn der Zustand des Großherzogs war seit kurzem bedenklich verschlimmert, und sein Tod konnte noch vor den Verhandlungen oder während derselben eintreten; dies würde für Baden in allen Beziehungen ein tief verwirrendes Unglück gewesen sein. Die untergeordneten Mißhelligkeiten und Sonderabsichten schwiegen bei dieser Gefahr eine Weile, und alle Sorgen und Vorschläge hatten nur die Erhaltung des Großherzogs zum Zweck. Die Königin von Baiern wünschte sehnlichst ihren Bruder zu sprechen, der aber unterdessen von Rippoltsau in das entlegenere und noch einsamere Bad Griesbach gezogen war. Der König selbst war betroffen über die Nachrichten, die von dort eingingen, und die er so schlimm nie vermuthet hatte. Wäre es auf

ihn allein angekommen, so hätte er wohl allen Ansprüchen, die Baiern auf badische Lande machte, augenblicklich entsagt, denn er war leicht gerührt und in hohem Grade gutmüthig; doch er war längst gewohnt, seinen unmittelbaren Antrieben nur in kleinen Dingen, in politischen aber seinen Ministern zu folgen. Dem Herzog von Leuchtenberg war nur an dem Wohlergehen der Großherzogin Stephanie gelegen, ihretwegen bezeigte er auch für ihren Gemahl lebhafte Theilnahme. Dieselbe Triebfeder wirkte bei den meisten Franzosen ein, die nach Baden kamen, unter welchen Lavalette, Felix Desportes, General Rapp und besonders Bignon zu nennen sind, welcher letztere in früherer Zeit Gesandter Napoleon's in Karlsruhe gewesen war, und jetzt der badischen Sache durch seine Feder eine gewichtige Unterstützung bot.

Nachdem der König von Baiern seine Kur etwas früher als gewöhnlich beendigt und Baden verlassen hatte, kamen aus Karlsruhe und andern Orten viele der Geflohenen wieder zurück, auch die Markgräfin Mutter, bei der die Königin noch kurze Zeit verweilte, bezog dort ihre Sommerwohnung. Sie besuchte ihren Sohn in Griesbach, und kam tief erschüttert zurück. Ehe sie Baden ganz verließ, durfte auch die Königin von Baiern dort ihren Bruder noch wiedersehen.

Kurz vorher war unerwartet Tettenborn von Griesbach angelangt und machte mir geheime Eröffnungen von größter Wichtigkeit. Der Großherzog befand sich wirklich im kläglichsten Zustande; seine Krankheitszufälle waren heftiger geworden, eine völlige Erschlaffung ließ das Schlimmste fürchten. Seine Leibärzte zuckten die Achseln, der russische Leibarzt von Rehmann hielt ihn für verloren, die Umgebung war trostlos. Es waren Vorschläge zu einer Reise nach dem Süden, zu einer Brunnenkur in Pyrmont gemacht worden, sie blieben alle schwebend, weder bejaht noch verneint. Dem Kranken durfte man nicht sagen, wie schlecht es um ihn stand; aber daß er nicht lange leben könne, daß er Gift bekommen habe, wiederholte er selbst öfters unter jammervollen Ausrufungen. Er schleppte seine Tage hin, mochte nicht in's Freie, kaum aus einem Zimmer in's andere. Seine Unthätigkeit war

qualvoll, die Geschäfte ruhten ganz und gar. Er beharrte noch mit Nachdruck in seiner Verneinung, wollte in keine Gebietsabtretung, in keine wenn auch erst nach seinem Ableben auszuführende Theilung seines Landes willigen, aber thun wollte er durchaus nichts. Er mochte gutheißen was man ihm vorschlug, seine zur Ausführung erforderlichen Befehle, seine Namensunterschrift, waren oft nur mit den schwierigsten Künsten zu erlangen. Gleichwohl durfte keine Zeit verloren werden, der Kongreß von Aachen stand nahe bevor, und das Schicksal Badens mußte zur Entscheidung kommen. In dieser Noth hatten Reizenstein und Tettenborn, denen Berstett und die andern Minister zustimmten, mit der Großherzogin Stephanie nach ernstlicher Ueberlegung beschlossen, mit vereinigten Kräften auf den Großherzog und für ihn zu wirken, da er fast als gemüthskrank anzusehen war. Die Fürsorge sollte in doppelter Richtung thätig sein, zuerst für ihn persönlich, es mußte alles aufgeboten und versucht werden, um sofern solche noch möglich, seine Heilung zu erwirken, wenigstens der schnellen Verschlimmerung Einhalt zu thun. Dann waren für das Land kräftige Maßregeln zu nehmen, die man von dem Leidenden, bei welchem das Zureden der Einzelnen nichts ausrichtete, durch vereintes Bestürmen ertrotzen mußte. Vor allem sollte die Verfassung schleunig ausgearbeitet und verkündet werden, denn dies galt als das Unerläßlichste und Heilsamste, nichts schien das bedrohte Land fester zusammenhalten und gegen Eingriffe von außen schützen zu können; sodann mußten die diplomatischen Arbeiten, die sich jetzt häuften und oft wochenlang unverantwortlich liegen blieben, nicht die geringste Verzögerung mehr erfahren. Diese beiden Dinge hoffte man durchzusetzen. Zweifelhafter jedoch erschien der Erfolg, ihn persönlich aus dem jetzigen Zustande zu reißen. Hiezu bedurfte es kluger List, und besonderer Anstalten, zu denen ich behülflich sein sollte. Es stand fest, daß die bisherigen Aerzte des Großherzogs weder mit seiner Krankheit noch mit ihm selbst mehr fertig wurden, er hatte kein Vertrauen, sie kein Ansehen mehr. Ein fremder Arzt von großem Namen mußte berufen werden, der dem Kranken mit gebietendem Ernst gegenüber stünde. Doch gerade dies

war nicht leicht zu erlangen. Nie würde der Großherzog dazu seine Einwilligung gegeben, nie den gerufenen Arzt vorgelassen haben. Daher wurde beschlossen, die Sache ohne sein Wissen auszuführen, und den Leibarzt des Königs von Preußen, den berühmten Hufeland herbeizurufen. Derselbe sollte als Reisender wie zufällig in Baden eintreffen, ich mit ihm über den Großherzog sprechen, und plötzlich den Gedanken fassen, dieser Mann könne dem Kranken Hülfe bringen, und dann selbst nach Griesbach eilen um darauf zu dringen, daß ein so glücklicher Zufall nicht unbenutzt bliebe. In dieses persönliche Geheimniß waren außer der Großherzogin und Tettenborn nur noch die Markgräfin Mutter eingeweiht, die unter großer Aufregung und vielen Thränen ihre eifrigste Mitwirkung zusagte. Das Schreiben an Hufeland wurde schnell aufgesetzt und abgeschickt, ich begleitete dasselbe mit dem nöthigen Bericht.

Inzwischen verlautete, daß der in Aachen bevorstehende Kongreß, der zunächst die Erleichterung Frankreichs zum Zweck hatte, dann aber auch andere politische Fragen, unter diesen die badische Gebietssache, in Berathung ziehen sollte, nur aus den Großmächten bestehen würde, daß diese keinen andern Fürsten zulassen, ja sogar keine diplomatischen Sendungen dort anuehmen wollten. Die Ausschließung erregte großen Unmuth bei den von ihr Betroffenen; die Niederlande, Baiern, Sachsen, Würtemberg und auch selbst Baden sahen nicht ohne Murren sich so zurückgesetzt; besonders klagte Baiern, und seinerseits nicht minder Baden, daß ihre Gesandten, während doch die baierisch-badische Sache zur Entscheidung kommen werde, dabei nicht wenigstens gehört werden sollten. Jedoch mußte man sich dem Willen der Großmächte fügen, und da eine öffentliche Betheiligung nicht zu erlangen war, so sann man auf andere Aushülfe, um sichere und schnelle Kunde von den Dingen zu erhalten, die bei dieser wichtigen Zusammenkunft an Ort und Stelle sich wahrnehmen ließen. Cotta, stets umsichtig für seine Tageblätter und Zeitschriften bedacht, hatte bereits die Augen auf Lindner ge-

worfen, und dieser sich willig gefunden, das Amt eines Berichtschreibers aus Aachen zu übernehmen. Da lag der Gedanke nah, daß auch der Großherzog von Baden, und eben so der König von Würtemberg, diesen klugen und gewandten Mann als Beobachter nach Aachen senden könnten, um doch nicht ganz ohne Auskunft zu bleiben. Ich vermittelte beide Anknüpfungen ohne Schwierigkeit, und mein Freund war nicht wenig erfreut, sich unerwartet in der Mitte diplomatischer Geschäftigkeit zu sehen, die zwar nur erst eine geheime war, aber dadurch um so größeren Reiz hatte.

Der König von Würtemberg schrieb mir um diese Zeit folgenden eigenhändigen Brief:

„Stuttgart, den 26. Juli 1818.

Der Inhalt Ihres letzten Schreibens ist mir in jeder Hinsicht sehr wichtig gewesen; die Nachrichten aus Griesbach sind traurig, ich beurtheile die Lage der Dinge dort wie Sie, der Tod des Großherzogs würde für Deutschland unberechenbare Folgen und für mein Vaterland sehr verderbliche haben; für beide wünschte ich den Großherzog gerettet zu sehen; kann es aber nicht sein, so muß mir alles daran gelegen sein, wenigstens von allem genau unterrichtet zu werden. Sie werden mich sehr verbinden, mir alle dortigen Vorfälle durch schnelle und sichere Gelegenheit zukommen zu lassen. Für den Wink wegen Herrn Lindner danke ich Ihnen sehr, die Kenntnisse und Talente dieses Mannes sind bekannt, weniger sein Karakter, Sie bürgen für ihn, und das ist eine sehr gute Empfehlung, seine sehr delikate Mission wird hinlänglich Gelegenheit geben ihn zu prüfen; wollten Sie es über sich nehmen, sein Verhältniß mit mir anzuknüpfen, so würden Sie mir einen wichtigen Dienst erweisen, die Bedingungen und vorzüglich die Art die Korrespondenz zu leiten muß ich Ihrer Klugheit überlassen, und bin sicher dabei; ich sende diese Zeilen durch einen sichern Boten, damit sie Ihnen schneller eingehändigt werden."

Die Verfassungsarbeiten kamen nun auch in Gang. Ein Ausschuß wurde beauftragt, in welchem Reizenstein, Tettenborn, Berstett, der Staatsrath von Sensburg, besonders aber Nebenius, thätig waren; es wurden aber auch noch andere Personen gehört, wenigstens waren sie nicht abzuweisen. Berstett wußte in diesen Sachen nicht viel, er stimmte nach Belieben bald mit dem einen, bald mit dem andern. Ein Gegner aller Verfassung war Sensburg, er bestritt heftig jeden freisinnigen Antrag und drang auf möglichste Beschränkung, wobei er gewiß zu sein schien, daß der Großherzog und das ganze regierende Haus ihm innerlich beistimmten. Tettenborn war durchaus für die weitesten Gewährungen, und machte hauptsächlich den Grund geltend, daß Baden die öffentliche Meinung für sich gewinnen, und besonders mehr thun müsse, als Baiern gethan. Reizenstein war hiemit einverstanden, jedoch aus Gewöhnung, in kleinen und engen Staatsverhältnissen zu wirken, hatte er doch allerlei Bedenken, die hin und wieder das schon Gewährte wieder verengten. Ihm schloß Nebenius sich an, der obwohl jünger und freisinniger, doch auf ihn das meiste Vertrauen setzte, und in ihm nicht nur den erfahrenen, rechtschaffenen, sondern auch den altbadischen Staatsmann verehrte, während die übrigen mehr oder minder Neulinge waren und dem Land und Hause nicht so fest angehörig schienen. Auf Nebenius ruhte das ganze Gewicht des Werkes, er führte die Feder, ordnete den Ausdruck der oft sehr verworrenen Meinungen, stellte die Ergebnisse zusammen, und redigirte zuletzt die Verfassungsurkunde selbst. Sie hatte Mängel und Auswüchse, gab indeß im Durchschnitt das Maß des damals Möglichen. Der Vorschlag, statt zweier Kammern nur Eine Versammlung zu bilden, stieß auf unbesiegbaren Widerspruch. Eben so war eine größere Beschränkung der standes- und grundherrlichen Rechte, die den Landmann schwer drückten, nicht durchsetzen.

Ich durfte mir sagen, bei dieser Verfassungsangelegenheit nach Kräften mitgewirkt zu haben. Durch Tettenborn war ich in ihr gleichsam vertreten, und auch außerdem hatte ich manchen Beitrag zu dem Werke durch gelegentliche an gutem

Ort gemachte Aeußerungen geliefert. Aber mir war beschieden, ungenannt und still auch für die würtembergische Verfassung heilsam thätig zu sein. Der König hatte den besten Willen, zeigte die freisinnigste Nachgiebigkeit, allein die Sachen waren schlimm verfahren und ließen kein Gedeihen absehen. Die mediatisirten Fürsten und Grafen, verstärkt durch den ritterlichen Adel, und die Altwürtemberger, welche an dem urkundlichen alten Recht eigensinnig festhielten, standen der Regierung in vereintem Widerspruch entgegen. Die Verbindung war unnatürlich, denn die Vornehmen und die schlichten Bürger wollten sehr Verschiedenes; was jene erstrebten, möglichste Rückkehr in die frühere Stellung, konnte diesen nichts helfen, was diese forderten, das alte Recht, konnten jene nicht gebrauchen. Ich kannte die Partheien, war mit einzelnen Gliedern in naher Beziehung, ich sah, daß auf diesem Wege nicht zum Ziel zu gelangen war. Ich rieth daher dem Könige für seine guten Absichten neue Stützpunkte zu nehmen. Die Altwürtemberger waren beschränkt und störrisch in ihren politischen Begriffen, verlangten die für das zusammengesetzte Königreich nicht mehr anwendbaren Satzungen des kleinen Herzogthums, sie hatten sich im heftigen Streit gegen die Regierung ganz verbittert, eine Aussöhnung schien kaum möglich. Aber sie waren die ehrlichsten, rechtschaffensten Männer, sie hatten das urkundliche Recht für sich, sie hegten keine Nebenabsichten, sie waren der Kern des Landes. Mit ihnen sollte der König sich einlassen, durch ihre Hülfe sein Werk ausführen. Der König sah die Richtigkeit meines Rathes sogleich ein, und folgte ihm ganz. Zwar fühlten Wangenheim, Cotta und Andere, die bisher auf Seiten der Regierung gegen jene gestritten und manche Unbill erduldet hatten, sich von der neuen Wendung schmerzlich berührt, und mir that es leid, ihnen, die ich meine Freunde nennen durfte, dies zuzufügen, aber sie dachten zu edel und vaterländisch, um nicht gern dem Gemeinbesten des Landes jedes persönliche Opfer zu bringen. Mit den Führern der Volksparthei war eine Annäherung gleich gefunden, das leiseste Entgegenkommen gewann sie leicht; was konnte damals ein deutscher Fürst, der es redlich meinte, nicht alles mit dem stets vertrauen-

vollen, stets willigen Volk anfangen! Der falsche Zusammenhang der Altwürtemberger mit dem Adel wurde gelöst, die Verhandlungen lenkten in eine bessere Bahn ein und gewannen heitrere Aussichten. Zwar erfolgte der Abschluß erst lange nachher, denn noch viele Schwierigkeiten blieben zu überwinden, noch mancher Eigensinn machte sich geltend, und die Geduld des Königs hatte noch manche Probe zu bestehen; allein der gewählte Weg wurde nicht mehr verlassen und bewährte sich durchgängig als der rechte, der zuletzt das ersehnte Ziel glücklich erreichte.

In Berlin ging mittlerweile eine Veränderung vor, die für die politischen Angelegenheiten überhaupt, insbesondere für die preußische Diplomatie von äußerster Wichtigkeit war. Der Staatskanzler hatte seit dem Kriege die auswärtigen Verhandlungen selbst geleitet, das Einzelne der Geschäfte jedoch meist dem Geh. Rath von Jordan überlassen. Dieser, nach Amt und Fähigkeit allerdings untergeordnet, bekam durch seine Stellung etwas von dem Ansehen eines Ministers, und machte dasselbe in manchen Fällen geltend, was sowohl nach innen als auch nach außen öfteren Anlaß zu Verdrießlichkeiten gab. Dem Könige war dergleichen sehr unangenehm, und da die höhere Hof- und Staatswelt, mit wenigen Ausnahmen, ohnehin gegen Hardenberg feindlich und im Stillen thätig war ihn zu stürzen oder doch zu beengen, so fehlte es nicht an Bemerkungen, wie sehr der Staatskanzler überladen sei, daß sein Alter Erleichterung bedürfe, daß Jordan weder den Rang noch das Benehmen habe, um für sämmtliche Gesandte die erste Behörde vorzustellen, daß die Würde der Krone vielmehr erfordre, einen wirklichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu haben. Dem Könige leuchtete das völlig ein, die Schwierigkeit war nur, dies ohne Kränkung und selbst mit Zustimmung Hardenberg's in's Werk zu setzen. Durch die öffentliche Meinung war Wilhelm von Humboldt längst für diesen Platz bezeichnet, aber dem Könige nicht angenehm, der Hofparthei verhaßt, war er überdies mit Hardenberg etwas zerfallen, und der Vorschlag wäre jetzt eine Beleidigung für diesen gewesen. Von ihm konnte daher die Rede nicht sein. Zwar gab es Liebhaber genug, der ehema-

lige Staatsminister von Brockhausen, der Finanzminister Graf von Bülow, sogar der alte Haugwiz wurde genannt, aber keiner hatte Gunst genug, Eifersucht und Mißtrauen traten jedem in den Weg; lieber als einen Einheimischen wollte man einen Fremden auf jenem wichtigen und glänzenden Posten sehen. Der dänische Gesandte Graf Christian von Bernstorff kam in Vorschlag, fand sogleich allseitige Genehmigung und man begann mit ihm zu unterhandeln. Hardenberg empfing die erste Nachricht von dem Vorhaben im Auftrage des Königs durch den Fürsten von Wittgenstein. Er war überrascht, schwieg einen Augenblick, sagte dann aber fest und bestimmt, die Sache selber sei vollkommen zweckmäßig, die getroffene Wahl vortrefflich, sie habe seinen vollen Beifall. Gegen Bernstorff's Karakter und Fähigkeit war in der That nichts einzuwenden; er war eine edle würdige Gestalt, sein Benehmen vornehm, sein Geist gebildet, er besaß große Geschäftserfahrung, mannigfache Kenntnisse. Aber mehr als alles andere empfahl ihn der Ruf, daß er ein vollkommener Aristokrat und nebenher ein gläubiger Christ sei; man rühmte die auserlesene Gesellschaft, die er bei sich sah, die Anmuth, mit der seine schöne Frau dem Hause vorstand. Wie schmeichelhaft auch der Antrag sein mochte, wie versprechend für die Zukunft, so scheute er doch anfangs, die große Last, die damit verbunden war, auf sich zu nehmen, so wie den Neid und Haß, die sich unfehlbar an ihn heften würden. Allein man drängte ihn zum Entschluß, man machte in Kopenhagen Eröffnungen, die diesen schon als gefaßt vorstellten, und sein dänischer Abschied war fast eher als sein preußischer Eintritt entschieden. Daß die Sache ohne Beispiel, daß es eine Schande für den Staat war, seinen ersten Minister aus den fremden Diplomaten zu wählen, einen Mann, der bei allen sonstigen Vorzügen, doch den Nachtheil hatte kein Preuße zu sein, und der, um es zu werden, nun plötzlich Bewußtsein, Sinn, Eifer und Zuneigung völlig umwandeln sollte, kam nicht in Betracht. Die Sache war im tiefsten Geheimniß betrieben worden, und blieb es auch längere Zeit; sie sollte sich dem Sturm der Mißurtheile erst als fertiges Werk aussetzen. Ich erhielt die erste Nachricht von

dieser Veränderung sehr früh aus einer Quelle, die bis dahin nichts der Art geliefert hatte. Der preußische Geschäftsträger in Frankfurt am Main, Scholz, vernahm sie von einem alten Bekannten, den er zufällig traf, und schrieb sie uns nach Karlsruhe. Die Neuigkeit gab viel zu überlegen, sowohl in persönlicher Hinsicht, als in Betreff der politischen Fragen, für welche nun preußischerseits neue Hände und vielleicht neue Ansichten in's Spiel kamen. Ich erfuhr bald darauf, daß Bernstorff gleich beim Aachener Kongreß in seiner neuen Thätigkeit auftreten werde; die badischen Minister sahen ihre Spannung und ihre Verlegenheiten täglich wachsen, man strengte um so mehr alle Mittel an, um Nachrichten, Gunst, Zugang und Einwirkung zu erlangen.

Bisher war vielerlei versucht worden, um die Gesandtschaft Tettenborn's nach Wien zu hintertreiben. Zwar wünschten manche Personen sehnlichst ihn vom Großherzog zu entfernen, und auch sein Freund Berstett konnte diesen Wunsch nicht ganz unterdrücken, denn das Ansehen Tettenborn's, der ihn doch hauptsächlich gefördert und gehalten, wurde ihm lästig, sobald er einen Augenblick glaubte dessen entbehren zu können. Allein manchen Gegnern schien seine Entfernung von Karlsruhe durch jenen glänzenden und wichtigen Posten doch zu theuer erkauft. Man sparte keine Ränke, seiner Annahme in Wien Schwierigkeiten zu erwecken, wozu die baierischen Einflüsse sich trefflich benutzen ließen. Es wurde vorgestellt, daß es mißlich und kaum üblich sei, jemanden als Gesandten dahin zu schicken, wo er früher in Diensten gestanden, daß Tettenborn diese verlassen, um in die damals feindlichen russischen überzugehen, und wenn auch bald nachher Rußland und Oesterreich sich befreundet hätten, so bliebe doch dem letztern gerechter Grund einem Offizier zu grollen, der so vorauseilend dem eignen Kopfe gefolgt. Am stärksten aber machte man die Uebelstände geltend, die in seiner Verheirathung liegen sollten; seine Gattin habe vorher eine frühere Ehe durch Scheidung lösen, und um diese möglich zu machen, den katholischen Glauben mit dem pro-

testantischen wechseln müssen; besonders das letztere mußte den Augen des Kaisers und der Kaiserin ein unverzeihliches Vergehen dünken. Dergleichen Einflüsterungen blieben in der That nicht ohne Wirkung, besonders bei der Kaiserin, die als Prinzessin von Baiern schon in München an jenen Vorgängen ein Aergerniß genommen hatte. Der Kaiser zögerte sich zu erklären, und es wurde schon zweifelhaft, ob die Sendung stattfinden könnte. Doch hatte Tettenborn in Wien einen zu guten Namen und zu günstige Verbindungen, als daß man ihm den Schimpf einer Abweisung hätte anthun mögen; besonders war der Fürst von Metternich, der immer den Kriegsmann in ihm hochgeschätzt und ihm in Geschäften ein nie getäuschtes Vertrauen geschenkt hatte, sein eifriger Fürsprecher; die Annahme erfolgte in schmeichelhafter Weise, und zugleich wurde Tettenborn zu einer Zusammenkunft auf den Johannisberg eingeladen, wo der Fürst nächstens eintreffen wollte.

Nun war in Baden das Ansehen Tettenborn's für längere Zeit neubefestigt, und er beschloß dasselbe mit allem Eifer zum Nutzen des Landes und des Großherzogs thätig zu verwenden. Das Erste und Wichtigste war die Verfassung, ohne diese Grundlage fehlte jeder feste Boden; als Richtschnur und Schranke war sie dem schwankenden, bald zurückhaltenden, bald übergreifenden Wesen des Großherzogs so nöthig als heilsam; die Hochberge sahen in ihr die Bekräftigung ihres neuen Standes; selbst für die Gebietsfrage mußten die Minister sie zu Hülfe nehmen, denn nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch bei dem Kaiser von Rußland galt damals keine größere Empfehlung, als das Eingehen in freisinnige Staatsformen. Die Berathungen waren ziemlich vorgerückt, es kam nur darauf an rasch alles zum Abschluß zu bringen und zu veröffentlichen. Neue Schwierigkeiten und Stockungen, die man sich kaum erklären konnte, und wegen deren man später die Markgräfin Mutter in Verdacht hatte, mußten überwältigt werden. Ich war bemüht gewesen, durch eine nachdrückliche Denkschrift, von welcher Tettenborn angemessenen Gebrauch machte, auf den Großherzog einzuwirken, und ihn zum Entschluß zu bringen. Eine Depesche von

Berlin, in welcher der zeitige Vorstand des noch verwaisten Ministeriums, wohl ohne bewußte Absicht und mehr um doch etwas zu sagen, die bedeutende Mahnung aussprach, Baden habe vor allem seine Verfassung zu fördern, ließ sich vortrefflich benutzen, und wirkte weit über ihren Sinn hinaus; denn wenn auch Hardenberg den festen Vorsatz hatte, Preußen zu einem Verfassungsstaat zu erheben, und ihm viele der würdigsten und edelsten hohen Staatsbeamten beistimmten, so war doch die mächtige Hofpartei diesem Vorhaben entschieden feindlich, und jene Mahnung konnte nur einer untergeordneten Feder entschlüpft sein; der Graf von Lottum, damals noch entfernt von seiner nachherigen einflußreichen Stellung, konnte später selbst nicht begreifen, wie er so etwas habe unterschreiben können! Uns aber war es sehr willkommen, dergleichen aufweisen zu dürfen; wo die Regierung keinen bestimmten oder gar zwiespaltigen Willen hatte, mußte es wohl erlaubt sein, nach eigner Ueberzeugung ihr den bessern unterzulegen und zu verwenden, ihr selbst zu Heil und Ehren! Hiemit verband sich auf's günstigste die Nachricht, daß der König von Preußen bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg dem Kaiser die badische Sache warm empfohlen habe; man fand sich von Preußen beschützt und angetrieben, man konnte nicht anders als ihm Folge leisten.

Am 18. August kamen Tettenborn und Berstett aus Griesbach zu mir nach Baden, ein untergeordnetes, doch dringendes Geschäft gab dazu den Vorwand, und die ganze Lage der Dinge, besonders aber die Verfassung, und was etwa noch in dem Entwurfe vor der Unterzeichnung zu ändern sein möchte, wurde nochmals gründlich durchgesprochen. Vieles war nicht nach meinem Sinn, zum Besten der Sache und auch besonders des Großherzogs hätte ich manche Aenderung vorschlagen mögen, allein ich fühlte, daß neue Vorschläge und Bedenken hier leicht das Ganze gefährden könnten. Mit allen Mängeln, die sie in meinen Augen hatte, war sie doch immer die freisinnigste aller deutschen Verfassungen, die an Lebenskeimen reichste, die an Triebkraft stärkste. Wiewohl abgesagter Gegner aller Pairs- und Adelskammern, durfte ich sogar als Aushülfe für den Augenblick zweckmäßig finden,

daß die Standesherren und Junker hier in eine erste Kammer gleichsam eingeschlossen wurden, damit sie nicht in der zweiten, der eigentlichen Volksvertretung, schädlich würden. Dieselben Gründe fand ich dreißig Jahre später, als der vereinigte Landtag in Preußen berufen werden sollte, noch in voller Gültigkeit, und der sogenannte Herrenstand, ein kläglicher Versuch einer kläglichen Pairie, wenn er einmal nicht ganz wegfallen durfte, wäre wenigstens von den gewählten Abgeordneten streng abzusondern gewesen. Doch diese allgemeinen Gegenstände, so wie der Inhalt und die Kritik der badischen Verfassung finden andern Ortes ihre geeignete Stelle, hier kann das Angedeutete genügen, um einen Begriff zu geben, wie heiß und mühevoll es war, aus so vielen Rücksichten und Widersprüchen sich in's Freie hinauszuarbeiten. Die beiden Herren kehrten am folgenden Tage nach Griesbach zurück, durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo das letzte Werk sich entscheiden müsse. Ihre vereinten Vorstellungen hatten endlich Erfolg, der Großherzog unterschrieb am 22. August die Verfassungsurkunde, und befahl ihre Verkündigung durch das Staats- und Regierungsblatt.

Noch vorher aber sollte der König von Würtemberg vertraulich benachrichtigt werden. Ihm war die Sache nicht ganz recht, er hatte Zweifel und Besorgnisse, die wir nicht theilten. Da es zwischen Baden und Würtemberg, trotz dem innigen Verständniß, das von oben her ausgesprochen wurde, immerfort neue Häkeleien und Zweideutigkeiten gab, die den König öfters verstimmten und mißtrauisch machten, so war schon einige Zeit davon die Rede, daß Tettenborn sich nach Stuttgart begeben sollte, um den König persönlich von der ganzen Lage der Sachen mit größter Aufrichtigkeit in Kenntniß zu setzen. Allein selbst in Betreff dieser Sendung erhoben sich Anstände, die kaum zu begreifen waren. Ich hatte unsägliche Arbeit, durch thätigen Briefwechsel, der immer mit großer Vorsicht zu führen war, und vieles verschweigen, oft auch für unbefugte Leser manches zum Schein sagen mußte, den Eifer so vieler Mitwirkenden anzuregen, ihre Eifersuchten und Nebenrücksichten niederzuhalten, und die immer auf's neue

versperrten Wege frei zu machen. Auch in diesem Falle gelang es mir, durch meine Mittheilungen die Hindernisse, die sich eingedrängt, wegzuräumen. Der König erklärte, daß er die größte Hochachtung und das vollste Vertrauen zu Tettenborn habe, und ihn mit Ungeduld in Stuttgart erwarte. Wie es mit diesen Sachen stand, wie der König selber den badischen Diplomaten, der ihn irregeführt, doch wieder in Schutz nahm, und welch Mißbehagen er im Grunde doch bei den badischen Maßregeln empfand, ergiebt sich deutlich aus folgendem eigenhändigen Schreiben, das ich von ihm erhielt:

„Stuttgart, den 25. August 1818.

Die Nähe des Kongresses und unsere innern Verhältnisse nehmen in diesem Augenblick meine ganze Zeit in Anspruch, daher mein bisheriges Stillschweigen, welches ich aber gern breche, um den Mißverstand wegen General von Tettenborn so früh aufzuklären. Ich bin der Sache schnell auf den Grund gegangen, und habe dabei gefunden, daß Riegel entweder mißverstanden hat oder mißverstehen wollen!!! Der letztere Fall ist mir aus mehreren andern Aeußerungen der wahrscheinlichere; ich bitte Sie aber, daß auf keinen Fall davon zu seinem Nachtheil Gebrauch gemacht werde, da ich mit Wahrheit versichern kann, daß er treu und redlich seiner Regierung dient, und nur in diesem Fall seine Privatmeinung hat gelten machen wollen. Ich sehe also diese Sache nach dieser Versicherung als abgethan an; die Sendung des Generals Tettenborn hierher ist mir in jeder Hinsicht wichtig und angenehm, sagen Sie ihm das, es ist meine aufrichtige Meinung. Daß des Großherzogs Wahl auf ihn fiel, um seine Angelegenheit mit dem Fürsten Metternich zu endigen, halte ich für eben so anständig als klug, ob aber seine Sendung noch einen glücklichen Erfolg haben kann, nach allen den Unterlassungssünden, welche begangen worden sind, läßt sich wohl mit Bestimmtheit nicht voraussehen; Baden kommt mir gleich einem Kriegsschiff vor, das, dem Sinken nah, Nothschüsse thut, um sich zu retten, die gegebene Verfassung mag wohl auch nur ein Rettungs-

signal sein, wenn man nun aber die Absicht durchschaut, die großen Mächte zum Widerstande reizt, würde die Verlegenheit und die unausbleiblichen Folgen davon nicht eben so rückwirkend auf Baden sein, wie es die voreilige Erhebung der Hochberge war? Ich werde übrigens sehr gern ein falscher Prophet sein, denn ich kann nur dabei gewinnen, und wenn namentlich die Verfassungssache glücklich durchgeht, so ist es für mich ein glücklicher Vorgang mehr.

Mülinen ist durchaus nicht in meinem Geheimniß, er hat daher ohne Auftrag gesprochen, und wird die nöthige Weisung erhalten. Von Baiern habe ich die officielle Aeußerung erhalten, daß sie fest entschlossen sind, die Sachen auf das Aeußerste zu treiben; sie machen sich ungemessene Hoffnungen. Cotta wird ihnen wegen Lindner geschrieben haben. Leben Sie wohl."

Tettenborn eilte hierauf nach Stuttgart, verständigte den König über die Verfassung, und theilte ihm in vollem Vertrauen die Lage der badischen Sache mit, woraus der König wohl erkennen mußte, daß alles traurig genug bestellt, aber nicht hoffnungslos war, und daß die Schwäche und Fahrlässigkeit des Großherzogs ein Beweggrund mehr sei, daß Andere sich seiner Sachen annähmen.

In Baden dauerte das bewegte Leben munter fort, indem die Gesellschaft wechselte, doch stets noch zunahm. Rahel hatte die Freude ihren jüngsten Bruder Moritz Robert und dessen Frau Ernestine dort zu empfangen, eine Freude, die leider nicht ohne Störungen war, und mit der häßlichsten endete. Wir selbst und unsere Freunde, Tettenborn's, Reden's, Tastet's, Lindner's, die Gräfin Lagorce, alle bezeigten die größte Zuvorkommenheit. Ernestine, die mit feinem, gefälligen Wesen ein herrliches Talent besaß, entzückte durch ihren so kunstreichen als anmuthigen Gesang und wetteiferte mit den beiden Fräulein Tastet, von denen besonders die ältere im Vortrag französischer Romanzen und Lieder vortrefflich war. Die Frau Markgräfin Mutter hatte das größte Verlangen sie zu hören, die Prinzessin Amélie sagte ihr die verbindlichsten Artigkeiten. Einladungen, die schönsten Spazirfahrten in die nahe und ferne Umgegend, schmeichelhafte neue

Bekanntschaften gaben jedem Tag einen erhöhten Reiz; das Treiben auf dem Kurplatz, an den Spieltischen, war besonders für Rahels Bruder ein unerschöpfliches Vergnügen. Allein Moritz Robert gehörte zu den Leuten, die alles eher aushalten, als eine Reihe von schönen Tagen. Inmitten aller Vergnügungen ergriff ihn die Unruhe thätig zu sein, etwas zu gewinnen. Das Glücksspiel reizte ihn, aber den Muth zu wagen hatte er nicht, er wollte durch Klugheit und mit Vorsicht reich werden. Da rechnete er uns denn vor, was jeder Tag seines Aufenthalts nicht sowohl koste, denn das war nicht von Belang, als vielmehr ihn versäumen lasse; im Anfang geschah dies mit komischer Laune, nach und nach aber in bittrem Ernst und mit ärgerlicher Verstimmung. Er zankte nun, wo er früher scherzte, verdarb seiner Frau und seiner Schwester jedes Vergnügen durch sein Unbehagen, durch seine Bemerkungen. Doch da man seine Gemüthsart kannte, so ließ man ihn gehen, und übte die größte Nachsicht. Aber das gerade schlug zum Nachtheil aus. Ihm wurde irgend ein Ausbruch zum Bedürfniß, und den Muth, der ihm fremden Menschen gegenüber nicht besonders eigen war, hatte er reichlichst gegen seine Nächsten. Ein Vorhaben gegen den ältern Bruder Markus Theodor, nachdem er vergebens Rahel dafür zu gewinnen gesucht, wollte er plötzlich aus Scham von sich ab und ihr zuschieben. Diese nicht zu duldende Lüge erfuhr die glimpflichste Abweisung, aber sein Aerger und seine Scham waren so groß, daß er den Anlaß benutzte, um mit dem Schein der Berechtigung zum größten Zorn allen Umgang abzubrechen, und nach wenigen Tagen mit Frau und Kind ohne Abschied fortzureisen. Ernestine, sonst so fein und mild, erschien in solchen Fällen nicht liebenswürdig, sondern bestärkte einen Trotz und Wirrsinn, von dem sie später selbst Jahre lang schrecklich zu leiden haben sollte! Rahel litt unsäglich bei diesem rohen Unfug des von ihr so geliebten Bruders, aber es war kein Schatten von Schuld in ihr; sie nahm den Schmerz als einen vom Schicksal ihr zugeworfenen hin, duldend, schweigend. Sie war es schon gewohnt, mit gekränktem und kummervollem Herzen dem

Tage doch unbefangen und heiter entgegen zu schauen, Natur und Menschen mit frischem Sinn aufzufassen.

Die Krisis der badischen Sachen, meine und Tettenborn's Betheiligung dabei, der tägliche Zudrang von Fremden, die wechselnden Ereignisse so mannigfachen Verkehrs, alles forderte zum wirksamen Mitleben auf, und half die zu trüben Betrachtungen verscheuchen. Der Graf von Montlezun kam ab und zu, desgleichen der Graf von Mülinen, den die Spielbank anzog, und stark mißhandelte, der Freiherr von Reden, der von allen diplomatischen Geheimnissen ausgeschlossen und gänzlich irrgeworden war, auf die badischen Minister schimpfte, besonders auch auf die beabsichtigte Verfassung, die er im voraus als eine jakobinische bezeichnete; die beiden Herren von Struve, von Karlsruhe und von Stuttgart, waren mit ihren Frauen eingetroffen. Lascases, der alle Gesellschaft mied, suchte einsame Gespräche mit Rahel, erzählte von St. Helena, theilweise den Inhalt seines Memorials, dessen Handschrift ihm weggenommen und noch in englischen Händen war; er lächelte über den Argwohn, der ihm jetzt noch Bonapartische Umtriebe beimaß, und beklagte nur, daß er ihn verhindere, die Großherzogin, der er Einmal hatte aufwarten dürfen, öfters zu sehen, da dies unfehlbar verargt werden würde. Die Bonapartisten waren zu sehr zerstreut und zu hart verfolgt, als daß sie in dieser Zeit hätten an eine Erhebung denken dürfen; die entschlossenern warfen sich in die liberale Opposition, und suchten im Volk und im Heer für sie Stimmen zu werben, während die angesehensten und reichsten eifrig ihren Frieden mit den Bourbons zu machen suchten. Lascases mied beide Richtungen, und dies thaten auch viele der alten Offiziere, die im Allgemeinen ihr Unglück mit Standhaftigkeit und mehr Würde trugen, als der frühere Uebermuth erwarten ließ. Von bedeutenden Engländern war Lord Kinnaird zu nennen, dann Herr Ward, der als Mitglied des Parlaments die badische Sache dort kräftig zu unterstützen versprach. Lindner fand unerwartet Bekannte aus Weimar, die ihn freundlich begrüßten, es war die Frau Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter Adele, begleitet von Herrn von Gerstenberg; sie glaubten ihn als scheuen Flüchtling zu

finden, und machten daher große Augen, als sie seine neuen ansehnlichen Verbindungen erfuhren. Herr von Gerstenberg faßte großes Zutrauen zu mir, und gestand, daß er der weimarischen Verhältnisse überdrüssig ungemein gern in badische Dienste treten würde, ein höheres Verwaltungsamt in diesem herrlichen Lande würde allen seinen Wünschen entsprechen. Glücklich genug traf hiemit zusammen, daß erst kurz vorher der Großherzog mich hatte fragen lassen, ob ich nicht in meiner Bekanntschaft jemanden wüßte, den ich ihm zum Minister des Innern empfehlen könnte? Man hatte ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, besonders auch in Bezug auf die Verfassung, die innere Verwaltung des Landes gänzlich umzugestalten und auch von auswärts neue Kräfte heranzuziehen. Für jenen Ministerposten hatte er schon unter seinen Staatsdienern die tüchtigsten Männer, namentlich Nebenius und Winter, und sie wurden von Reizenstein auch als solche anerkannt, obschon sie in unteren Stellen so sehr zurückstanden; allein solche Beförderung Unadeliger gehörte damals noch zu den Unmöglichkeiten; außerdem wollte der Großherzog neue Menschen, die noch keine Verhältnisse im Lande hatten, außer dem zu ihm, und bei denen noch keine Vetterschaft, keine Einflüsterungen und Ränke wirksam sein konnten, die er in den alten Kreisen seiner Hof- und Staatsdiener überall erblickte oder argwöhnte. Eine so große Verantwortung durfte ich nicht leichtsinnig übernehmen, und ich wußte noch nicht, ob ich einen Vorschlag- und noch weniger welchen ich wagen sollte. Der Drang der nächsten Entwickelungen überhob mich dieser Verlegenheit, die Umgestaltung der Behörden erfolgte später unter ganz andern Einflüssen, und Herr von Gerstenberg kam von seinen Wünschen auch bald wieder zurück. Den trefflichen Altbadnern aber entging nicht, wozu ihr Verdienst sie berief, Winter und Nebenius wurden später beide, freilich nach langem Kampfe gegen Wind und Wetter, badische Minister.

Für die gesellige Unterhaltung gleicherweise wie für die politische Thätigkeit lieferten auch die Erzeugnisse der Presse einen unversiegbaren und mehrentheils geistbelebten Stoff. Die Betrachtungen der Frau von Stael über die französische

Revolution waren im Druck erschienen, und Freund und Feind beeiferten sich das Buch zu lesen; ein allgemein bekannter litterarischer Name gewährt den Vortheil, daß eine große weitverbreitete Menge, und in ihr auch solche Personen, die durch die Sache allein nicht angezogen würden, gleichzeitig dasselbe Buch lesen muß, und dadurch der Inhalt wahrhaft zur Sprache kommt. Das genannte Werk der Frau von Stael stellt die französische Revolution aus dem scharfbegränzten Standpunkt einer Tochter Necker's dar, und wimmelt von falschen Auffassungen, grundlosen Annahmen, irrigen Verknüpfungen, wie Bailleul, der seine prüfenden Untersuchungen dem Werk auf dem Fuße heftweise folgen ließ, gründlich gezeigt hat; für ihn und ihm Gleichgesinnte, oder auch nur Gleichkundige, war das Buch eine ungerechte Anklage, die er mit Unwillen widerlegte; für die große Mehrzahl aber, besonders der vornehmen Leser in ganz Europa, blieb es noch immer eine Vertheidigung der Revolution, und der Ruhm der Verfasserin, die geistvolle Behandlung, die beredte eindringliche Sprache, trugen einen mächtigen Inhalt von Ansichten und Thatsachen in Gegenden, wo sonst dergleichen kaum hinkam, und nun Wurzel faßte. Die Wirkung war ungeheuer, und in manchen merkwürdigen Zeichen sichtbar. Wir freilich waren nicht befriedigt durch den Inhalt und durch die schwungvolle Darstellung nicht verführt; die bald nachfolgenden Hefte Bailleul's brachten uns daher erquickende Labung, und ich veranlaßte Lindner'n das ganze Buch, eines der besten die über die französische Revolution geschrieben worden, in's Deutsche zu übersetzen. — Nicht minder als solche Bücher, nur in kürzeren, aber durch Wiederholung eindringlichen Schwingungen, arbeiteten die Tagesblätter, besonders die französischen. Das Lesen des Constitutionnel oder des Journal des débats war die würzige Zugabe des Morgenkaffees; die Partheigesinnung wurde dadurch genährt, gestärkt, in gewissem Sinn doch auch wieder gemildert, denn von der höheren geistigen Auffassung, dem guten Ton, der geschmackvollen, stets gemessenen und durchbildeten Sprache, die in diesen Blättern vorherrschten, blieb immer etwas in der Seele des Lesers zurück, und wirkte

wenigstens ästhetisch vortheilhaft. Noch mehr war dies von dem Wochenblatte, der Minerve française, zu sagen, zu deren Herausgabe Benjamin Constant mit mehreren gleichgesinnten und ungesehenen Freunden sich verbunden hatte. Selten ist eine Zeitschrift mit solchem Reichthum von Talent in solch dauernder Uebereinstimmung und Gleichmäßigkeit geführt worden. Sie war der Sprach- und Hörsaal der freisinnigen Konstitutionellen, die in ganz Frankreich eine überwiegende Mehrheit bildeten, und in den Kammern als Minderheit unter tapfern Kämpfen immer mehr Boden gewann. Wie gespannt war alles, wie erfreut, wenn der bestimmte Wochentag regelmäßig aus Straßburg das neueste Heft der Minerve brachte, und die Lage der Dinge in Frankreich, die mehr oder minder auch für Deutschland bestimmend wirkte, mit scharfer Klarheit entwickelte. Man würde jetzt kaum glauben, wie groß diese Theilnahme war, und wie weit sie sich erstreckte. Der Conservateur, im entgegengesetzten Sinne von Chateaubriand herausgegeben, konnte niemals zu gleichem Ansehen gelangen, und die eigne Parthei war meist mit ihm unzufrieden; das hervorragende Talent des Herausgebers wurde von den Mitarbeitern schlecht unterstützt, und seine glänzenden Phrasen allein konnten der schlechten Sache der verstockten Ultra's, die er schon halb mißbilligte, auf dem litterarischen Gebiete nicht aufhelfen.

Bignon's besondere Schrift über Streitigkeiten zwischen Baiern und Baden, die im August zur gelegenen Zeit erschien, wurde mit Begier gelesen, und machte an Höfen und bei Diplomaten guten Eindruck, aber im Allgemeinen sah man es nicht gern, daß wieder ein Franzose sich in deutsche Händel mischte; der König von Würtemberg fühlte sich durch einige Aeußerungen verletzt, und wollte solchen Mitkämpfer gar nicht anerkennen. Daß der französische Hof aber der Abfassung der Schrift nicht fremd gewesen, und seinen Schutz dem Großherzog gegen geheime Zugeständnisse versprochen habe, war eine Fabel, der ich mit Grund widersprechen konnte.

Von deutschen Zeitungen kam hauptsächlich die Allgemeine Zeitung in Betracht; sie war, obschon in Baiern erscheinend,

doch in der badischen Sache nicht baierisch, sondern der Eigenthümer Cotta begünstigte, nach seiner Ueberzeugung und nach würtembergischen Sinne, so viel als möglich die Gegenseite. Der Hamburger Korrespondent und der ebendaselbst erscheinende Deutsche Beobachter, das Oppositionsblatt und der Patriot in Weimar, die Rheinischen Blätter in Wiesbaden, die Mainzer Zeitung und die Aarauer, wirkten mehr oder weniger für Baden. In allen diesen Blättern schifften von mir ausgerüstete, und bald leicht bald schwer befrachtete Fahrzeuge mit, doch ohne ihre Flagge aufzuziehen. Ich wiederholte unermüdet das Taugliche für Baden, aber auch alles der Preßfreiheit, dem Verfassungswesen, der Freiheit in jedem Sinn irgendwie Förderliche. Für die Jenaer Litteraturzeitung schrieb ich eine freisinnige Rezension der Adresseschrift von Görres, für Luden's Nemesis eine scharfe Denkschrift gegen Adelskammern, um neben dem bösen Beispiel, das in Baden nicht abzuwenden gewesen, doch die ächten Grundsätze nicht vergessen zu lassen; derselben Zeitschrift gab ich einen Aufsatz, der den Regierungen abrieth, die katholische Kirche mit Grundbesitz auszustatten.

Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 29. August, ohne alle Feierlichkeit, einfach durch Abdruck im Staats- und Regierungsblatt. Sie erregte im ganzen Lande die lauteste Freude, die dankbarste Anerkennung; auch im übrigen Deutschland, und nach Belgien und Frankreich hinein, äußerte die öffentliche Meinung ihre kräftigste Zustimmung. Die Kritik hatte wohl manches und mit gutem Grund auszustellen, aber man übersah mangelhaftes Einzelnes, um sich an das vortreffliche Ganze zu halten. Im Allgemeinen, das mußte man gestehen, hatte Baden Reicheres und Besseres empfangen als irgend ein anderes deutsches Land; besonders war es gegen Baiern weit vorangeschritten. Alle öffentlichen Blätter jubelten, die Stimmen im Volke gaben sich in begeisterten Aeußerungen kund, vom Bodensee bis an den Main, segneten den Großherzog, als den Geber der Verfassung mit dem heißesten Dankgebete; in Mannheim und Freiburg, den bisher wenigst

badisch gesinnten Städten, waren die Herzen plötzlich wie umgewandelt und dem Landesfürsten aufrichtigst zugewendet. Freilich gab es auch Leute genug, die den Kopf ungläubig schüttelten, und noch andere, die mit Widerwillen und Haß auf diese Verleihung sahen; an den Höfen überhaupt, in der gesammten Aristokratie, hatte die Freiheit niemals zahlreiche Freunde, jedes dem Volke gewährte Recht mußte die Vorrechte gefährden, die der Selbstsucht über alles gingen, die Hoffahrt empörte sich, daß der Geringe da mitgelten sollte, wo der Vornehme bisher alles war. In Darmstadt, in Nassau und anderen Ländern fühlte man die Nothwendigkeit nun gleichfalls mit Verfassungen herauszurücken; in Baiern sank in der Vergleichung mit der fremden beträchtlich der Werth der eignen. Selbst der König von Würtemberg sah, wie schon bemerkt, die Sache nicht mit ganz günstigen Augen, und fand sie in manchem Betreff bedenklich. In Wien und Berlin nahm man die Sache nicht so schwer, man glaubte den mittleren Staaten sei dergleichen ganz angemessen, man hielt sich für zu groß, als daß man davon beunruhigt werden dürfte. Die Freisinnigen aber wußten auch dort, daß die Grundsätze hiebei mehr gelten, als Macht und Größe, und jene für Alle wirken. Der Fürst von Hardenberg, noch am Rhein verweilend, empfing die badische Verfassung mit größter Befriedigung; aus seiner Umgebung schrieben die Geheimräthe Eichhorn und Koreff mir die freudigsten Glückwünsche.

Hufeland hatte die Aufforderung nach Baden zu kommen in Berlin vorgefunden, als er eben vom Rhein, wo er ganz in unserer Nähe gewesen, heimgekehrt war. Den weiten Weg nochmals zurücklegen zu sollen, war ihm verdrießlich, auch fühlte er sich unwohl, und indem er dies und seine Amtsgeschäfte vorschützte, lehnte er zuerst den Antrag ab. Doch nachdem er dem Könige das empfangene Schreiben mitgetheilt hatte, fand dieser, daß man den armen Großherzog nicht ohne Hülfe lassen dürfe; er erlaubte nicht nur, sondern befahl sogar, daß Hufeland ohne Verzug die Reise anträte. Am 6. September kam dieser in Baden an, und meldete sich gleich bei mir. Ich fand in ihm das Muster eines Leib-

arztes, der unter sorgfältiger Wahrung der wissenschaftlichen Würde vor allem zu wissen wünschte, was man eigentlich von ihm verlangte, und sich vollkommen bereit erwies, seinen ärztlichen Ausspruch nach den obwaltenden Rücksichten zu fassen, versteht sich ohne die geringste Verletzung derjenigen Einsichten und Ueberzeugungen, die allein den Arzt pflichtmäßig zu leiten haben; er wußte nur zu gut, welch weiten Spielraum in den meisten Fällen die letztern den erstern lassen. Uebrigens erkannte man sogleich in ihm den Mann von vieljähriger Erfahrung, von angenehmer Geistesbildung und herzlicher Gutmüthigkeit; einiges Wohlgefallen an seinem Ruhme war ihm gern zu verzeihen; stärker trat dies in seiner Frau hervor, die noch nicht lange mit ihm verbunden nicht so wie er der Hofluft schon gewohnt war. Ich machte ihn mit allen näheren Umständen und besonders auch mit den Persönlichkeiten bekannt; er sollte zuerst die Markgräfin Mutter sehen, die von Karlsruhe deßhalb wieder eintraf, denn nachdem ihr der ganze Zusammenhang war vertraut worden, hatte sie sich nicht nur einverstanden erklärt, sondern sie wünschte sogar, daß der Gedanke, Hufeland's angeblich zufällige Anwesenheit in Baden für den Großherzog zu benutzen, als der ursprünglich ihre angesehen würde. Die Sache wurde denn auch in diesem Sinne vorgestellt, und ich reiste mit einem Schreiben von ihr an den Großherzog ungesäumt nach Griesbach. Den herrlichen Weg in dieses versteckte Thal, dessen Sauerbrunnen ich vor Jahren zuerst im Simplicissimus erwähnt gefunden, ohne zu denken ihn jemals sehen zu sollen, verdeckte mir zum Theil die Nacht, in die meine Fahrt fiel, zum Theil die ernste Beschäftigung mit meiner Aufgabe.

In der Morgenfrühe traf ich ein; noch drang die steigende Sonne nicht in das tiefeingeschnittene enge Thal; der Thau hing noch auf Gras und Sträuchern, und ein gewisser Schauer, die Wirkung feuchtkalter Luft, ließ alsbald empfinden, daß dieser Aufenthalt dem kranken Großherzog nicht zuträglich sein könne. Damit dieser nicht gleich meine Anwesenheit erführe, war ich aus Vorsicht am Eingange des Ortes abgestiegen, und hatte nur durch geheime Botschaft

die Großherzogin benachrichtigt. Sobald sie unter einem schicklichen Vorwande sich losmachen konnte, erschien sie, und wir hielten zuerst in einem Saale des einsamen Wirthshauses, dann, als die Luft wärmer geworden, auf einem abgelegenen Spazirgang eine lange Unterredung, in der zunächst alles verabredet wurde, was der Augenblick erforderte, dann aber noch vieles Andere zur Sprache kam. Zum rückhaltlosen Vertrauen in der einen Sache genöthigt, und durch diese selbst immer weiter geführt, schenkte sie es mir völlig; das Bedürfniß ihr bekümmertes Herz auszuschütten, war so lange unbefriedigt geblieben! Ein wahres Jammerbild entfaltete sich vor den Augen und beklemmte mir das Herz. Die Zustände in Griesbach waren die trostlosesten von der Welt, in ihnen die Lage der liebenswürdigen Fürstin die allertrostloseste. Den kranken Großherzog durfte sie fast nie verlassen, er saß tagelang niedergeschlagen und gelangweilt in der dumpfen Stube der bäuerlichen Wohnung, und kam nicht über die Schwelle derselben. Fremde Gesichter wollte er durchaus nicht sehen, und fremde hießen ihm schon solche, die ihm nicht täglich gewohnte waren. Seine Umgebung war so knapp als möglich, der Oertlichkeit und noch mehr seinem Sinne gemäß. War er nicht lieber allein, durften seine Leute ihn unterhalten, so waren es meist rohe Geschichten und Bemerkungen, die ihm ein trauriges Lächeln abgewannen, und die Großherzogin, die einzige anwesende Frau, hatte die peinlichste Gesellschaft zu ertragen, und mußte noch dankbar sein, daß wenigstens der Versuch gemacht wurde, den Kranken zu unterhalten; dieser selbst bedauerte sie oft, gerührt von ihrer Sorgfalt und Pflege, jedoch geändert wurde nichts. Dabei war der Kranke durchaus unlenksam, that was ihm schädlich war, unterließ was ihm helfen konnte; bisweilen ließ er sich überzeugen, daß er seine Lebensart ändern müsse, und man glaubte gewonnen Spiel zu haben, aber plötzlich verlor sich alles wieder in ein starres Nein. Die nothwendigsten Befehle, ohne die nicht nur die Staatsverwaltung, nein oft das tägliche Leben nicht bestehen konnte, waren oft bis zum dringendsten Augenblick nicht zu erlangen, und noch weniger durfte jemand sie statt seiner geben Dabei

wußte sie von heimlichen Gegnern, von Auflaurern und Berichterstattern, durfte niemanden ganz trauen, hatte vorsichtig jedes Wort, jede Miene zu bewachen, um nicht Anlaß zu Mißverständnissen und Ränken zu geben, die sich stets bereit hielten. Wenn Tettenborn, wenn Reizenstein kamen, so war dies jedesmal ein Aufathmen für die Großherzogin, sie fand sich dann doch wieder auf einem mehr sichern, ihr mehr gemäßen Boden, obwohl sie auch meistens wieder an der Qual theilzunehmen hatte, welche diese Männer in ihrer Geschäftsbetreibung mit dem Großherzog litten, eine zu offene Theilnahme würde aber nur wieder dessen Eifersucht geweckt und die Flüssigmachung seines Willens noch mehr gehindert haben. Daß dieses Leben, in solcher Weise, an diesem Ort und unter diesen Einflüssen kein Gedeihen bringen, nicht ohne die schädlichsten Wirkungen lange fortdauern könne, war klar einzusehen, und fügte zu der traurigsten Gegenwart nur noch die Aussicht in die trübste Zukunft. Die Klagen der edlen Fürstin waren nicht eigentlich Beschwerden, sie klangen fast wie Entschuldigungen, ihr eigenes Leid erschien dabei gleichsam nur im Widerschein, mit unschuldiger Natürlichkeit sagte sie was die Sache gebot, und wenn bisweilen die Thränen ihr in die Augen traten, so scheuchte ein liebliches Lächeln sie schnell wieder fort. Sie mußte mit mir, die Sache gebot es, auch über die Familienverhältnisse mit voller Offenheit sprechen, über die Markgräfin Mutter, den Markgrafen Ludwig, die zu Markgrafen erhobenen Grafen von Hochberg; sie konnte zu diesen allen kein Herz haben, die Prinzessin Amélie war die einzige, die ihre Neigung gewonnen hatte, aber selbst diese wurde durch die Rücksicht auf die Mutter zurückgehalten, ihrer Schwägerin ganz Freundin zu sein. Was aber der Großherzogin noch besonders die Brust erleichterte, war, daß sie gegen mich ihre französischen Sympathieen nicht zu verläugnen brauchte, sondern verstanden und gebilligt fand; sie wußte, daß ich den Kaiser Napoleon nicht liebte, — über den auch sie ja herbe Klage hatte, — daß ich aber den verfolgten Bonapartisten nach Kräften beistand, daß ich die Franzosen überhaupt schätzte, ihre Sprache, ihre Litteratur.

Ob ich den Großherzog sprechen würde, war noch sehr zweifelhaft; der Versuch mußte aber sogleich gemacht werden. Ein Bote rief die Großherzogin ab, der Kranke verlange ungeduldig, hieß es, daß sie käme. Sie wollte zur Entschuldigung ihrer langen Abwesenheit ihm eröffnen, daß sie mich gesprochen habe und was im Werke sei; sie wünschte nur, daß niemand ihr zuvorgekommen sein möchte, weil in diesem Fall alles schon verdorben sein könnte. — Ich wartete unterdessen in nicht geringer Spannung den Erfolg ab, während nach und nach einige der Hofleute, die den Großherzog hatten hieher begleiten dürfen, sich einfanden mich zu begrüßen und zu hören, was ich Neues brächte. Sie empfingen natürlich nur spärliche Auskunft, gaben aber bereitwillig ihren Klagen über den verwünschten Aufenthalt freien Lauf, wo sie aus Langerweile sterben müßten. Alle schilderten ihren Zustand als einen verzweiflungsvollen, den Ort als höchst ungesund und ihnen allen nachtheilig wie dem Großherzog selbst, dessen Krankheit sie nicht so schlimm glaubten. Nur der Oberstallmeister von Geusau, mit dem ich längere Zeit allein blieb, machte ein bedenkliches Gesicht, und meinte der Herr würde wohl nicht wieder aufkommen, er habe die Brustwassersucht, und alle Digitalis werde ihm so wenig helfen, als dem Großvater, der auch an dieser Krankheit, freilich dieser im höchsten Alter, gestorben sei. Ich konnte bemerken, daß die Hofleute sämmtlich den Großherzog gern von Griesbach fort haben wollten, daß sie ihn aber nicht eben so willig aus dem Lande lassen würden, und obschon in seiner jetzigen Stimmung alle Gunst meist eine nutzlose und vergebliche war, — nur ein paar Beispiele gab es von außerordentlichen Geschenken und Verleihungen, — so wollte man doch den Zugang zu dieser vielleicht noch wieder fließenden Quelle möglichst abschließen. Der eigene Vortheil stellte sich ohne Hehl als die erste Rücksicht auf, der alle andern sich unterordnen müßten, ja man setzte sie eben so bei mir voraus, und gab mir zu verstehen, es sei doch recht thöricht von mir, wenn ich eine Reise nach dem südlichen Frankreich begünstigte, denn ich würde in Karlsruhe ihn sehr zu vermissen haben. Oder gedächte ich etwa gar mitzureisen? Das wäre ein kühnes

Unternehmen, dem doch mancherlei Bedenken entgegenständen. Geusau, der wissen mochte, daß der Großherzog mir in der Fülle seiner Dankbarkeit als ungewöhnliche Auszeichnung das Großkreuz des Zähringer Löwenordens zugedacht hatte, glaubte sogar, ich sei nur deßhalb unter gutem Vorwand nach Griesbach gekommen, um diese Angelegenheit zum Schluß zu bringen! ich hatte ihm nämlich nicht verhehlt, daß Hufeland's Anwesenheit in Baden mich hiehergesprengt habe, von der Berufung desselben konnte er nichts ahnden.

Ein Lakai, der mich zum Großherzog einlud, machte diesen Unterhaltungen ein Ende. Gegen alle Erwartung war die Nachricht von meiner Ankunft nicht nur ohne Befremden, sondern sogar mit Vergnügen aufgenommen worden, der Großherzog sagte, ich sei einer von denen, die es mit ihm gut meinten, und er wollte mich unmittelbar sprechen. Die wenigen Schritte waren bald gethan. Ich mußte aber doch noch eine gute Weile warten; denn die Großherzogin kam heraus und sagte mir, wie leicht alles bisher gegangen, aber nun empfinde der Großherzog doch wieder einige Verlegenheit und Scheu, für die er sich Frist gewinne, indem er sich erst anziehen wolle, sie fürchte noch immer, der kleinste Zwischenfall, irgend ein Gedanke sogar, könne noch alles, wenigstens für diesen Tag vereiteln. Aber nein, die Thüre ging auf, und wir wurden hereingerufen. Der Großherzog war sorglich angezogen und hatte sich erhoben, es war sichtbar, daß er nicht ganz unkräftig erscheinen wollte, aber es war kein Kennerblick nöthig, um hinter dieser kleinen Anstrengung die kläglichste Hinfälligkeit zu erkennen. Zuvörderst hatte ich alles schmeichelhafte Lob anzuhören, das meiner aufrichtigen Zuneigung, meinem thätigen Eifer gezollt wurde, denn das Mährchen, daß Hufeland zufällig in Baden eingetroffen sei, und dies den Gedanken erweckt habe, der Großherzog möchte ihn zu Rathe ziehen, durfte noch nicht aufgegeben werden. Nach und nach wurde dann meinen antheilvollen Fragen der ganze Krankheitszustand aufgedeckt, der in dem Ringen eines ursprünglich kraftvollen und noch jugendlichen Körpers mit leiblicher Schwäche und eines der Anlage nach vortrefflichen Verstandes mit geistiger Versunkenheit die kläglichsten Gegen-

fätze zeigte. Die Symptome der Vergiftung, an welche der Großherzog fest glaubte, ließen sich auch anders deuten, aber immer waren sie von schlimmster Art. Doch redeten wir ihm Muth ein, Vertrauen auf die neue Hülfe, die sich unverhofft darbiete, und in großer Rührung und mit Thränen willigte er ein, den fremden Arzt zu sehen, und gab mir die Hand darauf, daß er dessen Rath auch wirklich befolgen werde. Zweifelhaft und ängstlich fragte er, ob wir denn auch gewiß seien, daß Hufeland werde kommen wollen? wofür ich mich denn unbedenklich verbürgen konnte. — Die Großherzogin sprach und benahm sich musterhaft, wie eine liebevolle Freundin, wie eine einsichtsvolle Pflegerin, reich an Kraft und Trost für den Kranken, obschon beide für sie selbst oft gänzlich fehlen wollten. Auch rühmte er gegen mich die Selbstverläugnung der edlen Gattin mit herzlichen Lobsprüchen, und sagte die rührenden Worte, er wünschte nur länger zu leben und wieder gesund zu werden, um ihr alles, was sie an ihm gethan zu vergelten! — Daß auch die politischen Bedrängnisse zur Sprache kamen, ergab sich aus den Umständen von selbst. Der Großherzog klagte bitter über die Feindschaft des baierischen Hauses gegen das seinige; damit jenes sich vergrößere, solle dieses untergehen, wo sei darin Gerechtigkeit? wie könnten die Stifter der Heiligen Allianz dergleichen nur dulden, geschweige denn gutheißen, oder gar ausführen? Man habe auf seinen frühen Tod gerechnet, der werde leider nur zu gewiß erfolgen, aber nicht so früh, das wünsche und hoffe er, als daß nicht vorher der ungeschmälerte Bestand des Landes und die Erbfolge der Hochberge in das Ganze durch den Spruch der großen Mächte bekräftigt und gesichert werden könnte. Nachgeben, betheuerte er, werde er in keinem Fall; früher habe er sich wohl mit solchen Gedanken getragen, weil er schon alles aufgegeben, jeden Widerstand unmöglich geglaubt habe, doch jetzt sei er andern Sinnes, Tettenborn habe ihm die Augen geöffnet; man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er müsse es geschehen lassen, wenn auch nicht ohne die Abwehr wenigstens zu versuchen; aber einwilligen werde er nie! Den König von Baiern glaubte er nicht so schlimm, derselbe schäme sich doch, zeige

Verlegenheit und Mißbehagen, wenn man der schmählichen Sache gegen ihn erwähne, aber der Kronprinz sei voll gehässigen Eifers, ihm seien alle Mittel recht, und Mannheim und Heidelberg zu bekommen sei bei ihm ein feststehender Wahn; er rufe immer aus, die Pfalz sei seine Wiege, die müsse er wieder haben! Des Großherzogs Rede, auch wenn der Sinn kräftig war, klang immer wie aus tiefer Betrübniß und Mattigkeit hervor; hier zum erstenmal erheiterte sich sein Gesicht zu einem Anflug von Lächeln, indem er hinzusetzte: „Hat man je gehört, daß ein vernünftiger großer Mensch gerade nach seiner Wiege so heftig verlangt habe?" Die Großherzogin erzählte aus früherer Zeit, wie der Kronprinz am Hofe Napoleon's zuerst erschienen und durch seine Sonderbarkeit aufgefallen sei, der Kaiser ihn kalt und mißtrauisch behandelt, die jüngere Welt ihn zum Ziel des Spottes gewählt und ihn vielfältig geneckt und gefoppt habe; von daher komme sein Haß gegen alle Franzosen, und unglücklicherweise auch gegen den Großherzog, der als damaliger Erbprinz unter jenen Jüngern gewesen sei und an ihren Scherzen theilgenommen habe. Noch manches wurde über den Karakter des Kronprinzen gesagt, was keine vortheilhafte Meinung zeigte.

Ich wurde nach einem fast allzulangen Verweilen entlassen, und hatte bis zur Mittagstafel ein paar Stunden frei, die ich theils mit Schreiben, theils mit Spazirengehen und im Gespräch mit badischen Hofleuten zubrachte. Auch die Großherzogin sah ich noch einen Augenblick, wo sie mir flüchtig zurief, daß alles gut ginge. Bei der Tafel war es still und trübselig, einige plumpe Scherzreden, die versucht wurden, schlugen wenigstens diesmal nicht an, alles andere Gespräch stockte gleich wieder; der Großherzog beobachtete nur, was die Tischgenossen für Gesichter machten, und welches etwa ihre Gedanken wären über ihn, über mich, und über die schon bekannt gewordene Absicht, einen neuen Arzt zu Rathe zu ziehen. Seine eignen Aerzte schienen nichts dagegen einzuwenden, aber auch nichts davon zu hoffen. Vielleicht waren sie schon völlig von der Unrettbarkeit des Kranken überzeugt, und gönnten dem berühm-

ten Mitbruder gern, anstatt ihrer die undankbare Mühe des abermaligen Beweises zu übernehmen, wie zuletzt alle ärztliche Kunst sich unvermögend bekennen müsse. Daß der Großherzog in ihrer Gegenwart auch jetzt, wie es oft erzählt worden war, im Essen und Trinken manche Uebertretung beging, und zum Beispiel, als mir Champagner gereicht wurde, auch für sich dessen forderte, der ihm durchaus untersagt war, fiel mir weniger auf, als die Gleichgültigkeit, mit der sie es geschehen ließen. Auch dies machte mir den Eindruck von einem Kranken, der als völlig aufgegeben, sich alles erlauben durfte. Nach dem Essen hatte ich noch ein herzliches Abschiedsgespräch mit dem Großherzog, ein längeres sehr vertrauliches mit der Großherzogin, worin nochmals alle wesentlichen Punkte unserer Verabredung erörtert und befestigt, mir wegen der hiebei in Betracht kommenden Personen die wichtigsten Aufschlüsse und Warnungen ertheilt, und schließlich die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben wurden. Unmittelbar darauf trat ich die Rückfahrt an, und traf am nächsten Morgen frühzeitig in Baden ein.

Mein erster Gang war zu Hufeland, den ich noch an der Seite seiner Gattin im Bette fand, aber sogleich aufstörte, denn es war keine Zeit zu verlieren, da man nicht sicher war, daß die wandelbare Laune des Großherzogs nicht andern Sinnes wurde und durch eine nachgesandte Stafette alles wieder abbestellte. Nur so viel Frist gab ich ihm als nöthig war, um noch einen Besuch bei der Markgräfin Mutter zu machen, und bestellte um sicher zu sein, selber die Postpferde. Dagegen konnt' ich es nicht über ihn gewinnen, daß er seine Frau auf die paar Tage zurückließe, er behauptete, ihrer nicht entbehren zu können, ihre Pflege und Sorgfalt würde er jeden Augenblick vermissen, auch bestand sie selber eifrigst auf ihrem Mitfahren, sie versprach sich von der nahen Berührung mit dem Hofe manches Angenehme, sie meinte der Großherzogin könne die Frau des Arztes, auf den sie alle ihre Hoffnungen gestellt, nur willkommen sein. Von Hufeland's Frau war aber in Griesbach nicht die Rede gewesen, auf sie war nicht gerechnet, an jedem neuen Umstand konnte die ganze Sache scheitern, denn wenn den Großherzog sein

Eigensinn faßte, so nahm er eine Kleinigkeit, die man nicht vorher mit ihm besprochen, zum Vorwand um sich als hintergangen darzustellen und die größten Hauptsachen umzustoßen. Es lief auch dieser Umstand glücklich ab, allein die Sorge war darum nicht minder peinlich. Die Frau Markgräfin fragte mich noch am nämlichen Tage, warum ich denn zugegeben, daß Hufeland die Frau mitgenommen? Und die Großherzogin sagte mir später, sie habe einen Schrecken gehabt, neben dem erwarteten noch einen unerwarteten Gast anlangen zu sehen, den sie nicht nur bei dem Großherzog habe vertreten, sondern auch noch habe unterhalten und zufriedenstellen müssen. Hufeland's dringenden Wunsch, daß auch ich nach Griesbach zurückkehren und persönlich ihn dort einführen möchte, schlug ich entschieden ab, da ich in Baden nicht so lange fehlen und auch meine Betheiligung nicht zu auffallend machen wollte.

In Griesbach gerieth alles zum Besten. Der Großherzog war über Erwarten willig und fügsam, ließ den ersehnten und zugleich gefürchteten Arzt gleich vor, und unterwarf sich dessen ausführlichem genauen Verhör mit einer Geduld, die ganz ungewöhnlich war. Der ehrwürdig und anspruchslos aussehende, sanftmüthig und doch bestimmt redende Arzt gewann sein ganzes Zutrauen, und die Urtheile, Vorschriften und Rathschläge desselben fanden offnen Eingang. Der Kranke war von neuer Hoffnung belebt, von neuem Muth erfüllt. In der That erklärte Hufeland ihm selbst wie auch der Großherzogin und der andern Umgebung, daß die Krankheit zwar tief eingewurzelt und durch fortgesetzte nicht entsprechende Lebensart immer noch verschlimmert worden, daß sie aber noch zu überwinden sei, und der Großherzog wieder ganz gesund werden könne; allein keine Zeit sei zu verlieren, er müsse unverzüglich Griesbach und binnen acht oder vierzehn Tagen das Land verlassen, um in Montpellier oder sonst im südlichen Frankreich das milde und doch kräftigende Klima zu genießen, und dort unserem Winter und allen seinen Einflüssen völlig zu entgehen. An sonstigen Vorschriften und Warnungen ließ er es nicht fehlen, und faßte sie in einem kurzen Aufsatz zusammen. Die andern

Aerzte, mit denen er sich besprach, und denen er großes Lob ertheilte, stimmten ihm in allem bei. Der Großherzog dankte mit Thränen seinem Retter, gelobte alles genau zu befolgen, und auf der Stelle die nöthigen Befehle zu geben, damit seiner baldigen Abreise kein Hinderniß entgegen stände. Mit diesem empfangenen Versprechen, unter Zusage seines schriftlichen Rathes auch aus der Ferne, reichbelohnt und mit vielen Segenswünschen reiste Hufeland nach zweitägigem Aufenthalt wieder ab, und kam nach Baden zurück, wo er der Markgräfin Mutter und mir ganz dieselbe Hoffnung aussprach, unter denselben schon erwähnten Bedingungen. Er war von Mitleid für den armen Fürsten durchdrungen, und meinte es herzlich gut mit ihm, besonders aber bewunderte er die Großherzogin, von deren Liebenswürdigkeit auch seine Gattin ganz bezaubert war; sie erzählte, welch große Ehre ihr widerfahren war, welch ausgezeichnetes Vertrauen sie genossen hatte; der Großherzog selbst habe sie liebgewonnen, und sie dringend ersucht, ihren Mann doch zu längerem Verweilen zu bereden. Hufeland hatte jedoch keine Zeit übrig, und eilte auch von Baden gleich wieder nach Berlin zurück.

Bei seiner Abreise blieb ein glänzender Hoffnungsschimmer zurück, der einige Zeit noch in voller Stärke dauerte; nach vierzehn Tagen aber schon merklich erblaßte; denn wenn die Krankheit noch zu überwinden war, so stand dies von dem Kranken mehr als je zu bezweifeln. Nach den Anstrengungen des Gemüths und des Benehmens, zu denen solch aufregende Besuche, wie die unsern für ihn gewesen, den Anlaß gegeben hatten, verfiel er schnell wieder in die alte Unschlüssigkeit und Betrübniß. Gleich anfangs hatten einige seiner Nächsten, als sie die neuen Anordnungen vernommen, ungläubig den Kopf geschüttelt, und gemeint, daraus werde nimmermehr etwas; sie ließen merken, daß nicht nur der Großherzog es nicht entschieden genug wollen werde, sondern daß auch Andere es geradezu nicht wollten, weil es nicht mit ihren Zwecken oder Vortheilen übereinstimme. In diese verworrenen, oft ganz untergeordneten Geheimnisse einzudringen und die einzelnen Fäden zu verfolgen, war so widerwärtig als

vergeblich, man mußte dem Geschick anheimgeben, ob und wie diese Verstrickungen sich von selbst lösen oder zerreißen sollten.

Inzwischen befand sich Tettenborn auf einer wichtigen Sendung abwesend. Bei Annäherung des Kongresses von Aachen mußte Baden nun ernstliche Schritte thun, um die Gebietsangelegenheit endlich für immer zu erledigen. Der Großherzog befahl nichts von selbst, eben so schwer war es ihn zu bewegen, daß er die von ihm gebilligten Vorschläge Anderer ausführte. Doch Tettenborn vermochte viel über ihn, und ließ sich von ihm eine Sendung an die Fürsten von Hardenberg und Metternich auftragen, von denen der erstere schon in Aachen war, der andere auf dem Johannisberg angelangt sein mußte. Reizenstein hatte darauf gedrungen, daß Baden für die bevorstehende Verhandlung eine feste Grundlage bestimmte, von der es unter keiner Bedingung abließe. Berstett fürchtete zwar, ein zu trotziges Auftreten könnte die Mächte erzürnen, aber Reizenstein meinte, auf sein gutes Recht müsse man pochen, so erlange man es, während es durch zaghaftes Bitten gewiß verloren gehe, und Tettenborn stimmte ihm vollkommen bei. Letzterer hatte auch noch besonderes Vertrauen auf die genaue Kenntniß der Personen, mit denen er zu thun haben sollte, und wußte sehr gut, daß sie nicht leicht erzürnbar und noch weniger geneigt waren, irgend eine Sache ohne dringenste Noth mit Gewalt durchzusetzen.

Welcher Art die Verhandlungen waren, welche Tettenborn einleitete, läßt sich am besten aus dem Bericht ersehen, den er darüber dem Großherzog erstattete, und in dem es heißt wie folgt:

„In Aachen Morgens angelangt, ließ ich mich sogleich bei dem Fürsten von Hardenberg melden. Wegen Abfertigung eines Kouriers nach Frankfurt, konnte er mir Vormittags keine Stunde geben, ließ mich aber nebst meinem Adjutanten zur Mittagstafel einladen, nach welcher er ausführlich mit mir verhandeln würde. Der Fürst empfing mich wie einen

alten Bekannten, mit all der Offenheit und Zutraulichkeit, die ihm eigen sind; die ausgezeichnetste Behandlung und die freundschaftlichsten Versicherungen ließen mich für die Geschäfte die beste Vorbedeutung fassen. Als der Fürst nach der Tafel sich mit mir entfernt hatte, bestätigte sich diese gute Erwartung. Nachdem ich die Lage Badens in ihren verschiedenen Beziehungen geschildert, den ungerechten Ursprung und die nachtheiligen Folgen der Verwickelungen, in welche es durch die fremdartigsten Zumuthungen gebracht worden, dargelegt hatte, äußerte der Fürst mit unverhohlenem Vertrauen, daß allerdings Preußen nicht wünschen und zugeben könne, Baden durch die baierischen Ansprüche auf's Aeußerste gebracht zu sehn, daß ihm selbst außerordentlich daran gelegen sein müsse, die ganze Sache zu beendigen und aus der Welt zu bringen, daß dies auch ohne großen Nachtheil für Baden geschehen solle, aber eben deßwegen auch einige Nachgiebigkeit von Seiten Badens zu wünschen sei, da sich nicht absehen ließe, wie die Mächte ohne ein kleines Opfer von badischer Seite schicklicherweise von den früheren Verabredungen abgehn könnten. Der Fürst verspreche übrigens, alles anzuwenden, um Badens Vortheil bei der Behandlung dieser Sache nachdrücklichst wahrzunehmen, und auch den Fürsten von Metternich günstig zu stimmen, dem er gleich bei der nächsten Zusammenkunft erklären würde, daß die badischen Angelegenheiten nicht länger in diesem Zustande gelassen werden dürften. Ich übergehe vielfaches Detail, in welchem einzelne Punkte und Beziehungen näher erörtert wurden, und erwähne gleich der Frage über die Successionsordnung, die ich dem Fürsten vortrug, ob Preußen, wenn Baden die Garantie seines Hausgesetzes jetzt nachsuchen werde, dieselbe zu geben gesonnen sei? Der Fürst erwiederte mit einigem Zaudern Ja, allein Preußen so wenig wie Rußland, welches darin mit ihm einstimmig sein werde, würde dieselbe unbedingt, sondern nur mit der Klausel geben können, daß die Reversibilitäten bis zur völligen Erledigung der Sache darin eine Ausnahme machen müßten, durch eine solche Klausel aber würde uns die Garantie nichts mehr helfen, und er könne daher zu deren Nachsuchung nicht rathen. Daß der Markgraf Ludwig auf keine Weise durch

die Reversibilität getroffen sein dürfe, nahm der Fürst als unbezweifelt feststehend an, und versicherte, daß auch niemand dies habe antasten wollen. Sehr gern, bemerkte noch der Fürst, würde ein badischer Bevollmächtigter in Aachen angenommen worden sein, wenn dies nicht auch die Annahme eines baierischen nach sich ziehen müßte. Unter den besten Zusicherungen und freundschaftlichsten Betheuerungen für das Wohl Badens endete unsere Unterredung, die sehr lange gedauert hatte. Der Fürst fuhr am folgenden Morgen von Aachen nach Köln ab; ich nahm sogleich meinen Weg über Koblenz nach dem Johannisberg."

„Da ich erfuhr, daß der Fürst von Metternich noch in Frankfurt sei, und daselbst an einer Unpäßlichkeit darnieder liege, so eilte ich ohne Aufenthalt dahin. Ich begab mich gleich nach meiner Ankunft zu dem Fürsten, der zu Bette lag, mich aber dennoch gleich empfing. Die vertraute Bekanntschaft, in welcher ich so lange mit ihm gelebt, verläugnete sich nicht, und kam mir dergestalt zu Statten, daß ich mich gleich mit ihm auf die offenherzigste Weise bei der Sache fand. Die Hinweisung auf die vier Mächte, die Ablenkung auf das von Baden befolgte System in der Bundesmilitairsache, räumten der rückhaltlosesten Besprechung den Platz. Der Fürst von Metternich gestand, daß er der Gebietsverhandlungen gleich den andern Ministern längst müde sei, und die badische Sache endlich abgethan sehn möchte, damit nicht mehr die Rede davon sei, auch wünsche er im Grunde für Baiern keinen neuen Zuwachs, noch habe er Ursache, diesem Staate, der mit Oesterreich auf dem feindlichsten Fuße stehe, einen Vortheil mit besonderem Eifer zu verschaffen, aber die Verhältnisse nöthigten ihn, von Baden ein, wenn auch kleines, Opfer zu verlangen, ohne welches er keinen Ausgang aus der Sache möglich finde. Ich bemerkte, daß Baden auf seine letzten Anträge in der langen Zeit gar keine Antwort erhalten habe, und daher glauben müsse, wie auch das Recht es wolle, daß die Sache ihr Bewenden dabei haben solle; über die Ungerechtigkeit der Forderungen und Uebereinkünfte sagte ich alles Nachdrücklichste, was der Fürst unbeantwortet ließ, doch war er offen genug

einzuwenden, wozu das hier am Ende helfen könne, gegen die vier Mächte würden wir nicht ringen können, und frühere Nothwendigkeit habe dieſe Anordnungen unvermeidlich gemacht! Doch wünſche er aufrichtig, die Sache für Baden ſo günſtig als möglich abzumachen, und einen Ausweg zu finden, der die beiderſeitigen Intereſſen vereinigte. Er ſehe in meiner Sendung die glücklichſte Gelegenheit dazu, die er nicht unbenutzt ſehn möchte; er könne gegen mich wenigſtens mit vollem Vertrauen und ohne Furcht eines Mißbrauchs reden. So kam nach manchem Hin- und Herreden ein Projekt zum Vorſchein, das mir auf die allergeringſten Bedingungen herabzuziehen gelang, und das ich, mit beſtändiger Betheurung wie wenig ich vermögend ſei den Entſchluß Ew. Königlichen Hoheit hierin zu beſtimmen, vorzutragen einwilligte. Der Fürſt gab zu, daß Baiern den Main- und Tauberkreis als eine Entſchädigung anſpreche, deren Werth es auf 100,000 Gulden jährlicher Einkünfte, die es einſtweilen von Oeſterreich ziehe, angeſchlagen habe. Wenn Baden dieſen Werth halb in Seelen halb in Geld darböte, ſo dürften die Mächte finden, daß Baiern damit zufrieden ſein müſſe. Ich bemerkte, daß Baden in Geld eher das Doppelte geben könne in Anweiſung auf die Forderungen, die es noch an Oeſterreich und Baiern zu fordern habe, daß aber die Abtretung von Unterthanen ſchwerlich — Statt finden dürfte. Der Fürſt entgegnete, ohne alles Opfer dieſer Art könne nichts geſchehn, und beſtand auf 30,000 Seelen. Ich betheuerte, daß ich auch für ein bloßes Projekt, zu dem ich nicht beauftragt ſei, ein ſo großes Opfer niemals berückſichtigen dürfe, daß alles, worauf ich mit gutem Gewiſſen eingehen könne für meine eigne Anſicht, die Abtretung von 10,000 Seelen ſei, das Amt Steinfeld mitgerechnet, für welches Geroldseck ſchon geboten ſei, und für den Reſt müſſe eine Entſchädigung für die Zukunft, wenn disponible Objekte ſich darböten, zugeſichert werden. Dieſe Annäherung ſchien dem Fürſten nicht unangenehm, doch in manchem Betrachte nicht genügend. Er ließ ſich jedoch endlich darauf ein, und war einverſtanden, daß Baden dieſen Vorſchlag durch gleichlautende Noten den vier Mächten in Aachen eröffnen ſolle, aber als etwas ganz aus

ihm selbst Entstandenes, wovon Oesterreich nichts wisse, welches vielmehr Schwierigkeiten dagegen machen, und nur den andern drei Mächten nachgeben würde. Alle Bestimmungen gegen Baden müßten sodann förmlich aufgehoben werden, nur auf der Reversibilität des Breisgaus würde der Kaiser für den Fall bestehen, daß einmal die ganze badische Familie, im Manns- und Frauenstamm setzte ich hinzu, erlöschte. Der Fürst sagte mir, er bezeige mir ein Vertrauen, welches ihn ungeheuer kompromittiren könnte, aber er wisse, ich sei jedes Mißbrauchs unfähig, daher gestehe er mir, daß er gegen Baiern die größten Beschwerden habe, aber die Verhältnisse schonen müsse, und auch so genug zu thun haben werde, um sich gegen die Vorwürfe zu retten. Der Kronprinz von Baiern habe ihn eben mit größter Hartnäckigkeit bedrängt, und auf der Pfalz mehr noch als auf dem Main- und Tauberkreis bestanden. Er hoffe nur, daß Baden etwas nachgebe, um ihm mit desto besserem Erfolge gegen die anderen Forderungen beizustehn. Zu einem Theile dieser Unterredung war Herr von Wessenberg herbeigekommen, der in die gleichen Versicherungen einstimmte. In seiner Gegenwart war es, daß der Fürst auf meine Bemerkung, die vollständige Sicherung des Markgrafen Ludwig in der ganzen Succession sei schon durch die Note, die der Fürst in Mailand dem Herrn von Berkheim gegeben, ausgesprochen, ohne Anstoß erwiederte, dies sei allerdings so, und die Reversibilität beginne erst nach dem Markgrafen Ludwig in Kraft zu treten, welches auch nie anders gemeint worden. Ich schloß die Unterredung mit der ausdrücklichen Berichtigung, daß die Eröffnungen an die vier Mächte, welche Baden in Gemäßheit des Projekts, das ich Ew. Königlichen Hoheit vorzutragen unternehmen wollte, zu machen hätte, nur allein in der Art eines Ultimatums, nach dessen Bedingungen keine andere mehr Statt fänden, und mit ausdrücklicher Erwähnung, daß keine Rechtsgründe, sondern lediglich Großmuth und Willfährigkeit dazu bewegen könnten, geschehen dürfte. Auch diese Bedingung wollte sich der Fürst zuletzt obwohl ungern gefallen lassen."

„Die übrigen Unterredungen mit dem Fürsten lieferten, außer mannigfachem Detail, das ich mündlicher Mittheilung

vorbehalte, nur nähere Erörterungen desselben Resultats, das ich gleich in der Erzählung der ersten Unterredung so vollständig zusammengefaßt habe, wie es durch die nachherfolgenden erst geworden."

Um nichts zu versäumen, was zum Vortheil der Sache dienen könnte, und auch die persönlichen Triebfedern stärker anzureizen, hatte Tettenborn dem Fürsten von Metternich noch folgendes Schreiben zugestellt, welches in feinem und sogar schmeichlerischem Ton doch eine kühne eindringliche Sprache führte:

„Nach allem was ich Ew. Durchlaucht in meinem Auftrage vorzulegen gehabt, fühle ich die Mittheilung, zu der ich berufen bin, noch nicht erschöpft! Ich fühle, daß noch ein näherer Standpunkt hier für mich stattfindet, den das innige Bewußtsein früherer mir ewig theuren Verhältnisse und das lebhafte Gefühl der höchsten persönlichen Verehrung und Anhänglichkeit für Ew. Durchlaucht mir anweisen! Von diesem Standpunkt aus bin ich gedrungen, dem wohlwollenden Vertrauen, auf welches ich in meiner Seele jeden Anspruch festzuhalten wünsche, mit hingebender Freimüthigkeit meine innerste Meinung noch besonders zu eröffnen."

„Die Angelegenheit, in welcher ich zu reden habe, ist von einer ganz eignen Art; ich darf sagen, daß in den Verhältnissen der neuern Politik nichts Aehnliches dargeboten wird. Diese Eigenschaft besteht weniger in der Sache selbst, als in der Stellung, welche die vier Mächte dabei haben, und die durch den Verlauf weniger Jahre als eine so sehr verschiedene von derjenigen erscheint, welche anfangs dabei Statt fand. Die Anordnungen durch welche Baden bedroht wird, sind zu Gunsten eines Staates, der selber kein Recht gegen Baden hat, und der selber auch der Ausführung seiner Ansprüche nicht gewachsen ist; Recht und Macht erwartet Baiern erst von den vier Mächten; ob die vier Mächte jemals im Stande sein werden, ein gegründetes Recht gegen Baden an Baiern zu übertragen, das läßt sich mit Fug bezweifeln, der Gerichtshof, der darüber urtheilt und urtheilen wird, ist der unabhängigste von der Welt, und keinen noch so angesehenen Sprüchen zugänglich; daß die vier Mächte genugsame Macht

an Baiern leihen können, ist dagegen unbezweifelt! Aber ist es angemessen und richtig, ist es in höheren Grundsätzen und in dem eignen Vortheile der vier Mächte gegründet, diese Anwendung ihrer Macht hier für Baiern zu machen? Was zunächst den eignen Vortheil der Mächte betrifft, so hat keine derselben eine eigne Erwerbung in dieser Sache zur Absicht; für Baiern aber eine Erwerbung dieser Art und unter solchen Hindernissen mit Gewalt durchzusetzen, hat keine der Mächte ein Interesse, noch eine Pflicht. Weder Rußland noch England, denen die Entlegenheit wohl den Grad aber nicht die Art ihres Antheils schwächer bestimmen kann, haben ein Interesse dabei, Baiern auf Kosten Badens vergrößert, Baden und Würtemberg aber gleichsam in Baierns Umfassung hingegeben, und durch eine baierische Gränzlinie von Böhmen bis Frankreich das ganze südliche Deutschland abgeschnitten zu sehen. Für Preußen tritt das entgegengesetzte Interesse nur um so bedeutender hervor, als seine eignen Rheinlande in ihrer Isolirung nicht noch durch eine solch zusammenhängende Ländermasse eines unzuverlässigen Staates in der Flanke bedroht sein dürfen. Wegen Oesterreichs unmittelbaren Interesses brauche ich keine Bemerkung zu machen; seine Tendenz in Deutschland ist seit langer Zeit nur erhaltend und schützend, Baierns Vergrößerung an und für sich kann nie der Zweck einer Macht sein, die doch in Baiern nur den einzig denkbaren künftigen Gegner in Süddeutschland vergrößern würde. Wenn aber nun das Interesse der einzelnen Mächte keineswegs den Nachtheil von Baden wollen kann, hat vielleicht die Gesammtheit der vier Mächte ein Gesammtinteresse, welches die gegen Baden getroffenen Anordnungen erheischen darf? Ein solches Gesammtinteresse mag dagewesen sein, aber jetzt ist es bestimmt nicht mehr vorhanden, wohl aber jetzt ein entgegengesetztes! Die vier Mächte hatten das Gesammtinteresse, die schwierigen Gebietsverhältnisse, die aus der Umwendung der europäischen Verhältnisse noch übrig waren, auf gute Ausgleichungswege zu leiten, und dieser wichtige Gesichtspunkt mag die zu Paris wegen Badens gepflogenen Verabredungen begründen sollen; es konnte damals scheinen, als würde Baden den etwanigen Vorschlägen nicht

ungern Gehör geben, und nur in diesem Sinne und in dieser Voraussetzung mochten jene Verabredungen gemeint gewesen sein, nicht aber in dem Sinne bloßer Aussprüche eines Willens der Mächtigen, wie sie der heftige und unabläßige Andrang Baierns nachher nicht ohne Glück zu deuten bemüht gewesen. Ihrem Interesse haben die Mächte durch seitdem ferner erfolgte Beruhigung der Gebietssachen in Deutschland, ihrer übernommenen Verpflichtung durch die nichts unversucht lassenden Bemühungen zur Erschütterung der Standhaftigkeit des Großherzogs von Baden mehr als vollständig entsprochen. Welcher Beweggrund, wenn weder Interesse noch Pflicht, kann die Mächte vorziehen lassen, daß sie lieber den Ausspruch thun möchten: «Wir wollen, und werden es mit Gewalt durchsetzen, daß Baden Länder ohne Entschädigung an Baiern abtrete» als den andern Ausspruch: «Wir hätten gewünscht, Baiern von Baden gegen Entschädigung eine Länderabtretung zu verschaffen, und haben alles aufgeboten, um eine solche zu bewirken, da aber der Großherzog von Baden sich durchaus nicht in eine Länderabtretung einlassen zu wollen erklärt, auch keine wahrhaften Entschädigungsgegenstände sich angeben lassen, und wir nicht gesonnen sind, in die Unabhängigkeit eines souverainen Staates einzugreifen, so haben die auf die Pariser Uebereinkunft begründeten Ansprüche Baierns auf sich zu beruhen.» Und warum sollten nicht die Mächte wirklich den letztern Ausspruch vorzugsweise ergreifen? Sie würden eine Sache, die schon zum Aergerniß von ganz Deutschland geworden, die ganz Europa zum mißbilligenden Zeugen haben und ein unseliger Quell tausendfachen Unheils werden wird, zur höchsten Billigung und Ehre mit Erhaltung aller theuren Grundsätze und Interessen, zur allgemeinen Zufriedenheit beendigen!"

„Die vier Mächte stehen verbündet an der Spitze der europäischen Angelegenheiten; ihre Macht berechtigt sie zu dem erhabenen Berufe eines wohlthätigen vermittelnden Einflusses, wie ihr durch große Thaten herrlich erworbenes Ansehen. Es ist unendliches Gute an dieses geehrte Dastehen einer solchen wohlthätigen Verbündung geknüpft. Man glaubt sie nur im Geiste der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des

Heils zusammenstehend, nur solche Wirkungen erwarten die andern Staaten und die Völker von dieser Verbündung. Es wäre eine traurige Wendung dieses Ansehens, es wäre ein zerstörendes Beispiel des Machtgebrauchs, wenn gleich im Beginne, wenn ohne dringende Nothwendigkeit, wenn gegen das eigne Interesse, für eine unerklärliche Rücksicht jener Geist der Gerechtigkeit und der schützenden Erhaltung verletzt, und ein mindermächtiger Staat mit seinen heiligsten Rechten einem andern Staate geopfert würde, dem er in allen Verhältnissen des Staatsrechts und der Politik völlig gleich steht und mit dem er von denselben Bundesbanden umschlungen ist! Welche Sicherheit würde nach einem solchen Vorgange in dem neuen Systeme der Staaten noch geglaubt, welche Bürgschaft noch für gültig gehalten werden? Welche Rechnung dürften die Mächte sich in künftiger Wiederkehr schwieriger Zeiten, großer Spannungen und Bedrängnisse auf das Vertrauen der mindern Staaten und der rathlosen Völker machen? Sehr bald sinken würde das entweihte Ansehen, die mißbrauchte Macht, und der aufgeregte Geist des Zeitalters würde sich nur desto begieriger der zurückgeschreckten Meinungsmacht bemeistern."

„Nein gewiß! Die Welt erwartet jetzt keinen ungerechten Machtspruch von dem Vereine der vier Mächte! Sie würde einen solchen laut verdammen und verwünschen. Verzeihen Ew. Durchlaucht einem Soldaten, der in seiner hohen Verehrung für Ew. Durchlaucht die stärkste Aufforderung zur Freimüthigkeit findet, die unumwundene Aeußerung, daß ein Ausspruch zum Nachtheil Badens, ein Ausspruch, der Badens Lage länger zweideutig und in den, einem unabhängigen Staate gebührenden Rechten und Ansprüchen länger gekränkt erscheinen ließe, der ganzen Welt für so verdammlich und verwünschenswerth gelten würde. Unwiderruflich ist hierüber die öffentliche Meinung schon entschieden! Die laute Stimme des Publikums ist es nicht allein, die für Baden spricht, auch die tiefe Stimme im Innern selbst der Gegenparthei giebt ihm recht, und nennt insgeheim unrecht, was ihm angethan werden soll; aber auch das Urtheil, das jetzt aus Rücksichten noch gemildert oder verschwiegen bleibt, wird

einſt in nur deſto härterer Aeußerung rückſichtlos hervortreten."

„Die neue Ordnung der Dinge in Europa, die unter Ew. Durchlaucht ruhmvollſter Mitwirkung entſtanden, trägt an der Spitze der geehrteſten Namen großer Staatsmänner Ew. Durchlaucht Namen. An die größten Begebenheiten und reichſten Verhältniſſe iſt dieſer Name gebunden, die Verehrung und Anerkennung der Zeitgenoſſen iſt nur der Beginn des ſchönern Ruhmes bei der Nachwelt, deſſen Bild noch nie die Seele ausgezeichneter Männer unbewegt ließ! Auch nicht den kleinſten Flecken werden Ew. Durchlaucht auf dieſen geehrten Namen kommen laſſen, auf keiner Stelle ſeinen Glanz beſchädigt ſehen wollen, am wenigſten, wo weder das Intereſſe des Vaterlandes noch das Gebot politiſcher Verwickelungen ein ſolches Opfer der Perſönlichkeit abdringt. Aber, verzeihen Ew. Durchlaucht, daß ich es gradezu ſage, ein ſolcher Flecken in der ruhmvollſten Laufbahn würde immer die Verkennung der gerechten Sache Badens ſein, würde jeder Eingriff der zwingenden Macht in Verhältniſſe ſein, die der jetzige Zuſtand Europas keinen Grund anders zu behandeln darbietet, als nach den ſtrengſten Ueberzeugungen der Gerechtigkeit! — Erwiedern Ew. Durchlaucht nicht, daß Sie nicht die Beſchlüſſe des Vereins der vier Mächte leiten, daß Sie nur zum vierten Theile dabei erſcheinen! Die Welt iſt über den tiefern Zuſammenhang der Dinge nicht lange getäuſcht; ſie mißt den Antheil, der Ew. Durchlaucht an der höheren politiſchen Leitung zukommt, nicht nach dem äußern Schein ab, und weiß nur zu gewiß, daß grade in dieſer Sache beſonders, wie ſchon im Allgemeinen, die Anſicht und Meinung Ew. Durchlaucht am meiſten entſcheidend ſind."

„Vielleicht hätten ſchon längſt die badiſchen Angelegenheiten eine glückliche Wendung genommen, und wären von allen Anforderungen, die über ſie verhängt worden, befreit, wenn ſtatt gehäſſiger Perſönlichkeiten und entfernenden Mißtrauens eine offene und vertrauenvolle Näherung zu dem öſterreichiſchen Hofe ſich gezeigt hätte! Baden iſt von ſeiner natürlichen, durch Lage der Länder wie durch Stellung der politiſchen Verhältniſſe gebotenen Haltung abgedrängt, ſobald

es getrennt von den großen Mächten, und zwar besonders von Oesterreich getrennt dasteht. Die festeste Angeschlossenheit, die sorgfältigste Berücksichtigung, welche nur immer mit seiner Selbstständigkeit verträglich sind, sollten nicht aufgehört haben seit 1813 sein Verhältniß zu Oesterreich zu bilden. Niemand ist durchdrungener von dieser Einsicht als ich, niemand kann mehr von dem Gegentheil gelitten haben, als ich! Möchte ich so glücklich sein, dies richtige und natürliche Verhältniß zurückzuführen, die Bande desselben neu und stärker zu knüpfen. Wenigstens wollen Ew. Durchlaucht von mir persönlich überzeugt sein, daß es unmöglich ist, mit mehr Zuversicht und Vertrauen, mit mehr Offenheit und Freimüthigkeit entgegenzukommen, als mir hier zu haben nicht nur die wohlüberlegteste Absicht, sondern auch die unwiderstehlichste Nothwendigkeit in dem Gefühl meines persönlichen Verhältnisses zu Ew. Durchlaucht auferlegt! Ich hege das beruhigende Vertrauen, daß Ew. Durchlaucht den Triebfedern, die mich diese Sprache an das Gemüth Ew. Durchlaucht führen ließen, in Ihrer wohlwollenden Güte keine Mißachtung zuwenden werden!"

„Die Entschließung des Großherzogs von Baden, in seiner Weigerung gegen jede Forderung zu beharren, und sein Recht bis auf das Aeußerste, ja in offenbarer Gefahr zu vertheidigen, fand ich übrigens schon unerschütterlich gefaßt, als sein Vertrauen mich zur Theilnahme an diesen Geschäften berief, und ich muß mit der Bemerkung schließen, daß ich, auch ohne die eigne, allerdings damit übereinstimmende, Meinung, nicht einmal vermöchte, darin eine Aenderung hervorzubringen."

Hiemit war nun wohl ein guter Grund gelegt, aber mündliche Verabredungen gaben keine sichere Gewähr, die Ansichten konnten jeden Augenblick wechseln, und es fragte sich, welche Vortheile Baiern sich beim Kaiser von Oesterreich etwa schon gesichert habe? Auch über die persönliche Gesinnung des Kaisers von Rußland war man im Dunkeln. Den König von Würtemberg, der hierüber ebenfalls Auskunft erlangen konnte, hatte man badischerseits unbegreiflicherweise nicht nur auf's neue ganz vernachlässigt, sondern auch durch allerlei

Argwohn verdrießlich gemacht, so daß er die badischen Minister beschuldigte, sie verführen nicht aufrichtig gegen ihn, und er werde sich zurückhalten, damit er, wenn Baden am Ende doch mit Baiern sich vertrüge, nicht für sich allein bloßgestellt bliebe. Dergleichen Mißverständnisse aufzuklären, durch genaue Schilderung der persönlichen Dinge, der vielfachen, sich durchkreuzenden Einflüsse, der oft ganz gemeinen Ränke, von denen es hier wimmelte, war eine meiner dringendsten Aufgaben. Es gelang mir auch diesmal wieder, das gute Vernehmen herzustellen. Der König schrieb mir zur Antwort:

Stuttgart, den 19. September 1818.

„Ich fange meinen Brief mit einem Dank an für Ihren guten Rath; wenn ich nicht sogleich darauf Rücksicht nahm, so geschah es aus dem Grund, weil ich unmöglich glauben konnte, daß man in Baden so krank ist, solchen erbärmlichen Einflüsterungen Glauben beizumessen, nach allem, was ich gethan habe, und was der Welt offen vor Augen liegt; meine offene Erklärung gegen das badische Ministerium wird nun, wie ich hoffe, die ganze Sache niederschlagen, wenn jede weitere Verbindung mit diesem Hof nicht Werth in meinen Augen verlieren soll, denn ich gestehe, daß ich solchem niedrigen Argwohn nur mit Verachtung zu begegnen wüßte. Zu einem Zeitungsartikel kann ich mich aber in keinem Fall entschließen, denn dem wohlunterrichteten Publikum müßte wohl lächerlich erscheinen, wenn ich mich mit einem Napoleonischen Schuft in eine Zeitungsfehde einließe, und das ist Bignon einmal in meinen Augen, bei allen seinen Talenten als Redner und Schriftsteller!“

„Nach meinen Nachrichten ist General von Tettenborn zwar höflich und anscheinend zuvorkommend, aber doch nicht aufrichtig behandelt worden, ich rathe also sehr zur Vorsicht und zu bestimmten Erklärungen bei der weiter anzuknüpfenden Unterhandlung, sonst möchte man sehr nachtheilige Folgen daraus zu ziehen suchen. Die Konstitutionssache hier hat nun diejenige Wendung genommen, welche ich voraussah, man sagt, man werde die Garantie übernehmen,

wenn beide Theile darüber einig sein würden! Gegen dieses Argument läßt sich vernünftig nichts sagen, es wird also dringend nöthig werden, diese Erklärung vor allen Dingen von den Ständen zu erhalten."

„General Müffling äußerte in den letzten Tagen gegen einen meiner vertrauten Diener, daß es durchaus nothwendig sei, daß Oesterreich Breisgau wieder erhalte; wie hängt dies mit den Aeußerungen des Kanzlers zusammen, oder nicht zusammen!!!"

„Dem Großherzog wünsche ich von ganzem Herzen eine glückliche Reise, Sie haben ihm einen wichtigen Dienst erwiesen, ihn zu diesem Entschluß zu vermögen."

Die Reise des Großherzogs, welche der König als gewiß annahm, stand indessen noch in weitem Felde. Zwar bewirkte Tettenborn nach seiner Rückkehr von Aachen durch kräftig ergriffene Maßregeln, daß der Großherzog endlich Griesbach verließ, wo der Aufenthalt bei schon nahendem Herbst durchaus als schädlich erkannt wurde; jedoch kam er nicht einmal bis Karlsruhe, sondern lenkte unterwegs ein und bezog das einsam liegende Lustschloß Favorite bei Rastadt. Der Gedanke an die größere Reise war bei ihm schon so gut wie erstickt durch die erste Anregung einer Maßregel, die der Abreise unerläßlich vorhergehen mußte, nämlich der Anordnung einer Regierungskommission, die in seiner Abwesenheit das Land verwalten sollte. Diese Vorstellung war ihm durchaus schrecklich. Er selbst hatte wahrlich von der Regierung wenig Genuß, und suchte ihn auch nicht; aber den Gedanken, sie dem Markgrafen Ludwig, der Markgräfin Mutter zu überlassen, vermochte er nicht zu ertragen. Hätte er seine Minister, hätte er Tettenborn in höchster Stelle damit beauftragen können, so würde die Sache ihm nicht so schwer geworden sein, allein er sah es ein, daß jene Personen nicht zu umgehen waren, ja, daß sie, wenn er sie ausschlösse, auch wider seinen Willen den wichtigsten Einfluß üben, die Ober- und Unterbeamten sämmtlich vor ihnen sich beugen würden. Nun kam plötzlich noch der Argwohn, sein Oheim oder seine Mutter könnten wohl gar den Gedanken seiner Reise veranlaßt, die Sache mit eigner Absicht betrieben haben. Er

musterte die Personen, die um ihn her waren, und er war scharfsichtig genug in einigen die wachsende Hinneigung zu seinem Nachfolger wahrzunehmen, eine vielleicht schon bestehende Gemeinschaft zu ahnden. In Tettenborn und mich setzte er kein Mißtrauen, so wenig wie in die Großherzogin, allein er hielt für möglich, daß wir unbewußt Andern als Werkzeuge dienten, denn an Listen und Ränken glaubte er sich jeder Klugheit, die solche verachtete, überlegen. Als Tettenborn die Spuren dieses Mißtrauens bemerkte, hielt er für nöthig, damit niemand uns zuvorkäme, dem Großherzog den ganzen Zusammenhang von Hufeland's Kommen aufzudecken, daß die Großherzogin und seine Getreusten den Anschlag ersonnen, aber ihn freilich nicht ohne Wissen der Frau Markgräfin auszuführen gewagt, daß diese dann aus herzlicher mütterlicher Bekümmerniß beigestimmt habe, woraus der Schein entstanden sei, als rühre alles von ihr her. Der Großherzog war erschüttert und gerührt, so viele für ihn thätige Liebe hatte er nicht erwartet, er konnte sich der Thränen nicht erwehren, und sprach für Alle, die mitgewirkt hatten, den wärmsten Dank aus; besonders machte die Theilnahme des Königs von Preußen, der seinem Leibarzt die Reise befohlen, auf ihn tiefen Eindruck. Indeß war die Schwierigkeit hiemit nicht gehoben; hatten jene Personen auch das Hinzutreten Hufeland's und seine Rathschläge nicht veranlaßt, so mußten ihnen doch jedenfalls die Früchte davon zu Theil werden, und das war ihm durchaus zuwider. Nicht sagte er es gerade heraus, daß er die Reise nicht machen wolle, vielmehr ließ er sie stets in Aussicht schweben, allein er fand immerfort Gründe des Aufschubs, der Hinzögerung, und seine Nächsten erkannten bald, daß er in seiner Unschlüssigeit die kurze Frist, in der die Reise bei guter Jahreszeit noch geschehen konnte, ungenutzt werde verstreichen lassen. Sonderbar genug wünschten auch die Anhänger Baierns, er möchte nicht reisen, denn eine Regierungskommission, meinten sie, würde streng und hartnäckig im Verweigern sein, während von seiner Schwäche im entscheidenden Augenblick alles noch zu hoffen stehe; worin sie sich aber täuschten, denn seine Schwäche wurde

zur Stärke, wenn es keiner That bedurfte, sondern nur der Unthätigkeit.

Ueberhaupt machte sich in Betreff der Rathschläge, die hier zu geben waren, ein bedeutender Unterschied bemerkbar. Es gab redliche wackre Männer, denen das Heil des badischen Landes und Hauses aufrichtig am Herzen lag, welche diesem Zwecke mit allen Kräften dienten, jedes Opfer zu bringen bereit waren; aber die Person des Großherzogs kam ihnen dabei weniger in Betracht, theils war sie an sich zu dürftig und gesunken, als daß man sich für sie hätte begeistern können, theils erschien sie sogar als ein Hinderniß, und das Wohl des Ganzen ohne sie leichter zu erreichen. Etwas von dieser Denkart war selbst in Reizenstein, der dem badischen Fürstenhause tief anhänglich eben deßhalb auf das einzelne, noch dazu schon halbverunglückte Mitglied desselben weniger Werth legte. Tettenborn hingegen, dem ich hierin mich völlig anschloß, mochte Land und Haus von der Person des Fürsten keinen Augenblick trennen, wollte vor allem auch das Heil des letztern. Uns war die Reise des Großherzogs kein politischer Zweck, sondern ein Mittel seiner persönlichen Rettung, wir wünschten den armen Leidenden erhalten, genesen zu sehen; ließ mit dieser Absicht jener Zweck sich vereinigen, widersprach er ihr nur nicht, so war es uns freilich nur desto lieber. Diese Gesinnung oder Gefühlsweise, welche vor allem den Menschen berücksichtigt, das Persönliche voranstellt, und Sachen und Begriffe ihm unterordnet, hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, und wenn ich mir auch denken kann, daß eine Sache so stark und heilig sei, um ihr jene Rücksicht willig zu opfern, so darf ich doch gestehen, daß die Wirklichkeit bisher mir solche Fälle nicht zugeführt hat.

Der Großherzog war mit Tettenborn's Hülfe kaum von Griesbach fort und in die Favorite gezogen, so mußte dieser gleich wieder nach Frankfurt und Mainz eilen, um die russischen Staatsmänner, die zu den Kongreßgeschäften berufen waren, zu besprechen, und den Kaiser Franz zu be-

grüßen, der bereits unterwegs war. Hier folgt Tettenborn's Bericht über seine Unterredungen mit den Russen:

„Ich traf am 21. September in Frankfurt ein, woselbst die russischen Staatsminister Grafen von Nesselrode und Kapodistrias bereits angekommen waren. Ich verfügte mich sogleich zu Herrn von Anstett, um von ihm über die Stellung der Dinge die vorläufigen Erkundigungen einzuziehen, und fand bei ihm dieselben guten Gesinnungen, die er schon häufig für die badischen Angelegenheiten bewiesen, mit hoffnungsvollem Eifer verbunden. Die Theilnahme für Baden auf der einen Seite scheint auf der andern Seite die Verlegenheit vermehrt zu haben, in welcher man nur endlich dieser Sache entledigt zu sein wünscht. So hatte sich unter andern Graf Kapodistrias gegen Herrn von Anstett geäußert, daß er gern tausend Louisd'or aus seiner Tasche geben würde, um diese Sache beendigt zu wissen. — Bei meinem ersten Besuche bei dem Grafen Kapodistrias bemerkte ich jedoch, daß Herr von Anstett seine Ansichten demselben noch nicht ausführlich mitgetheilt haben müsse, denn er sprach mit mir auf eine Weise, die mich vermuthen ließ, daß er den Faden der Geschichte ganz verloren habe; er kam von dem Wesen der Sache jeden Augenblick ab, und ging in allgemeinere Beziehungen über. Er versicherte, es sei sehr zu bedauern, daß der Großherzog die Verfassungsurkunde nicht schon früher gegeben, indem der gute Eindruck derselben dann schon würde Früchte getragen haben, dagegen jetzt die Sache noch zu neu, und dem russischen Kaiser erst noch recht bekannt zu machen sei. Ich entgegnete, daß die Ursachen, welche das Erscheinen der Verfassungsurkunde verzögert hätten, zum Theil ganz andere wären, als man voraussetze, und zwar größtentheils solche, die man von russischer Seite als die zartesten Rücksichten des Großherzogs für alle dem Kaiser auf irgend eine Weise werthen Beziehungen anerkennen müsse. Nach diesen Aufschlüssen, die ihm so neu als wichtig erschienen, fuhr der Graf in seinen Aeußerungen fort, und tadelte, daß man auch die Territorialsachen zu lange habe ruhen lassen. — «Was kann Ihnen», sagte er, «im Grunde an einem Stück Land gelegen sein?

Sie sind ja kein erobernder Staat!» — Ich drückte ihm mein Erstaunen über diese so unerwartete als seltsame Wendung aus, und erwiederte, daß ich hierauf nur durch die einfache Bemerkung zu antworten brauchte, daß ein Mann, der eine Million Einkünfte besäße, wohl keine Lust haben könne, mit einem andern, der nur hunderttausend habe, zu tauschen. Der Graf vertheidigte seine Aeußerung nicht weiter, und bemerkte nur noch, wie schwer es sein würde ein Mittel zu finden, um aus der Sache herauszukommen; ich erwiederte, daß ich dies Mittel gefunden zu haben glaubte, und theilte ihm das jetzige Projekt mit, soweit er davon zu wissen brauchte; da ich ihm jedoch nicht sagen durfte, daß wir schon mit Oesterreich deßhalb Rücksprache genommen, so blieb er bei der Meinung, daß alles darauf ankäme, wie der Fürst von Metternich die Sache ansehen würde. Eine große Gleichgültigkeit gegen die deutschen Angelegenheiten, die dem russischen Minister im Allgemeinen unwichtig und geringfügig schienen, war aus allem zu entnehmen. Ich ging daher im Gespräch zu den höheren Grundsätzen über, die der russische Kaiser allgemein als die seinigen aufgestellt habe, und nach welchen er niemals eine so schreiende Ungerechtigkeit, wie man gegen Baden im Sinne gehabt, gut heißen und noch weniger an ihrer Ausführung theilnehmen könne; ich bemerkte, daß diese Sache, wie gering sie auch scheinen möge, genugsamen Zunder zu großen Unruhen in ganz Deutschland enthalte, denn der Großherzog sei entschlossen von seinen letzten entgegenkommenden Propositionen auch nicht um ein Haarbreit abzuweichen, sondern, wenn diese nicht zum Ziele führen sollten, fest und ruhig die Dinge abzuwarten, und gestützt auf sein Recht eher mit den Waffen in der Hand unterzugehen, als freiwillig seine heiligsten Rechte kränken zu lassen und sich der fremden Willkür hinzugeben; übrigens, setzte ich hinzu, würde es gewiß dahin nicht kommen, denn man vertraue allgemein mit Recht der Ueberzeugung, daß die hohen Souverains, so wie ihre Minister alles anwenden würden, um diese so gehässige Sache mit Gerechtigkeit zu beendigen. Der Graf versicherte, daß man von Seiten Rußlands gewiß bereit=

willig die Hand dazu bieten würde, indeß ſah ich aus allen ſeinen Aeußerungen wohl ganz deutlich, daß man ſich ruſſiſcherſeits hierin der Meinung des Fürſten von Metternich am meiſten anſchließen wird. — Der Miniſter ſprach darauf noch viel von ſeinem perſönlichen Wunſche die Sache baldigſt abgemacht zu ſehen; dies zu erleichtern, meinte er, könnte Baden auch wohl für die Anerkennung der Succeſſion ſich ein Opfer gefallen laſſen. Ich bewies ihm aber mit ſiegenden Gründen, daß wir überzeugt ſein müßten, dieſe Anerkennung von niemand beſtritten zu ſehen, indem die Souverains ſich ja ſelber das Recht, Succeſſionen zu beſtimmen, zweifelhaft machen würden, wenn ſie dies dem Großherzoge, der ganz gleiche Rechte mit allen habe, abſprechen wollten; daß wir aber jenen Grundſatz auf keine Weiſe gelten laſſen dürften, indem ich deſſen Anwendung für uns in den Vergleich ſtellte, daß man uns Haus und Garten nehmen, aber jenes für dieſen, wenn wir darauf verzichteten, wieder zurückgeben wolle. Herr von Anſtett, der in dem Augenblick ankam, als ich mich entfernte, verſicherte mich ſpäter, daß er dem Grafen Kapodiſtrias in der alsdann erfolgten Unterredung erſt die wahren Geſichtspunkte der Sache gegeben habe, und nun mit Beſtimmtheit hoffe, daß derſelbe nach allen Kräften zu einer für Baden günſtigen Entſcheidung mitwirken würde. Aus der ganzen Unterredung ergab ſich mir jedoch deutlich genug, daß von dieſer Seite kein kräftiger Schritt zu erwarten iſt."

„Graf von Neſſelrode, den ich ſodann beſuchte, war ſehr verlegen, als ich über dieſe Sache mit ihm ſprach; er gab ausweichende Antworten, und verſicherte zwar, daß er recht ſehr wünſche die Sache beendigt zu ſehen, bezog ſich aber ebenfalls auf den Fürſten Metternich, und rieth mir, mit dieſem einen Ausweg zu ſuchen, der dann gewiß angenommen werden würde. Ich fühlte keinen Beruf, mich mit dieſem Herrn weiter einzulaſſen, und ließ es, nachdem ich ihm in ſtarken Worten die ganze Abſcheulichkeit der Sache vorgehalten, dabei bewenden."

„Eine ähnliche Sprache führte Graf Golofkin, nur daß er die Bemerkung hinzufügte, der Kaiſer habe ſich an den Traktat von Frankfurt zu halten, worin der Großherzog

sich zu einem Opfer anheischig gemacht. Ich widerlegte diese Behauptung, indem ich ihre Absurdität aufdeckte, und versicherte, daß selbst Fürst Metternich mir nichts Aehnliches gesagt, und daß ich überhaupt noch niemand gefunden, der unser Recht nicht eingesehen hätte, und daß wir selbst von dem Bewußtsein unserer guten Sache so durchdrungen wären, um unsere Ueberzeugung bei jeder Gelegenheit an den Tag zu geben, daß, wenn der Großherzog auch ein kleines Opfer zu bringen geneigt wäre, dies nur in der Voraussetzung geschehen könnte, daß dies Opfer nur als ein freiwilliges betrachtet würde, welches der Großherzog aus ächtem Patriotismus bringe, um den unglücklichen Folgen, die aus dieser Sache für ganz Deutschland entspringen könnten, vorzubeugen. Der Wunsch, diese ganze Angelegenheit baldigst zu einem leidlichen Resultat geführt zu sehen, bezeugte auch hier das unheimliche Gefühl, womit die russischen Minister sich bei dieser Sache finden, deren Gehässigkeit sie sich wohl eingestehen müssen."

„Auf dem Johannisberge befand sich auch Graf von Rechberg, aber in Benehmen und Sprache sehr kleinlaut, wie ich aus guter Quelle erfahren. Er hatte mehrmals mit dem Fürsten von Metternich über die Territorialverhältnisse zu sprechen versucht, aber nur zur Antwort erhalten, daß man hoffe, Baden würde nun die Sache wieder in Anregung bringen, und daß dann vielleicht eine Ausgleichung zu Stande kommen könnte. Das schüchterne Wesen des Grafen von Rechberg, seine Verlegenheit und geringe Zuversicht sind mehreren Personen aufgefallen, und haben bei den Oesterreichern die Hoffnung neu belebt, unsere Sache günstig beendigen zu können."

„Die Militairangelegenheiten des Deutschen Bundes haben hauptsächlich den Aufenthalt auf dem Johannisberge ausgefüllt. In der Verlegenheit, worin man sich wegen der Anordnung dieser Sache befindet, verfiel man daselbst auf den Vorschlag, Sachsen mit Baden und Würtemberg zu einem Armeekorps zusammenzustellen, dann die beiden Hessen mit den sächsischen Häusern, und Nassau, Luxemburg ꝛc. Anfangs fand selbst Fürst von Metternich dieses Projekt

einen Nonsens ohne Gleichen, allein ſpäterhin wurde er dafür gewonnen, und ſpricht nun mit größtem Wohlgefallen von dieſem einzig ſchönen Gedanken!“

„Ehe ich Frankfurt verließ, nahm ich das Ganze unſerer Angelegenheiten nochmals mit Herrn von Anſtett in Berathung; er fand den Stand der Sachen verhältnißmäßig ſehr gut, und die fernern Maßregeln auf die beſte Weiſe eingeleitet. Er war zuletzt noch der Meinung, man müſſe in den einzugebenden Noten ſich bloß dahin äußern, daß man die Sache in Frankfurt wieder zur Sprache zu bringen wünſche, Herr von Berkheim und ich waren aber entgegengeſetzter Meinung, und hielten für beſſer, nach der bereits verabredeten Weiſe zu Werke zu gehen.“

„Nachdem ich in Frankfurt den nach den Umſtänden möglichen Zweck hinlänglich erreicht, und über die Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich die neueſten Nachrichten erhalten, reiſte ich am 22. September nach Mainz, wo ich ſpät anlangte, aber ſogleich den Fürſten von Metternich ſah, der mir verſprach dem Kaiſer meine Anweſenheit zu melden. Durch einen Zufall begegnete ich dem Kaiſer noch früher, ehe jenes geſchehen war, und ich überreichte ſogleich das Schreiben Ew. Königlichen Hoheit, welches ſehr gnädig aufgenommen wurde.“

Wir ſehen, welch geringe Sache die badiſche für die ruſſiſchen Diplomaten war, wie ſie dieſelbe im Einzelnen gar nicht kannten, und nach vorgefaßten Phraſen — Meinungen darf man es kaum nennen — darüber urtheilten. Weit entfernt, den Kaiſer über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, hatten ſie nicht einmal die Meinung, die er bisher durch einzelne Aeußerungen darüber zu erkennen gegeben, gehörig aufgefaßt und ausgebildet, ſondern ſie nur verſchoben und verwirrt. Selbſt Herr von Anſtett, der den größten Eifer für Baden haben wollte und in Berſtett einen ſeiner Schützlinge zu vertreten hatte, war weder unterrichtet noch eifrig, und Graf Goloffkin eben ſo wenig, trotz der Nähe, in der er lebte, und der Unvermeidlichkeit, mit der in Stuttgart die Sache ſich täglich aufdrang. Die Aengſtlichkeit wegen Oeſterreichs, das auf großen Opfern Badens

bestehen werde, zeigte klar, daß sie auch in Betreff der Absichten des Fürsten von Metternich ziemlich im Dunkeln waren.

Schwieriger war die Aufgabe Tettenborn's dem Kaiser Franz gegenüber. Hier fand nicht Unkunde Statt, sondern bestimmter Anspruch, widriger Sinn gegen das badische Haus, das von österreichischen Verlusten groß geworden war. Wieder war es ein Glück, daß Tettenborn dem Kaiser so gut bekannt war, und schon in früheren Verhältnissen sein freies Wort bei ihm gehabt hatte, für einen Andern wäre es nicht rathsam gewesen, gegen den Kaiser, der sich seiner innern Schwäche bewußt und desto eifersüchtiger auf sein äußeres Ansehen war. Hier ist der von Tettenborn erstattete Bericht:

„Der Kaiser bestellte mich auf den andern Tag Abends sechs Uhr, weil er, wie er sich ausdrückte, mit mir besonders und ausführlich sprechen wolle. Ich wurde sehr gnädig empfangen; Seine Majestät gedachten mit Wohlgefallen meines ehemaligen Verhältnisses in ihren Kriegsdiensten, und sprachen mit gewohnter Offenheit. Zur Sache übergehend fing der Kaiser sogleich mit der Versicherung an, daß er Pflichten gegen Baiern habe, die er nicht unerfüllt lassen könne, und daß hinwiederum der Großherzog von Baden auch Verpflichtungen gegen ihn habe, die dabei in Betracht kämen. Ich konnte nicht umhin, Seine Majestät zu bitten mir zu sagen, welches diese Verpflichtungen denn eigentlich wären? Der Kaiser, ohne diese Frage direkt zu beantworten, lenkte auf den Traktat von Frankfurt ein, nach dessen Bestimmungen Baden zu Gebietsveränderungen die Hand nicht verweigern könne. Ich erwiederte hierauf, daß alles dasjenige, was aus dem Traktat von Frankfurt rechtlich gefolgert werden könne, für Baden nicht so nachtheilig sei, als man gewöhnlich annehme, daß dieser Traktat nichts enthalte, was Seine Königliche Hoheit verpflichtete irgend ein Opfer zu bringen; ich legte besonders Nachdruck auf die Bemerkung, daß Seine Majestät und Ihre Verbündeten die disponibeln Gegenstände für Entschädigungen, die jener Traktat verspreche, bereits früher vergeben hätten, und damit

sowohl der Grund einer Forderung an Baden als auch die Möglichkeit einer Entschädigung weggefallen sei; der Kaiser schien das Gewicht dieses Einwurfes zuzugestehen, und verließ diese Seite, um zu der badischen Erbfolgeordnung überzugehen. Niemals, erklärten Seine Majestät, würden Sie die Grafen von Hochberg anerkennen; der lebhaften Aeußerung des Kaisers setzte ich die ruhige Bemerkung entgegen, daß Seine Königliche Hoheit fest überzeugt seien, daß niemand Ihnen das Recht Ihrer Successionsbestimmung streitig machen könne, und daß Seine Majestät, indem Sie hierin das Recht Seiner Königlichen Hoheit angreifen wollten, auch Ihren eigenen Rechten zu nahe träten, indem auch die Anordnungen der großen Souverains in dieser Rücksicht keine andere Rechtsgrundlage haben könnten, als die des Großherzogs von Baden, welcher, obwohl nicht 500,000 Mann zu seinem Gebote ständen, an Rechten jedem andern Souverain vollkommen gleich sei. Der Kaiser mußte hiezu einstimmen, er bejahte dies ausdrücklich, und sagte, die Gleichheit der Souverains als solcher sei ganz unläugbar; jedoch kam er auf das Frühere zurück, versicherte, daß die Einwohner des Breisgau's so sehr wünschten zu ihm zurückzukehren, und daß auch ihm selbst diese Unterthanen sehr theuer gewesen. «Es war mir», sagte Seine Majestät, «als ob man mir ein Stück aus dem Leibe schnitte, als man mir den Breisgau wegnahm!» Die Grafen von Hochberg auch in diesem Lande als Nachfolger anzuerkennen, fand der Kaiser zu viel verlangt. Ich erwiederte, daß in diesem Augenblick von den Grafen Hochberg noch nicht die Rede sei, deren überhaupt nur auf vorsorgliche Weise für einen Fall, der hoffentlich gar nicht Statt finde, gedacht worden, und daß als nächster Erbe dann erst der Markgraf Ludwig dastehe; gegen diesen, meinte der Kaiser, könnte er freilich nichts einwenden, er glaubte aber, daß der alte Großherzog, wenn er noch lebte, ihm den Breisgau freiwillig zurückgeben würde, worauf ich jedoch entgegnen zu müssen glaubte, daß die Pflichten eines Fürsten auch seiner Neigung nicht gestatteten, ganze Provinzen seines Landes nach Willkür wegzuschenken. Auf die Bemerkung

des Kaisers, daß der Großherzog sehr schwierige Unterthanen habe, indem die Pfälzer wieder zu Baiern, die Breisgauer aber zu ihm verlangten, führte ich Seiner Majestät die von Ihnen selbst an den Niederländern gemachten Erfahrungen als Beweis an, wie allgemein und begreiflich solche Verhältnisse seien, indem man immer das verlange, was man nicht habe, daß aber die Seiner Majestät berichtete Stimmung mehr einigen wenigen Familien, als dem Volke angehöre, und daß dieses auch große Zeichen der Ergebenheit an Baden geliefert habe."

„Nach mehreren Wendungen des Gesprächs, welches schon sehr lange gedauert hatte, richtete ich an den Kaiser die Aeußerung, daß ich gar nicht zweifelte, Seine Majestät würden auch über den Punkt der Grafen von Hochberg den Hoffnungen Badens nachgeben, sobald die nächste, durch neue entgegenkommende Vorschläge von Seiten Badens einzuleitende Unterhandlung in Gang gekommen. Der Kaiser läugnete nicht, daß ihm die gute Beendigung dieser Sache auch sehr am Herzen liege, und er sie eifrigst zu befördern wünsche, daß dies aber ohne ein Opfer nicht möglich sei, indem er sonst die Verpflichtungen gegen Baiern nicht erfüllen könnte. Ich erwiederte, daß Seine Königliche Hoheit ein mäßiges Opfer bringen wollten, doch müsse dies von der Art sein, daß man es vor den am 1. Februar des neuen Jahres zusammenkommenden Landständen rechtfertigen könne, denn die Untheilbarkeit des Landes sei in der Konstitution als ein Grundsatz des Staats deutlich ausgesprochen. Nach mehrmaliger Versicherung der eifrigsten Wünsche zur Beendigung der Sache entließen mich Seine Majestät sehr gnädig, und ich eilte sogleich zu dem Fürsten von Metternich, um ihm mein Erstaunen auszudrücken, daß ich den Kaiser über den Punkt der Reversion des Breisgaus so wenig nachgebend gefunden. Der Fürst meinte, der Kaiser habe über diesen Punkt immer so gesprochen, und hege für diese Provinz eine besondere Vorliebe, die er, der Fürst, aber gar nicht theile, und er würde schon auf sich nehmen, dem Kaiser hierüber andere Gedanken zu geben, sobald die Sache mit der projektirten Unterhandlung zu Stande kommen würde."

So war nun alles geschehen, was von badischer Seite möglich war, und alles so gut eingeleitet, daß man den Ausspruch des Kongresses nicht sehr zu fürchten brauchte; das badische Ultimatum war so gut wie angenommen, denn Oesterreich war insgeheim noch günstiger als Rußland gestimmt, Preußen nicht zweifelhaft, und Großbritannien sah den Handel mit größter Gleichgültigkeit an. Doch wurde nichts unterlassen, die guten Gesinnungen zu nähren und zu befeuern, die Thatsachen, auf die es ankam, in Erinnerung zu bringen, die dafür gefundenen Schlagwörter fleißig zu wiederholen. Zahllose Briefe wurden ausgefertigt, wiederholte Schreiben an Metternich, an Gentz, an Hardenberg, unter der Hand sogar schon an Bernstorff, der in Aachen als preußischer Minister zuerst auftreten sollte, an alle Personen von Bedeutung und Einfluß, die dort versammelt waren. Die Großherzogin Stephanie schrieb an den König von Preußen ihren Dank und empfahl ihm zugleich dringend die Sache des Großherzogs, den die politische Anfechtung nicht minder als seine Krankheit niederbeuge.

Auf der Favorite sah es in der That höchst betrübt aus. Der Großherzog litt noch an der Ueberfahrt von Griesbach, die ihn übermäßig angestrengt hatte. Von der Reise nach Montpellier war nicht mehr die Rede, seine Schwachheit war bisweilen so groß, daß man seinen Tod ganz nahe glaubte. Von Geschäften durfte man kaum noch mit ihm sprechen, sie mußten einen scharfen Stachel in sich tragen, um ihn zur geringsten Aufmerksamkeit zu reizen. Leider fehlte es an solchen Reizmitteln nicht. Die Freude, welche das ganze Land und selbst die Nachbarländer über das Geschenk der Verfassung bezeigten, die Adressen, Danksagungen, Festlichkeiten, konnten ihm keinen großen Antheil erwecken, da der Gegenstand selbst ihm nicht sonderlich werth war, und er sich kaum ein Verdienst dabei wußte; bald auch erlosch diese Freudigkeit in der Trauer und Besorgniß, welche der nicht mehr zu verhehlende Zustand des Großherzogs überall verbreitete. Vor ihm selber blieben die

nachtheiligen Gerüchte nicht verborgen, er sah wie alles auf seinen nahen Tod wartete, vielleicht hoffte. In Baden hatten baierische Diplomaten sich festgesetzt, deren Fäden nach allen Richtungen ausgespannt und sogar in der Favorite angeknüpft waren; sie suchten jeden Umstand zu erforschen, und es hieß, sie hätten ansehnliche Belohnungen versprochen, um schnell und zuerst die Nachricht vom Ableben des Großherzogs zu erhalten. Einer derselben betrieb die Sache so grob, daß die badener Einwohner ihm aufsässig wurden, und er eiligst abreisen mußte. Sein Nachfolger war nicht vorsichtiger, und bemühte sich einen badischen Rittmeister zu gewinnen, den er gut eingeweiht und oft auf der Favorite wußte, der aber in seiner Treue nicht wankte, und aus bescheidener Klugheit die Sache verschwieg. Die Baiern sagten, der Großherzog müsse in den nächsten Tagen sterben, der Kronprinz hatte sogar, wie Reizenstein mir erzählte, den bestimmten Tag dafür angesetzt. Der Fürst von Wrede wollte gleich, so wie die Nachricht einliefe, baierische Truppen in die Pfalz einrücken lassen; Geheimrath Friederich berichtete aus der Schweiz, daß ein baierischer Staatsrath, der ihn als gebornen Pfälzer gern schon als halben Baiern ansehen wollte, ihm dasselbe vertraut habe. Dazu kamen Nachrichten aus Speier und Würzburg, daß an beiden Orten in der Stille schon Anstalten zu Truppenbewegungen gemacht würden. Der Großherzog war in diesen Tagen so elend, daß wirklich sein Tod plötzlich erfolgen konnte. Was dann geschähe, wenn Baiern, bevor noch der Kongreß gesprochen hätte, einen Handstreich vollführte und sich in den Besitz der Pfalz setzte, dann mit dem alten Ungestüm seine Forderungen und Klagen erneuerte, Baden in der Verwirrung erst wieder zur neuen Regierung sich finden müßte; das war leicht abzusehen. Die Verurtheilung Badens stand in Aussicht, die Beschränkung der Erbfolge, die Abreißung der schönsten Provinzen. In dieser Noth traten, nicht die Minister amtlich als solche, sondern die erprobten Getreuen, Minister und Andere, zu außerordentlicher Berathung zusammen, und erwogen die drohende Gefahr, die Mittel der Abwehr. Ich lebte in beständigem Wechsel des Aufenthalts

zwischen Karlsruhe, Baden und der Favorite, ich sah beinahe täglich Reizenstein, Berstett, Tettenborn, falls er nicht selber unterwegs war, öfters die Großherzogin, den Großherzog selten, weil er sich ungern sehen ließ. Bevor man einen Entschluß faßte, fragte man mich auf's Gewissen, ob ich noch der festen Meinung sei, daß man sich auf den König von Würtemberg verlassen könne, daß er Baden keinenfalls im Stich lassen werde? Ich glaubte dies verbürgen zu können. Hierauf beschloß man dann einstimmig, was Tettenborn im voraus für solchen Fall angerathen hatte, die badischen Truppen auf den Kriegsfuß zu stellen, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Der Großherzog unterzeichnete den Befehl zur Einberufung der Beurlaubten. Bei Mannheim sollten 12,000 Mann, bei Freiburg 6000 schleunigst zusammengezogen werden; war es nöthig, so konnten binnen drei Wochen 30,000 Mann kriegsfertig dastehen. Ich aber gab sogleich dem Könige von Würtemberg von dem Kraftentschluß Nachricht, und forderte ihn auf, diesen durch gleiche Maßregeln zu unterstützen; er that es auf der Stelle, und ertheilte dem badischen Gesandten General von Harrant in Stuttgart die bündigsten Zusicherungen, in München aber ließ er durch seinen Gesandten eine nachdrückliche Note abgeben, die nach den Absichten fragte, welche die Baiern auf die Besetzung der Pfalz etwa hegten, und die Erklärung hinzufügte, daß er einen Eingriff dieser Art nicht dulden, die Ueberschreitung der badischen Gränzen durch baierische Truppen als einen Bruch des deutschen Bundes betrachten, seinen Gesandten von München abrufen, und seine Truppen mit den badischen vereinigen würde. Zugleich wurden auch würtembergische Rüstungen anbefohlen. Dieses tapfere Auftreten Badens und Würtembergs machte gewaltigen Eindruck, alles fühlte sich erfrischt von Muth und Kraft. Die beurlaubten Badener eilten freudetrunken zu den Fahnen, es meldeten sich Freiwillige zum Kriegsdienst, französische und schweizerische Offiziere wollten sich anschließen. War Baden durch dringende Noth zum Aeußersten bereit, so hatte Würtemberg die glänzendere Triebfeder der großmüthigen Hülfeleistung, der uneigennützigen Theilnahme

für den bedrohten Nachbar. Hier zeigte sich nun recht der Vortheil des Muthes, der Entschlossenheit. Baiern war doppelt so stark als Würtemberg und Baden zusammen, aber so überrascht war man in München durch das plötzliche Herausfordern, so verschüchtert durch den Zusammenschlag von Wort und That, daß man der eigenen Kühnheit, mit der man noch eben selber hatte auftreten wollen, gänzlich vergaß, dem Könige von Würtemberg zufriedenstellende Erklärungen gab, und völlig ablängnete, militairische Maßregeln gegen Baden überhaupt im Sinne gehabt zu haben. Nach dieser vereinten, auch in Aachen starken Eindruck machenden Kraftäußerung konnten Würtemberg und Baden ihre Truppenrüstungen wieder einstellen, Baden jedoch behielt, ungeachtet des bedeutenden, bei seinen zerrütteten Finanzen doppelt schweren Geldopfers, einen Theil der schon eingerückten Mannschaften aus Vorsicht bei den Fahnen. Der Zustand peinlicher Krisis und gedrückter Erwartung schien gar nicht enden zu wollen; von den Berathungen in Aachen war wenig zu hören, sie betrafen fürerst nur Frankreich, der badischen Sache geschah noch keine Erwähnung. Der Großherzog schleppte sein erlöschendes Leben von Tag zu Tag hin, bisweilen schien er sich etwas zu erholen, sank aber bald nur um so tiefer wieder zusammen. Die Großherzogin Stephanie wich kaum noch von seiner Seite, er wollte keine andere Pflege als die ihre; sie mußte die Augenblicke erspähen, in denen sie die dringendste Rücksprache mit den Ministern zu nehmen hatte, um übereinstimmend mit ihnen auf den Kranken zu wirken, und die unerläßlichsten Geschäfte einigermaßen im Gange zu erhalten. Daß man das Befinden des Großherzogs für besser ausgab als es war, daß man von seiner noch möglichen Genesung, von seinem noch längeren Leben sprach, war eine für nothwendig erachtete Täuschung, die um so leichter durchzuführen war, als der Großherzog schon geraume Zeit in völliger Abgeschlossenheit verharrte. Im Allgemeinen wußte man wohl, daß es übel aussah, aber in Betreff der näheren Umstände, besonders des Grades der Schwäche wurden auch die eifrigsten Horcher stets wieder irre.

Lindner war um dieſe Zeit in Aachen, machte dort gute Bekanntſchaften, und ſchrieb ſeine Bemerkungen über das dortige Treiben, die Perſonen des Kongreſſes, die Gerüchte des Tages. Wie gewöhnlich war das diplomatiſche Geheimniß der Berathungen ſchnell errathen und bekannt, die Ergebniſſe im Ganzen wußte alle Welt vorher, und höchſtens konnten ſich die kleinen Zwiſchenſpiele und Nebendinge auf einige Zeit verbergen. Lindner's Nachrichten waren geiſtvoll, vielfach unterhaltend, aber politiſch ohne Wichtigkeit. Sie hätten dies werden können, nachdem er mit Gentz in nähere Beziehung getreten war, der nicht nur einen früheren Bekannten in ihm gern wiederſah, ſondern auch den talentvollen Schriftſteller ehrte, und vorzüglich den badiſchen Beauftragten berückſichtigte, der ihm von Tettenborn dringend empfohlen worden. Gentz ſelbſt aber, von Tettenborn mit ſtarken Gründen in wiederholten Berathungen von der Güte der badiſchen Sache überzeugt, zeigte für dieſe den größten Eifer. Doch Lindner ſah ſich unerwartet ſchon im Beginn ſeiner Thätigkeit gehemmt. Die verdrießliche Geſchichte mit dem Kotzebue'ſchen Bulletin verfolgte ihn nach Aachen, die Diplomaten bekamen Angſt, und wünſchten ſeine Entfernung. Er war noch ruſſiſcher Unterthan, und als ihn der Geſandte Graf Alopeus der Jüngere zu ſich beſchied und ihm eröffnete, ſein längerer Aufenthalt würde für ihn ſelbſt nicht angenehm ſein, konnte er nicht anders als den mit Schonung und Glimpf ertheilten Wink befolgen, denn ſeine Sache an den Kaiſer zu bringen, eine Unterſuchung zu verlangen und ſich zu rechtfertigen, war ein Gedanke, der eben ſo ſchnell erlöſchen mußte, als er aufblitzte. Früher noch als ſein Brief, der mir den Vorfall berichten ſollte, kam Lindner ſelbſt. Ich ſaß in ſpäter Nacht und ſchrieb, als ich an meinen Fenſterſcheiben etwas kniſtern hörte, ich ging hin, öffnete das Fenſter, und auf meine Frage wer da ſei, klang aus dem Dunkel ganz leiſe die wohlbekannte Freundesſtimme. Ich eilte hinab ihm die Hausthüre zu öffnen, nahm ihn auf mein Zimmer, und wir blieben die halbe Nacht beiſammen, dieſe unerwartete Widrigkeit zu erörtern, zu überlegen, ihre möglichen Folgen zu entwickeln. Lindner, leichten

Blutes und Sinnes, wie in seiner Jugend, war für sich unbesorgt, lachte über die Furcht der Diplomaten, meinte, es sei nichts weiter dabei, als daß er nöthigenfalls in den Elsaß zurückkehrte. Nur fürchtete er, daß ich durch seinen Unfall bloßgestellt sei, daß mir Unannehmlichkeiten daraus erwachsen würden. In der That, ich hatte seine Doppelsendung eingeleitet, ihn durch Briefe empfohlen, mit meinen Pässen war er gereist; eine argwöhnische Behörde konnte unsern ganzen Zusammenhang mißdeuten. Doch den Fürsten von Hardenberg hatte ich im voraus von allem in Kenntniß gesetzt und war durch seine stillschweigende Billigung hinreichend gedeckt. Jedoch konnten allerdings in Stuttgart und Karlsruhe sich für uns mannigfache Nachtheile ergeben, und es bedurfte um sie abzuwenden großer Besonnenheit und Klugheit. Vor allem mußten wir selber das Geschehene gering nehmen, weder Aufheben davon noch ein Geheimniß daraus machen. Wir kamen überein, welche Haltung wir jeder seinerseits zu beobachten hätten. Gleich am nächsten Morgen mußte Lindner bei Berstett den Vorfall anmelden, mit dem Bedauern, den badischen Aufträgen nicht ferner entsprechen zu können, dann in Stuttgart persönlich die gleiche Eröffnung machen, und daselbst seine litterarische Thätigkeit wieder aufnehmen, als wäre weiter nichts geschehen. Cotta war anfangs ungemein bestürzt, aber als er sah, daß Lindner in der Meinung des Königs noch eben so stand wie vorher, daß auch in Karlsruhe seine guten Verhältnisse fortdauerten, so ließ er sich bald beruhigen, besonders als auch Gentz ihn benachrichtigte, die Sache habe nichts zu bedeuten. Am schwersten wurde es uns, Lindner'n selbst von übereilten und trotzigen Schritten abzuhalten, denn da die Kotzebue'sche Geschichte noch immer in den Zeitungen spukte, und immer wieder falsche Angaben und gehässige Deutungen mitführte, so wollte Lindner stets voll Ungeduld dreinschlagen, und einen Lärm erregen, der gerade jetzt möglichst zu verhüten war. Erst mußte der Kongreß beendigt, die Fürsten und Minister wieder in alle Welt zerstreut sein, dann mochte Lindner auftreten und den Widersacher mit Nachdruck angreifen. Damit er selbst um so

leichter jetzt schweigen könnte, übernahm ich es, für ihn das Wort zu nehmen, und in mehreren Blättern seine Vertheidigung zu führen; und so überstanden wir glücklich die schlimme Zeit.

Im Anfang des Oktobers erhielt die Markgräfin Mutter auf dem Schlosse zu Bruchsal vornehmen Besuch; ihre Tochter, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, wollte hier den Ausgang des Aachener Kongresses abwarten. Sie fand hier ihre Schwestern, die Königin Friederike von Schweden und die Prinzeß Amélie, die ihr durch früheres Zusammenleben besonders theuer war; die beiden andern Schwestern, die Königin von Baiern und die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt waren in der Nähe, hauptsächlich aber zog ihr leidender Bruder, der Großherzog, ihre Theilnahme auf sich, dessen Anblick ihr seinen Zustand als hoffnungslos verrieth. Bei der Fremdheit und Kälte, die allbekannt den Kaiser von der Kaiserin trennten, war diese längst ohne allen Einfluß, und daher ihr Besuch politisch von keiner Bedeutung. Es ging sogar ein dunkles Gerücht, die Kaiserin werde nicht nach Rußland zurückkehren, sondern bei der Mutter bleiben, gleich der Königin von Schweden, worüber die Markgräfin sich sehr erzürnte, und dem Ursprunge solch gehässiger Ausprengungen eifrig nachforschen ließ, wiewohl vergebens, vielleicht weil er zu sehr in ihrer Nähe war. Indeß gab die Anwesenheit der Kaiserin doch immer den badischen Verhältnissen einen gewissen Glanz, und das Ansehen und die Macht solcher verwandtschaftlichen Bande machten sich vielfach bemerkbar. Die Kaiserin empfing in Bruchsal, Karlsruhe, Baden, und wo sie sonst erschien, die beeiferten Huldigungen des Volks, das in ihr eine Retterin sehen wollte. Auf die Favorite kam sie nur selten und immer nur auf kurze Zeit, der Kranke konnte es nicht verbergen, daß ihm alles, was nicht in seine engste Gewöhnung fiel, schnell zum peinlichsten Zwang wurde.

Auf der Favorite herrschte die gedrückteste Langeweile und die peinlichste Ungeduld; vor Augen hatte man nur trostlosen Jammer, die Phantasie vermochte auch in der Ferne nur trübe Bilder aufzufassen. Die Minister sahen

sich einander an, und wußten nicht was sie thun, was sie unterlassen sollten. Sie suchten eine Stütze an dem nächsten Regierungsnachfolger, dem Markgrafen Ludwig, sie wünschten seine Zustimmung, seine Ermächtigung zu manchen Handlungen, für die jetzt keine Autorität vorhanden war; allein dieser lehnte mit gewohnter Vorsicht alles ab, was ihn irgendwie verantwortlich machen konnte, auch wollte er sich mit diesen Ministern nicht zu sehr einlassen, um nicht, wenn er den Thron bestiege, an sie gebunden zu sein, da er für solchen Fall schon ganz andere Männer im Sinn hatte. Die Unthätigkeit wurde unerträglich; nichts unterbrach sie, von außen kam keine Nachricht, Woche verging auf Woche, und von Aachen erschallte kein Wort. Doch war die Hauptsache, die Räumung Frankreichs, schon abgemacht, und die badische Angelegenheit mußte nun zur Sprache kommen. Viele neue Schreiben lagen angefertigt, wiederholte Vorstellungen an die Mächte, dringende Mahnungen an die versammelten Staatsmänner, Bitten, Versprechungen; man wußte nicht, ob man sie absenden sollte, es gab Gründe dafür und Gründe dagegen. Endlich kam der Beschluß zu Stande, die ganze Ladung durch einen Kourier — den schon bekannten Hennenhofer — nach Aachen überbringen und auf dem dürren Kongreßboden aussäen zu lassen, möglich, daß manches Samenkorn aufginge! Und es war manch fruchtbares darunter, das auf guten Boden fiel! Tettenborn hatte an Metternich geschrieben, und besonders nachdrücklich an Gentz, von dieser Seite kamen die Sachen in Trieb. Auf den Kaiser Alexander hatte die Königin von Würtemberg günstig eingewirkt, allein er wollte durchaus abwarten, daß in der Gebietssache der erste Schritt von dem dabei nächstbetheiligten Oesterreich geschähe. Da diese Anregung nun wirklich durch den Fürsten von Metternich erfolgte, so stimmte von allen Seiten alles bei, und es geschah der wichtige Schritt, daß der Kongreß einen badischen Bevollmächtigten berief, mit dem das Nähere zu verhandeln wäre. Ein badischer Bevollmächtigter berufen, ohne daß ein baierischer zugelassen wurde, das schien eine ungeheure Bevorzugung der einen Seite, eine eben solche Zurücksetzung der

andern; indeß legten die Baiern es beſſer für ſich aus, ſie meinten, von ihnen werde nichts gefordert, ſie hätten nur zu empfangen, die Badener, welche zu leiſten hätten, ſeien berufen um ihr Urtheil zu hören, und das würden ſie ſtill hinnehmen müſſen. Baiern hatte nicht verſäumt, auch alle Mittel aufzubieten um ſeinen Anſprüchen den Sieg zu verſchaffen, und war voll guter Hoffnung und Zuverſicht; die Sprache Oeſterreichs ließ nicht vermuthen, daß ſein Sinn geändert ſei, und beider Vortheil ſchien innig verwebt. Auch Berſtett, der als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchicklicherweiſe ſelbſt nach Aachen gehen mußte, hatte kein großes Vertrauen zu dem Stande der Dinge, und fühlte ſich beſonders in Betreff der Oeſterreicher unſicher, mit denen er nicht, wie Tettenborn, in freundlichem Vernehmen geblieben war.

In Karlsruhe war um dieſe Zeit ein neuer öſterreichiſcher Geſchäftsträger, ein junger Graf Palffy, angekommen, aus deſſen Erſcheinen auf irgend eine beſondere politiſche Abſicht geſchloſſen wurde; man überzeugte ſich aber bald, daß eine ſolche hier nicht vorhanden ſein konnte; dieſe nur wegen ihres Zeitpunktes auffallende Sendung hatte nur den Zweck, den ungariſchen Kavalier in die Laufbahn einzuführen und auf eine Geſandtſchaft vorzubereiten, zu der dieſe Vorſtufe zugleich Förderung und doch auch wieder Verzögerung ſein ſollte. Er war ein guter harmloſer Menſch, durchaus entfernt von jedem politiſchen Gedanken, und in der Geſellſchaft nur auf Unterhaltung bedacht, die er zuweilen auch ſelber lieferte.

Ein Schreiben des Königs von Preußen an die Großherzogin Stephanie, in freundlichen Worten gute Wünſche ausdrückend, hatte ich auf der Favorite perſönlich zu überreichen, und dadurch Gelegenheit ausführlich mit dieſer Fürſtin zu ſprechen, wozu gewöhnlich nur abgeriſſene, flüchtige Augenblicke ſich darboten. Den Großherzog ſah ich nicht, obſchon in dieſen Tagen gerade ſein Zuſtand leidlicher ſchien und einige Hoffnung ſchimmern ließ. Aber die Großherzogin hatte keine, ſie war von ſeinem nahen Tode feſt überzeugt, ſowie von der Urſache des Todes. Sie wollte

darüber keinen Zweifel gelten lassen. Ueber ihr eigenes Geschick klagte sie bitter; in der ganzen Familie war nur der Großherzog ihr Freund, die Prinzessin Amélie ihr herzlich zugethan, alle Andern sahen in ihr die Fremde, die Eingedrungene, welche binnen kurzem von ihrer Höhe herabsinken werde. Sie fürchtete besonders den Einfluß der Kaiserin von Rußland, der schon früher einmal ihr verderblich zu werden gedroht, und wünschte wenigstens ihre Kinder des Wohlwollens theilhaft, das sie von der Schwester ihres Vaters hoffen durften. — Ich war gleich darauf in Bruchsal, wo ich der Kaiserin vorgestellt wurde und mit ihr durch die obwaltenden Umstände gleich in das vertraulichste Gespräch kam. Sie nahm mich bei Seite, und verlangte meine Meinung über alles zu hören. Ich konnte ihrem eifrigen Andringen die Wahrheit nicht vorenthalten, ich mußte ihr bestätigen, daß der Großherzog seinem Ende rasch entgegenging, daß alles am Hof und im Staat auf's kläglichste bestellt sei, und alles Heil des Landes auf der Verfassung beruhe, durch welche die Willkür, und mit ihr der Anlaß zu Ränken und Umtrieben, wenigstens gemindert würde. Ich nahm mir dann heraus, der Großherzogin das Wort zu reden, ihren edlen und reinen Sinn, ihren standhaften Karakter zu rühmen, und erlaubte mir die Bemerkung, daß es eine Ungerechtigkeit sei, diese vortreffliche Frau nur deßhalb nicht anzuerkennen, weil sie ohne ihren Willen an einen Platz gestellt worden, wo man sie nicht gern gesehen, den sie aber würdig und schön ausfülle. Die Kaiserin antwortete sehr bewegt, sie sei früher in dieser Beziehung schuldig gewesen, sei es aber jetzt nicht mehr, sie habe für ihre Schwägerin wahre Hochachtung, inniges Wohlwollen, und wenn sie dies in ihrem Betragen nicht herzlicher auszudrücken wisse, so sei das ihr persönliches Unglück, das sie schon oft erfahren. Dabei stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie mochte an ihr Verhältniß zu dem Kaiser denken, an ihre Lage in Rußland. Die Markgräfin Mutter störte durch ihren Eintritt unser Gespräch, brachte es aber bald wieder in Gang, indem auch sie lebhaft an ihm theilnahm. Sie sprach über die Neuerungen in der Welt, die veränderten

Ansichten, mit vielem Verstand, mit ruhiger Besonnenheit, wollte gerecht und sogar billig sein, gestand aber, daß manche Vorurtheile zu tief und fest in ihr gewurzelt wären, um in ihrem Alter sie noch überwinden zu können. Die Kaiserin suchte nun der Mutter mit schmeichelnder Liebenswürdigkeit den besten Sinn unterzulegen, und brachte alles zum guten Einverständniß, so daß die Markgräfin zuletzt sagte, wenn es zum allgemeinen Besten sei, so möge denn alles sich umgestalten, sie jedoch müsse dem Alten anhängen. Dabei bejammerte sie, daß sie ihr Geschlecht aussterben sehe, daß keine Nachkommenschaft von ihr auf den Thronen, zu denen sie berufen worden, sich erhalten werde. Dieser Schmerz, obschon ihm nur Dünkel der Geburt und des Fürstenranges zum Grunde lag, hatte in seinem Ausdruck etwas Ehrwürdiges und Gefühlvolles, dem gegenüber der Widerspruch gern verstummte. Die Kaiserin aber gewann durch die Offenheit und Anmuth, mit der sie über alles sprach, meine ganze Neigung, und ich konnte nicht begreifen, daß diese reiche Innerlichkeit, die sich so liebenswürdig äußerte, bisher wie verschwiegen geblieben war, wenigstens hatte noch niemand deren gegen mich rühmend gedacht. Beide hohe Damen schienen übrigens wohlzufrieden mit mir, und mein freies Reden wohl bequem und behaglich, aber gar nicht verletzend zu finden. Freilich waren wir allein, und keine Hofleute als Zuhörer und Kritiker zugegen, vor denen sich die Fürsten mehr als vor Fremden zu scheuen pflegen, und die nicht selten schuld sind, daß jene sich hart und streng zeigen, wo sie menschlich fühlen und gütig und mild gesinnt sind. — Den Hofleuten, denen schon dies vertrauliche Wesen nicht sehr gefiel, mußte ich noch einen größern Anstoß geben; bald nach der Mittagstafel, so war es hergebracht, wurden Spieltische gestellt, und die Kaiserin ließ mich zu ihrem Spiel einladen; ich mußte mich entschuldigen, weil ich kein Spiel, wenigstens keines der üblichen, zu spielen verstand, eine Antwort, die der Oberhofmeister so wenig erwartete, daß er sie kaum überbringen wollte, wiewohl die Kaiserin und die Markgräfin nur darüber mit mir scherzten.

Bald nachher, als ich wieder in Bruchsal bei der Kaiserin war, und nach beendigter Mittagstafel und schon mancherlei geführten Gesprächen nun entlassen zu werden dachte, rief sie mich abermals hervor und führte mich zu einer Fenstertiefe, wo sie mir sagte, sie erfahre jetzt eben erst, daß ich der Schwager eines Mannes sei, den sie als Dichter kenne. Ihr Leibarzt von Stoffregen habe ihr nämlich Ludwig Robert's Gedicht auf Dannecker's Christus, das ihm nach Moskau war nachgeschickt worden, dort mitgetheilt, und sie dasselbe mit größtem Beifall gelesen. Sie fügte viel für den Dichter Schmeichelhaftes hinzu, das ich ihm wiederzusagen die Erlaubniß erhielt. Da sie durch ihre Schwester Amélie auch von Rahel schon gehört hatte, so freute sie sich beide Geschwister nun in gleicher Theilnahme vereinigen zu können, sie wünschte beide zu sehen, wozu jedoch die Gelegenheit nicht so schnell zu finden war. Ich überreichte ihr in den nächsten Tagen auch Robert's „Kämpfe der Zeit", die sie noch nicht kannte, und mit denen sie sehr zufrieden war. Sie ließ mir für den Dichter einen kostbaren Brillantring zustellen, und zwar nicht durch die Kanzlei, sondern durch Stoffregen, weil sie, wie er sagte, gewiß sein wollte, daß Robert auch gewiß den von ihr ihm bestimmten Ring erhalte, dieser nicht mit einem geringern vertauscht werde!

Der Kaiser Alexander, guten Herzens wie er war, hatte an die Kaiserin geschrieben, er höre die Königin von Baiern sei aus politischen Gründen abgehalten, ihren sterbenden Bruder vor seinem Ende noch zu sehen; er müsse es mißbilligen, die politische Schicklichkeit so weit auszudehnen, es sei nicht nur zulässig, sondern sogar erforderlich, daß die Königin komme, und die Kaiserin möchte diese seine Meinung nach München schreiben. Dies geschah, und bald nachher kam die Königin nach Bruchsal, wo sie mehrere Tage verweilte, immer auf die Anzeige wartend, wann es dem Großherzog genehm sein würde, ihren Besuch zu empfangen. Unterdessen fanden sich zur Begrüßung der Kaiserin auch die hessendarmstädtischen Herrschaften in Bruchsal ein, dann die Königin von Würtemberg, später auch der König. Alles

dies ging ohne Prunk und in der Stille vor; die Oede von Bruchsal wurde kaum etwas belebter, Karlsruhe blieb davon ganz unberührt.

Der Großherzog war inzwischen von der Favorite, deren freie Lage gegen Wind und Feuchtigkeit in der rauhen Jahreszeit nicht genug geschützt war, nach Rastadt übergesiedelt, wo das Schloß bequeme Räume darbot. Hier, im Anfang Novembers, empfing er endlich den Abschiedsbesuch seiner Schwester, die unmittelbar darauf nach München zurückkehrte. Er hatte geglaubt, sich in so weit besser zu befinden, um nicht den ganzen Jammer seines Zustandes zeigen zu müssen; aber seine Absicht schlug fehl, die Gemüthsbewegung, die der Besuch ihm verursachte, ergriff ihn so heftig, daß er in die größte Schwäche versank, und als er die Königin weinen sah, nun gerührt ihre Hand ergriff, und seinen Thränen freien Lauf ließ. Doch das eben war ihm wieder verdrießlich, er liebte diese Schwester eigentlich am wenigsten, und wollte sich von ihr nicht rühren lassen. Die Großherzogin erzählte mir später, es sei für sie, die alles dies wußte, die peinlichste Lage von der Welt gewesen, besonders da die Königin gegen sie mitten in der Rührung doch eine Art stolzer Kälte behielt, die den Eindruck von jener zum Theil wieder vernichtete. — Während es im Krankenzimmer so traurig herging, fand im Vorzimmer ein Gespräch Statt, das jenes düstre Bild noch schauerlicher beleuchtete. Die Gräfin von Taxis, Schlüsseldame der Königin, wartete daselbst auf deren Rückkehr, und unterhielt sich unterdessen mit einigen badischen Hofleuten. Sie kam auch auf die Vergiftungsgerüchte, die im Lande verbreitet wären, und wollte wissen, was man davon hielte. Die Andern schwiegen mit verlegenen Blicken, der Baron von Ende jedoch sagte dreist heraus, die Gerüchte seien allgemein, und nur zu gegründet, denn es sei unzweifelhaft, daß der Großherzog vergiftet sei. Die Gräfin fragte erschrocken, wen man so böser That denn beschuldige? „Das denkt jeder", war die Antwort, „aber keiner sagt es." — „Sie werden doch nicht glauben, daß" —? versetzte sie, ihre Phrase nicht vollendend. — Als wenn kein Zweifel sein könne, was sie

meine, rief Ende sogleich: „O ja, wir Alle glauben es!“ — Da sagte nach kurzem Besinnen die Gräfin mit Unwillen: „Für den König und die Königin leg' ich die Hand in's Feuer! Die Uebrigen — gehen mich nichts an.“ Worte, die furchtbar gedeutet werden konnten, wenn sie auch vielleicht nur leichtsinnig gesprochen waren.

Das Leben in Karlsruhe war in dieser Zeit gedrückt und einförmig, die Einheimischen hielten sich erwartungsvoll zurück, unter den Diplomaten war wenig Einigkeit. Der würtembergische Gesandte Graf von Mülinen schwatzte in den Tag hinein, oft dem Sinne seines Hofes ganz entgegen; er sehnte sich auf seinen neuen Posten nach Paris. In der Struve'schen Familie war nur Kinderfülle und häusliche Sorgsamkeit. Der Graf Montlezun lebte als Hagestolz und Duckmäuser, und hatte nur Augen für das, was die Bourbonischen Ultras und die Bonapartisten anging. Wahrhaft gesellig war nur das Reden'sche Haus; doch gab es auch hier Störungen, sowohl durch die oft herben Mißlaunen der Frau, als durch die allzu lebhaften politischen Ausbrüche des alten Herrn, der besonders jetzt den badischen Sachen scharf entgegenstand, gegen die Verfassung, gegen die in der Gebietssache genommenen Maßregeln, gegen die Personen der Minister, heftig loszog. Für mich besonders war es oft eben so schwer, bei seinen Ausfällen zu schweigen, als darauf zu antworten. Rahel, deren heiterer Geist und rasche Leichtigkeit stets von dem besten Willen geleitet waren, zerbrach jene äußern Schalen leicht, und drang zu dem guten Kerne durch, der in den Eltern wie in den Töchtern ihr stets das freundlichste Vernehmen sicherte. Bei ruhigem Besinnen mußte man doch bisweilen finden, daß ein solcher Umgang neben seinem Genuß auch nicht wenige Arbeit hatte.

Eine Kunsterscheinung war unter diesen Umständen ein Glücksfall, der die Einförmigkeit der Tage leider nur selten unterbrach. Wir hatten in Straßburg eine Vorstellung der großen Schauspielerin Mlle. Georges gesehen, die als Kleopatra in Corneille's Rodogune die ganze Kraft des französischen Redeflusses ausströmte, und noch da die höchste

Bewunderung erwarb, wo deutscher Sinn die französische Kunst mißbilligen mußte. Das Karlsruher Theater, ohne gerade schlecht zu sein, hatte nichts, was solcher Leistung nur von fern ähnlich war. Wir sollten aber im Deutschen doch bald Aehnliches sehen und hören; die herrliche Sophie Schröder kam von Wien, und entzückte uns durch den gluthvollen Vortrag der Sappho von Grillparzer, die damals noch nicht im Druck erschienen war. Ihr Begleiter, der Mahler Daffinger, unternahm ein kleines Bild von Rahel, das wegen beeilter Abreise nicht einmal fertig wurde, aber doch die sprechendste Aehnlichkeit gab, und weder durch frühere noch spätere übertroffen ist. Im Stahlstich ist es leider übel mißhandelt und alles Feine und Zarte häßlich vergröbert worden. — Musik wurde in Karlsruhe wie in allen deutschen Städten getrieben, mit Eifer und auch wohl mit Talent, aber ohne wahren Sinn und rechten Geschmack. Dies erfuhren besonders die italiänischen Virtuosen, die bisweilen es zu Konzerten brachten. Eine wunderschöne, ganz junge Adelina Catalani, mit der herrlichsten Stimme begabt, und die deßwegen der Bruder der berühmten Angelica Catalani geheirathet hatte, machte eben ihre noch schüchternen Erstlingsversuche, und war in Verzweiflung über die Niederlage, die sie zu erleiden meinte, als außer Rahel und mir sich kaum sechs Personen zu ihrem Konzert eingefunden hatten, das natürlich nun gar nicht Statt fand. Es war ein düstrer Regentag, der am Abend sich in verstärkten Güssen unaufhörlich entlud. Wir nahmen die verschüchterte Frau mit uns nach Hause, erquickten und ermunterten sie, was bald so gut gelang, daß sie fröhlich zu singen anhub, und dies den ganzen Abend fortsetzte, wobei Herr Catalani sie begleitete. Sie hatte die prächtigsten und die rührendsten Töne, die Bewunderung und Thränen hervorriefen, wenngleich sie noch keine sichere Meisterin war. Nur Ein Gast noch fand sich zu diesem Fest ein, der schweizerische Gesandte von Escher, der seine Befriedigung begeistert ausdrückte. Dieses Zaubers, der uns Alle mächtig ergriff, muß ich um so mehr hier erwähnen, als er später, trotz der angestrengtesten Studien und vielleicht wegen derselben, anstatt sich

zu verstärken nur minderte, und nach einigen Jahren völlig verschwunden war; der lehrende Gatte wollte zu schnell und gewaltsam sie zur ersten Sängerin ausbilden, ja er hoffte seine eigene Schwester durch sie zu überflügeln; sein blinder Eifer zerstörte das zarte Werkzeug vor dem Erfolg.

Ludwig Robert hatte sich nach Mannheim zurückgezogen, wo er im Kreise lieber Freunde lebte, und schon die Verheirathung im Sinne hatte, die ihn späterhin beglückte. Er hatte seine nachherige Gattin, die schöne Friederike, in Lebensumständen kennen gelernt, die er ihrer nicht würdig fand, und von leidenschaftlicher Neigung ergriffen, beschloß er die Bande, welche sie hielten, zu lösen, um der Befreiten seine Hand anzubieten. Dies alles erforderte kluge Vorsicht und aufmerksame Ausdauer, und all sein Dichten und Trachten hatte nur den einen Gegenstand. — Ein längst erwarteter Besuch von Pauline Wiesel, der geliebten Jugendfreundin, die aus Basel kam und mehrere Wochen bei uns wohnte, war für Rahel eine große Freude, und rief ihr die guten alten Zeiten zurück, welches jedem Menschen mehr oder minder die früheren sind, sollten sie auch voll Schmerz und Trauer gewesen sein. Dieser Gast hielt sich einigermaßen in der Dämmerung, da die erlittenen Schicksale den Sinn von der Gesellschaft abgelenkt und nur stärker der Natur zugewendet hatten. Aber der Markgraf Ludwig, eingedenk der reizenden Schönheit, die er einst in Berlin gesehen und jetzt noch wiederzuerkennen behauptete, ließ es sich nicht nehmen sie zu begrüßen, und die Generalin von Freistädt, geb. Hauchecorne aus Berlin, weit entfernt die Landsmännin zu verläugnen, suchte eifrigst ihren ergötzlichen heitern Umgang.

Berstett's erste Nachrichten aus Aachen lauteten sehr dürftig und gar nicht befriedigend. Er hatte überall, außer bei seinem Gönner Anstett, eine kalte Aufnahme gefunden. Die meisten Schwierigkeiten kamen jetzt, gegen seine Erwartung, von der russischen Seite. Die Vorschläge, die ihm

von daher entgegen gebracht wurden, bedingten eine beträchtliche Landabtretung an Baiern und eine sehr große Geldentschädigung. Er hörte bald, daß diese ungünstigen Bestimmungen von dem Kaiser Alexander selbst angegeben seien, in dessen Gedanken eine große Veränderung vorgegangen schien. Man hatte ihm oder er sich selbst in den Kopf gesetzt, hier sei vor allem die Heiligkeit der Verträge zu beachten, die Verträge beständen einmal, und müßten ausgeführt werden. Daß diese Verträge nur über Baden und gegen Baden geschlossen worden, daß Baden keine Verpflichtung gegenüber von Baiern hatte, war dem eigenwilligen und noch dazu harthörigen Selbstbeherrscher gegen seine vorgefaßte Meinung nicht leicht beizubringen, weder der Graf von Nesselrode noch der Graf Kapodistrias wollten dieser undankbaren Aufgabe sich ohne Noth unterziehen, Herrn von Anstett fehlte sogar die Gelegenheit dazu. Berstett ging in seiner Verzweiflung zu Hardenberg und Bernstorff, zu Metternich und Wessenberg, und besonders zu Gentz, sie alle bezeigten guten Willen, die Oesterreicher sagten, der russische Kaiser glaube ihnen durch dies sogenannte Festhalten an den Verträgen einen Gefallen zu thun, darin irre er, aber es zieme nicht ihnen, diese Täuschung ihm zu benehmen.

Der Großherzog, sehr leidend, und durch eine Unpäßlichkeit der Großherzogin noch mehr verstimmt, ermannte sich bei diesen Nachrichten zu heftigem Unwillen, und ließ an Berstett die Weisung ergehen, in keinem Punkte nachzugeben, so daß selbst Tettenborn zu kluger Mäßigung mahnte. Die Stimme des Volks und der Truppen äußerte denselben Unwillen, und es gab heiße Köpfe, die sehnlichst wünschten, es möchte dahin kommen, daß ein Zusammenstoß mit Baiern erfolgte, es würde sich dann bald zeigen, was auch ein kleines Land gegen offenbares Unrecht vermöge. Man konnte nicht läugnen, daß überall genug Zündstoff angehäuft war, um durch einen hineingeworfenen Funken eine Feuersbrunst auflodern zu lassen, deren Verbreitung nicht abzusehen war. Auch wurde Berstett in Aachen schon zur Rede gestellt wegen der revolutionairen Selbsthülfe, mit der badischerseits gedroht wurde, und er bemühte sich alle Schuld

und Verantwortlichkeit deßhalb von sich ab und Andern zuzuwälzen; dagegen durfte er auf den Einfluß der öffentlichen Meinung nicht verzichten, mußte sich auf sie stützen, die Gefahren ihrer Ausbrüche vorstellen, was bei den meisten Diplomaten gute Wirkung that, denn es gab außer Gentz noch viele Furchtsame. Jedoch der Kongreß nahte mit starken Schritten seinem Ende, und die badische Sache konnte wieder hinausgeschoben, auf künftige Verhandlungen verwiesen werden; trat der Tod des Großherzogs ein während alles noch in Ungewißheit schwebte, war die neue Regierung dann noch unbefestigt und schwankend, so konnte das Großherzogthum noch immer verloren sein und nur die alte kleine Markgrafschaft übrig bleiben. Berstett wußte, daß er sich als Minister nicht halten konnte, wenn er von Aachen unverrichteter Dinge wiederkehrte. Neſſelrode und Anstett zuckten die Achseln. Nur Gentz widmete der Sache fortwährend seinen ganzen Eifer. Auf seinen Rath erbat Berstett beim Kaiser Alexander sich besonderes Gehör. Der Kaiser hörte ihn mild und freundlich an, blieb indeß dabei, die Verträge seien heilig, sie müßten vollzogen werden. Da schilderte Berstett die Lage des Großherzogs mit den düsterſten Farben, seinen wahrscheinlich nahen Tod, wie eine ungünstige Entscheidung ihm seine letzten Lebenstage verbittern müsse, wie schrecklich für den treuen Diener, der ihm diese Botschaft vielleicht an sein Sterbebette zu bringen habe! Sich mehr und mehr erhitzend rief er endlich mit Verzweiflung, er wolle dieſer Diener nicht sein, lieber wünsche er sich den Tod, und indem er bald sich bald seinen armen Herrn bejammerte, fing er bitterlich zu weinen an. Der Kaiser, dem so etwas noch nicht begegnet war, erschrocken und verlegen, suchte ihn zu beruhigen, lobte seinen treuen Eifer, gab ihm tröstende Versicherungen, ermahnte ihn, die Sachen nicht so düster anzusehen, es sei noch alles zu gegenseitiger Zufriedenheit abzumachen. Allein jemehr der Kaiser ihm zuredete, desto stärker und lauter weinte Berstett, und brachte durch sein sich steigerndes Weinen den Kaiser in solche Noth, daß er endlich ausrief: „Nun wohl, Ihr sollt alles behalten, dem Großherzog wird keine Gewalt geschehen,

Ihr könnt ihm melden, daß ich alles anerkenne, die Erbfolgefähigkeit der Hochberge, die Verfassung, die Untheilbarkeit des Landes! Ist das genug? Seid Ihr zufrieden? Nun aber beruhigt Euch, und gönnt auch mir Erholung!" Darauf warf sich Berstett ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, und floß über in Dankbarkeit und Bewunderung. Nun wurde dieser Entscheid des Kaisers den Oesterreichern und den Preußen mitgetheilt, und durch deren guten Willen schnell zu einer diplomatischen Uebereinkunft formulirt, die mit den gehörigen Unterschriften versehen gegen neue Aenderungen ziemlich gesichert war.

Als diese glückliche Wendung zuerst durch eine Depesche Berstett's gemeldet wurde, wollte man solchen Erfolg kaum glauben. Bald aber kam Berstett selber von Aachen zurück, und brachte die ausführliche Bestätigung. Seine Beredsamkeit dem Kaiser gegenüber erschien im glänzendsten Lichte; das Weinen ließ er unerwähnt, er hatte nur in der ersten Freude vor Gentz kein Geheimniß daraus gemacht, so wie der Kaiser sich nicht versagte dem Fürsten von Metternich den abentheuerlichen Vorgang zu erzählen; für diesen aber war es ein Fest, das neue diplomatische Hülfsmittel anzupreisen und zu empfehlen! — Der eigentliche Abschluß der badischen Gebietssache war indeß noch nicht erfolgt, sondern zur genauern Erörterung und Ausarbeitung, immer jedoch nach der schon festgesetzten Grundlage, an eine Kommission gewiesen, die für dieses und einige verwandte Geschäfte in Frankfurt am Main angeordnet wurde. Ganz glatt und scharf sollte gleichwohl nicht abgeschnitten werden, einige Haken mußten daran sein, die Diplomatie hätte sich sonst geschämt ihr Handwerk so schlecht ausgeübt zu haben. Wie es gleich anfangs geheißen hatte, ohne einige Gebietsabtretung durfte die Sache nicht ablaufen, es mußte der Schein gerettet werden, daß die früheren Verträge, auf die man sich so lange berufen, doch im Recht gewesen und noch immer in gewissem Grade erfüllt worden. Freilich wurde die Abtretung des Main- und Tauberkreises, die zuerst verlangt war, auf einen bloßen Ländertausch, und dieser auf zwei geringe Gegenstände, die abgesonderten Landinseln

Steinfeld und Geroldseck, und auf eine Geldzahlung von zwei Millionen Gulden herabgedungen, allein die Verhandlungen darüber wurden in aller Form und Wichtigkeit gepflogen, und das schließliche Ergebniß erst nach längerer Zeit herbeigeführt.

Berstett fand für seine herrlichen Nachrichten überall offnes Ohr und lauten Beifall, man bewunderte den Verstand, die Festigkeit, die Klugheit und Gewandtheit des Mannes, dem so Großes gelungen war. Die ihn am meisten haßten und ihn während seiner Abwesenheit zu stürzen gesucht, waren am meisten jetzt beeifert ihm zu schmeicheln. Reizenstein und Tettenborn begrüßten ihn herzlich und gönnten ihm einen Sieg, von dem ihnen ihr Bewußtsein den besten Theil zusprach, und sie lächelten großmüthig, als er auch gegen sie das Ansehen sich zu geben versuchte, als habe er allein alles gethan. Er glaubte nun selbst ein großer Staatsmann und zu noch weit höheren Dingen berufen zu sein. Nur bei dem Großherzog, auf dessen Beifall, Staunen und Belohnung er am stärksten gerechnet hatte, sah er seine Mühen und Erfolge fast gänzlich unbeachtet. Dieser war nach der letzten Aufwallung, in welcher seine Empfindlichkeit und sein Unwillen die letzten Kräfte verbraucht zu haben schienen, in völlige Ermattung gesunken, nahm an nichts mehr Theil, zeigte sich gleichgültig gegen alles, und ließ oft glauben, daß er den Tag nicht überleben werde. Berstett war ihm von Natur nicht angenehm, und die Nachrichten, die er mitbrachte, hatten für den Sterbenden schon keinen Werth mehr. In der That war wenige Tage vorher in einer Berathung von acht Aerzten das Urtheil über den Kranken einstimmig gesprochen worden, und dieser als ein Sterbender anzusehen. Berstett wußte nun, daß er sich vor allem die Geneigtheit des Markgrafen Ludwig zu erwerben habe.

Zwei Tage nach Berstett, am 25. November, traf der Kaiser Alexander in Karlsruhe ein, und wohnte bei der Markgräfin Mutter, die nebst der Kaiserin zu seinem Empfang wieder in die Stadt gezogen war. Der Kaiser galt als der Schützer und Retter von Baden, und außer dem Jubel und

den Ehren, die dem Mächtigen immer bezeigt werden, empfing er auch den vollen herzlichen Zuruf des wahrhaft begeisterten Volks. Die abendliche Erleuchtung der Stadt war freiwillig und schön, ein aufrichtiger Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit. Doch entzog er sich allen öffentlichen Huldigungen, deren er längst überdrüssig war, und brachte zwei Tage still im Innern des Familienkreises hin. Er sah die Generale und Minister, belobte die Treue und Anhänglichkeit, die sie für ihren Fürsten gezeigt, und theilte einige Orden aus. Berstett erhielt den Orden von St. Alexander Newsky. Zu Tettenborn sprach er wie zu einem alten Waffengefährten, fragte nach dessen Sohn Alexander, seinem Pathen, und machte ihm schmeichelhafte Vorwürfe, den russischen Dienst verlassen zu haben. Der Kaiserin bezeigte er die freundlichste Aufmerksamkeit, so wie ihren Schwestern. Die Markgräfin Mutter war entzückt, sie sah ihre Familie auf's neue im herrlichsten Glanze strahlen, doch war dies ein letzter Abendschimmer, der mit dem Ableben des Großherzogs erlöschen mußte. Sie selbst hatte von den Händen, in welche die Regierung dann überging, nichts Freundliches zu erwarten, und doch war noch als ein Heil anzusehen, daß sie in diese Hände ohne Störung übergehen konnte!

Am dritten Tage, dem 28. November, begab sich der Kaiser nach Rastadt, um den Großherzog zu sehen. Dieser lag zu Bette, matt und elend, versuchte sich aufzurichten, und sank wieder hin. Mit schwacher Hand und Stimme drückte er ihm seinen heißen Dank aus, ihn von der Schmach und Kränkung, die seinen letzten Athemzug zu verbittern drohten, befreit zu haben. Der Kaiser war von dem Anblick tief ergriffen, er sprach einige Worte des Trostes, der Ermunterung, aber seine nicht zu verbergende Gemüthsunruhe und seine thränenvollen Augen sagten deutlich, daß er nicht hatte was er geben wollte. Nachdem er Abschied genommen, und das Krankenzimmer verlassen hatte, drückte er seine beiden Hände vor das Gesicht und rief: „O mein Gott, so denn steht es mit uns!" Er konnte sich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erschlaffung, der Abwesenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinsterbens,

das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, schmerzliche Pein sogar schienen ihm diesem matten Jammer vorzuziehen. Ahndete ihm vielleicht, daß er das Bild seines eigenen Todes vor Augen gehabt, wie dieser nach sieben Jahren, auch an der Seite einer edlen zu spät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langsamkeit ihn überschlich? Er hatte ein langes Gespräch mit der Großherzogin Stephanie, die er seiner Freundschaft, seines Schutzes versicherte. Unter vielen Segenswünschen reiste er dann nach Stuttgart, wohin auch die Kaiserin später ihren Weg nahm.

Der Kaiser hatte, zwar nicht aus Grundsätzen und genauer Prüfung, aber doch aus menschlich guten Antrieben, eine Sache, die gerechter war als er selbst wußte, zu Ehren gebracht, einer willkürlichen Gewaltsamkeit vorgebeugt, und das Großherzogthum Baden vor Zerstückelung gerettet. Sein Benehmen dabei war wohlwollend und edel, keine politische Nebenabsicht wirkte ein, selbst die nahe Verwandtschaft, die ihn anfangs nicht verhindert hatte den für Baden nachtheiligsten Beschlüssen beizustimmen, stand dabei ganz im Hintergrunde. Von allen Seiten erschallte sein Lob, und die Freigesinnten in Deutschland erkannten in ihm, mehr als in den meisten eigenen Fürsten, eine feste Stütze, eine sichere Hoffnung. Aber es gab auch Stimmen, welche bei aller Anerkennung des Geschehenen den Wunsch nicht unterdrücken konnten, dasselbe möchte aus einer andern Quelle geflossen sein, aus deutschem Recht und deutscher Macht, nicht aus russischem Belieben. Wenn ein fremder Herrscher berufen war, in solcher Weise aufzutreten, so konnte es bald in Frage stehen, ob die Zertrümmerung der Macht des Kaisers Napoleon ein großer Gewinn und so großer Opfer werth gewesen? Selbst der König von Würtemberg konnte sich solcher bedenklichen Erwägungen nicht erwehren.

Nach der Abreise des Kaisers trat eine große Stille ein. Die verschiedenen Höfe zogen sich auf sich selbst zurück, jeder den andern beobachtend, scheuend, ängstlich den nahen Wechsel erwartend und sich darauf vorbereitend. Die meiste Beeiferung war um den Markgraf Ludwig; nicht nur seine bisherigen Anhänger, deren er unter den älteren Militair-

personen manche hatte, trugen den Kopf höher und blickten freier, sondern auch viele der Großherzoglichen Diener, darunter einige seiner erklärten Günstlinge, suchten stille und bald auch offne Wege zu dem Markgrafen, der indeß noch schüchtern solche Annäherungen entweder vermied oder nur ganz heimlich zuließ. Er hielt sich noch nicht völlig sicher in der Thronfolge, fürchtete geheime Artikel, die zwischen den Mächten, selbst ohne Berstett's Wissen, verabredet sein könnten, fürchtete besonders die Markgräfin Mutter, welche fähig wäre ihm ein böses Spiel zu bereiten. Von Rastadt hörte man in Karlsruhe fast nichts; nur der Markgraf Ludwig erhielt insgeheim jeden Tag von dort genauen Bericht, wie es dort aussähe, was man betriebe. Da weder der Post noch andern Gelegenheiten ganz zu trauen war, so hielten auch meine Freunde dort sich sehr vorsichtig und schrieben selten und wenig, bisweilen auch absichtlich so, daß der falsche Leser auch falsche Worte fand, der rechte aber auch in ihnen die wahre Meinung errathen konnte.

Da jede Gefahr eines Angriffes jetzt verschwunden war, so trugen die Minister vor allem Sorge die kostbaren Rüstungen einzustellen, und die einberufenen Soldaten wurden wieder nach Hause geschickt. Dann bereiteten sie alles zu den Verhandlungen, welche in Frankfurt bei der zu ernennenden Kommission statthaben sollten, und bei denen zwar keine Hauptschlacht aber doch noch manches hitzige Gefecht zu erwarten stand. Als ein gutes Zeichen sah man an, daß preußischerseits Wilhelm von Humboldt zu dieser Kommission bestimmt wurde. Von Seiten Würtembergs hatte Baden so treue Unterstützung erfahren, und noch ferner so gute Hülfe zu hoffen, daß man das innigste Einverständniß zu erhalten und zu verstärken suchte. Doch vernahm man nicht ohne einige Bestürzung, daß der Kaiser Alexander in Stuttgart zu seiner Schwester der Königin Katharina scherzend gesagt, sie habe in ihrem Eifer für Baden die alte politische Schule verläuguet, bei der Erhaltung Badens habe sie nichts gewonnen, bei der Zerstückelung würde ein gutes Stück auch für Würtemberg abgefallen sein. Die Antwort der Königin, sie habe die neue politische Schule vorgezogen, die ihr Bruder

gegründet, fand großen Beifall und gereichte beiden zum Ruhm.

Sehr unzufrieden war man in Baden mit Hessen-Darmstadt; dieser Hof hatte sich in der badischen Krisis nicht nur zaghaft, sondern auch zweideutig benommen, jede Näherung vermieden, war jedem Antrag zu festem Zusammenhalten ausgewichen; offenbar herrschte hier österreichischer Einfluß, und obenein irrer, denn die Eingeweihten wußten, daß das österreichische Kabinet für Baiern zwar laut auftrat, aber im Stillen dessen Ansprüche wenig begünstigte. Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, welcher früher des Kaisers Napoleon Beeiferter war und jetzt als der Ergebene Oesterreichs angesehen wurde, kam in dieser Zeit nach Karlsruhe und suchte jetzt die Anknüpfungen, die früher verschmäht worden, aber sie hatten für Baden nun keinen Werth mehr, und die kalte Aufnahme mußte den Prinzen überzeugen, daß eine zu späte Klugheit oft schon ihr Gegentheil ist.

Unter den Karlsruher Diplomaten ging eine Veränderung vor, die uns nicht gleichgültig war; der russische Gesandte Graf Goloffkin vertauschte die Posten von Stuttgart und Karlsruhe mit dem von Wien; dies war eine Folge des Aachener Kongresses, wo Goloffkin, der in den kleineren Gesandtschaften einen Rest von Ungnade abbüßte, sich dem Kaiser durch Beflissenheit empfohlen und ganz wieder zu Gnaden gebracht hatte. Wir verloren an ihm keinen Vertrauten, das konnte er für uns nie sein, aber einen dienstfertigen alten Bekannten, dem an unserer guten Meinung gelegen war, und der unsere Ansichten, ohne sie zu theilen, rücksichtsvoll gelten ließ. Herr von Struve der ältere übernahm nun wieder die Geschäftsführung, bis ein neuer Gesandter für beide Höfe ernannt werde. Welchen Gewinn wir in diesem haben sollten, konnten wir nicht ahnden. Die Versetzung des Grafen von Mülinen nach Paris ist schon erwähnt worden, er benutzte die letzten Tage noch in aller Weise, um das Andenken seiner geschwätzigen Nichtigkeit zu hinterlassen.

Die Entscheidung des Aachener Kongresses über die badische Sache verursachte in Baiern starkes Mißvergnügen, und viele

Stimmen erhoben scharfe Klagen, die ihre Angriffe, weil sie nicht wagen durften, solche gegen die großen Mächte selbst zu richten, um so heftiger gegen Baden führten. Von badischer Seite wollte man sich auf diesen Federkrieg weiter nicht viel einlassen, man glaubte auf diesem Gebiete keiner weitern Vortheile zu bedürfen, aber man merkte bald, daß man, wenn auch nicht mehr in jener abgemachten Sache, doch in andern Dingen sehr verwundbare Blößen habe, und war froh, daß freiwillige Streiter, wie Lindner, Ludwig Wieland, Weitzel, zum Theil auch Oelsner von Paris her, den Kampf aufnahmen. Durch Herausgabe der sämmtlichen Aktenstücke, welche die badische Gebietssache betrafen und ein grelles Licht auf diese warfen, hatte der Staatsrath Klüber einen großen Schlag gethan, der noch lange nachwirkte. Auch die Schrift von Bignon weckte Stimmen für und wider, Geheimrath Friederich trat gegen Schöll berichtigend auf, und im Süden und Norden von Deutschland erschallte das Lob der Rettung Badens zugleich mit dem seiner Verfassung. Eine wichtige Schrift allgemeinen politischen Gehalts war in Frankfurt am Main erschienen, unter dem Titel: „Politische Aphorismen zur Beherzigung vor dem Kongreß in Aachen. Von Doktor Schlottmann.“ Der ernste, vortreffliche Inhalt führte einen Scherz zum Aushängeschild; denn Oelsner war der Verfasser und verübte durch den Mißbrauch des freunden Namens eine eigne Neckerei; Dr. Schlottmann, ein Arzt aus Koburg, hatte die Heilkunde mit der Politik vertauscht, lief hinter den Diplomaten her, ließ sich zu kleinen Aufträgen gebrauchen, und bildete sich ein, mit den persönlichen Geheimnissen und Schwächen der leitenden Staatsmänner besonders bekannt zu sein, er führte närrische und heftige Reden beim Glase Wein oder Bier, und drohte stets mit beinahe fertigen Schriften, die aber nie herauskamen; einer der Titel, die er immer nannte, war der obige, und er war nicht wenig verwundert, als ihm seine eigne Autorschaft oktroyirt wurde, ließ es sich aber gern gefallen, und lehnte die Lobsprüche, die ihm deßhalb ertheilt wurden, wenigstens nicht ausdrücklich ab. Die Schrift selbst hatte nichts mit diesem Scherze zu thun, und gab und erregte die trefflichsten Gedanken. Dasselbe läßt

sich von den Fortsetzungen und neuen Abdrücken des Buches „Welt und Zeit" sagen, dessen Verfasser Jassoy durch seine kurzen treffenden Sprüche zur Ausbreitung freisinniger Ansichten ungemein beigetragen hat. Noch muß ich einer Rede des Freiherrn von Liebenstein zur Feier des 18. Oktober hier erwähnen, die durch wiederholten Druck erst jetzt recht bekannt wurde, und einen Vorschmack der kühnen und scharfen Beredsamkeit gab, die er bald als Volksvertreter entfalten sollte.

Die kurzen Tage des Dezember schleppten sich traurig hin, und das Stocken alles Lebens in den engen, noch überdies getrennten Kreisen von Hof und Stadt drückte schwer auf uns, wir sahen trüb' in die Zukunft, die auch unter günstigen Umständen in langer Zeit auf diesem Boden nichts hoffen ließ, was uns Genuß und Freude böte. Da kam unerwartet Abends aus Rastadt von Tettenborn die geheime Nachricht an mich, der Großherzog liege im Sterben; am andern Morgen, den 8. Dezember, die zweite, er sei nach langen, aber bewußtlosen Todeskämpfen, gegen 9 Uhr entschlafen. Ich gewann noch eben so viel Zeit, um das Ereigniß dem Fürsten von Hardenberg, dem Grafen von Goltz in Frankfurt, und Herrn von Küster in Stuttgart zu berichten; kaum waren meine Schreiben abgefertigt, so wurden die Thore geschlossen, aller Verkehr auf mehrere Stunden gehemmt, und während dieser Zeit, wie in solchen Fällen gewöhnlich, vor allem die Truppen versammelt und für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht genommen. Sie schwuren dem Markgraf Ludwig, Oheim des Verstorbenen, als nunmehrigem Großherzog. Diese so lange Zeit unsichere, bestrittene, immer auf's neue bezweifelte Thronfolge in das gesammte Großherzogthum war also nun geschehen, ohne Widerspruch und Schwierigkeit. Der neue Großherzog, obschon er es längst hatte kommen sehen, darauf angewiesen war durch seine angeborenen Rechte, es heiß gewünscht hatte, war doch so betäubt und verstört über das Erlangte, daß er sich zuerst [illegible] finden konnte, es gar nicht glauben wollte,

daß er der Herr sei, und befehlen könne. Der Abstand seiner bisherigen gedrückten und peinlichen Stellung von seiner jetzigen gebietenden war zu groß, der Uebergang zu rasch. Alle vor denen er sich so lange gebeugt hatte, die Markgräfin Mutter, die Großherzogin Stephanie, die Minister und Hofleute, standen nun unter ihm, waren zum Theil von ihm abhängig. Er bat bei den ersten Anordnungen, die zu machen er genöthigt war, gleichsam um Verzeihung, daß er sich so viel herausnehme, er hoffte, man werde ihn mit Rath und That unterstützen, erklärte sich dessen bedürftig. Die Höflinge täuschten sich aber nicht, sie sahen diese Demuth als eine Schwäche der ersten Ueberwältigung an, die bald spurlos verschwinden werde; sie wußten, daß gerade dieser Fürst mit größter Eifersucht seine späterlangte Gewalt werde üben und genießen wollen. — Der Verstorbene hatte sein Lebensalter nur auf zweiunddreißig und ein halbes Jahr gebracht; sein Nachfolger stand im sechsundfünfzigsten, er hatte demnach wenige Zeit zu verlieren, und von allen Seiten half man ihm seine Sachen beschleunigen, so daß er in kürzester Zeit in seinen neuen Verhältnissen ganz einheimisch und behaglich war. Seine Rolle war ihm wenigstens durch seinen Vorgänger nicht erschwert; dieser hatte die Liebe seiner Unterthanen in sofern er ihr angestammter Fürst war, durch seine Jugend und seine Schicksale ihre Theilnahme, durch seinen traurigen Ausgang ihr Mitleid erweckt, man kannte sein gutes Herz, seine menschliche Billigkeit, die selten oder nie persönliche Härte aufkommen ließ; aber man kannte auch seine Schwächen, seine Fahrlässigkeit und Trägheit, die den Staat in die größte Zerrüttung und an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Als regierender Fürst war er unter die schlechtesten zu rechnen, unter die zu ihrem Beruf unfähigsten. Mit nur leidlicher Ordnung, nur einiger Thätigkeit, für welche die glücklicherweise schon verkündete Verfassung genugsamen Antrieb und heilsames Maß darbot, konnte der neue Fürst überaus wohlfeil die Zuneigung des hartgeprüften und doch so leichtbefriedigten Volks, den Ruhm einer trefflichen Regierung erlangen.

Zwei Tage nach dem Tode des Großherzogs Karl traf Gentz auf der Rückreise von Aachen bei uns ein. Es war ihm unangenehm, in diese Tage des Uebergangs und der Trauer gerathen zu sein, wo so viel von Krankheit und Sterben die Rede war und das düstre Schwarz überall hervortrat. Er haßte alle solche Vorstellungen, und besonders jetzt, wo er in der Fülle des Glückes, der Ehren und des Lebensgenusses schwelgte. Seine glänzenden Erfolge und reichen Gewinnste besonders vor den Augen Rahel's auszubreiten war ihm das größte Bedürfniß, die süßeste Befriedigung. Er saß zwei ganze Abende mit uns tief in die Nacht hinein in vertraulichem Gespräch, und erzählte das Wichtigste wie das Kleinste von allgemeinen und persönlichen Angelegenheiten. In Betreff der letztern freute ihn über alles der gute Zustand seiner gewöhnlich trotz alles reichen Zuströmens ganz erschöpften Finanzen. Es ist wohl der Mühe werth einen Blick auf die Schätze zu werfen, welche der Kongreß von Aachen diesem Staatsmann eingebracht. Als Führer des Protokolls hatte er außer zweien großen Orden und mehreren reich mit Diamanten besetzten Dosen von Rußland, Frankreich und Preußen, von jedem 800 Dukaten, von England 700 Pfund Sterling zum Geschenk erhalten, ferner für eine Denkschrift zu Gunsten der Mediatisirten durch den Fürsten Wilhelm von Bentheim 1000 Dukaten, für dergleichen Verwendung in Betreff der Juden durch Rothschild ebenfalls 1000 Dukaten, noch durch Rothschild als angeblichen Gewinn von Staatspapieren 800 Dukaten, von Baden als außerordentliches Geschenk 6000 Gulden — man hatte ihm die Wahl gelassen, zwischen dem Großkreuz des Zähringer Ordens und Geld, — und noch andere Gewinne von zufälligen Geschäften, ungerechnet seine gewöhnlichen und außerordentlichen Zuflüsse aus Oesterreich selbst, aus den Fürstenthümern Moldau und Wallachei. Mehr als 1800 Dukaten hatte er in Aachen baar ausgegeben, größtentheils für Ankäufe, die er in seinem vollgestopften Wagen mühsam mitschleppte. Ich würde diese Summen nicht aus dem Gedächtniß angeben können, sie stehen aber in seinen Tagebüchern aufgeschrieben, die ich später einsehen konnte, und wo doch noch manches

ausgelassen worden; in den am Schlusse des Aufenthalts niedergeschriebenen Worten bemerkt er noch ausdrücklich: „Außerdem waren diese zwei Monate, obgleich voll Mühe und Arbeit, doch unstreitig die interessantesten, befriedigendsten und ruhmvollsten meines Lebens." — Wichtiger waren die politischen Mittheilungen. Er gestand, daß nicht Oesterreich und Metternich, nicht England, geschweige denn Preußen, sondern der Kaiser Alexander und Kapodistrias auf dem Kongresse die Leitung geführt, daß namentlich Kapodistrias ein entscheidendes Uebergewicht genommen, und sich bei dem Kaiser in höchste Gunst gesetzt habe; der schlaue Grieche hatte sich der Schwächen Alexanders geschickt bemächtigt, die religiöse Richtung desselben aufgefaßt, ihr gehuldigt und sie gefördert, so daß der Kaiser glaubte nie von jemandem besser verstanden, sicherer zu Ruhm und Heil geleitet worden zu sein, als von Kapodistrias. Dies alles war nicht zum Vortheil des Freisinns, auch konnte man den Umschwung, der in den Ansichten des Kaisers seit seiner Warschauer Rede vorgegangen war, schon in vielen bedeutenden Zügen wahrnehmen. Eines der Zeugnisse war die nachher berühmt gewordene Denkschrift von Stourdza gegen die deutschen Universitäten, von der später die Rede sein wird. Von dieser Veränderung ließen sich wichtige Folgen erwarten, hoffen, wie Gentz meinte, wenn er auch nicht gerade diese Gestalt des Religiösen, gemischt aus griechisch-orthodoxen und protestantisch-mystischen Elementen, für die wünschenswertheste hielt. Mit unsern preußischen Verhältnissen war Gentz durchaus vertraut, die Personen ihm von alter Zeit her genau bekannt. Ueber Bernstorff's Ernennung war er hoch erfreut, er nannte dessen Denkart vortrefflich, und meinte, auch wir würden von ihm nur Gutes zu erwarten haben. Lebhaft schilderte er uns das Auftreten Wilhelms von Humboldt, der von London zum Kongreß gekommen war, und seit der Ernennung des Grafen von Bernstorff zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen diesen und den Staatskanzler in entschiedenem Widerspruche stand. Ohne jede Heftigkeit, in freundlichem Umgang, äußerte er Urtheile und Meinungen, welche jenen tiefe Wunden, erschütternde Schläge gaben, und sie für die Zukunft

nicht wenig besorgt machten. Hardenberg gestand, es müsse alles geschehen um einen solchen Gegner zu versöhnen, wenigstens zu beruhigen, und Bernstorff sagte zu Gentz, hätte er gewußt, welchem Nebenbuhler er das Ministerium entziehe, so würde er solches nie angenommen haben. In seiner Zurücksetzung behauptete Humboldt über seine Gegner die Ueberlegenheit des Geistes, der Selbstständigkeit, sie fürchteten ihn, nicht er sie. „Ich habe ihn wahrhaft bewundert", sagte Gentz, „so fest war seine Haltung! Nur ganz zuletzt sah ich ihn etwas aus den Fugen, als Bernstorff ganz unerwartet den Andreasorden und den Schwarzen Adlerorden zugleich erhielt, Auszeichnungen, die sonst nur nach vielen Jahren dem entschiedensten Verdienst verliehen werden, hier aber gleich im Beginn der Laufbahn zum voraus ertheilt wurden; das war ihm zu stark, da brach etwas in seinem Innern, ich sah ihn sich verfärben, und erst nach einiger Zeit seine gewöhnliche Fassung wiedergewinnen." — Ueber den Gang der Dinge im Allgemeinen schien Gentz jetzt keine großen Besorgnisse zu haben; wenn es in Frankreich ruhig bliebe, meinte er, so sei auch Deutschland gesichert, wo die Freiheitsbestrebungen, die er nicht unbedingt verwerfen wollte, leicht in gehörigen Schranken zu erhalten wären; die Hauptsache sei nur, daß man sich der guten Köpfe zu versichern suche, zu denen er allerdings Lindner und Ludwig Wieland zählte, dann aber auch Ludwig Börne, welchen er auf's äußerste rühmte, besonders dessen Theaterkritiken, die nur denen von Lessing zu vergleichen wären. „Und seine politische Richtung?" fragte Rahel. „Ganz radikal!" rief Gentz; „wie können Sie es anders von einem gedrückten, überall ausgeschlossenen, geistvollen und muthigen Juden erwarten!" „Und hoffen Sie den zu gewinnen?" fragte Rahel weiter. „Vielleicht", versetzte Gentz, „aber schwer wird's halten; mir indeß", fügte er selbstgefällig hinzu, „will er sehr wohl."

Tettenborn war von Rastadt nach Karlsruhe gekommen um Gentz zu sehen, hatte aber bald dorthin zurückkehren müssen. In der Großherzoglichen Familie herrschte die größte Verstörung; die Mutter, die Gattin und die Schwestern des Verstorbenen erneuerten ihren Schmerz in wechselseitiger

Theilnahme, die kleinen Mißverhältniſſe und Abneigungen ſchienen ganz aufgelöſt in dem gemeinſamen Gefühl des Verluſtes, der Trauer. Auch der Großherzog Ludwig ſchien ſeines eignen Gewinnes uneingedenk und nur bedacht, die Andern zu tröſten, zu beruhigen. Er gab der Frau Markgräfin und der jetzt verwittweten Großherzogin die bündigſten, die feierlichſten Verſicherungen, er verlangte ihre Wünſche, ihre Befehle zu wiſſen, um ſie ſchnell und eifrig zu erfüllen. Er ließ der Großherzogin die Wahl ihres künftigen Aufenthalts und ſtellte ihr ſeine Schlöſſer zur Verfügung; ſie wählte ſogleich Mannheim, und für den Sommer eine Wohnung auf dem Schloſſe zu Baden, weil ihr eignes Gartenhaus dort nur beſchränkten Raum hatte. Die nächſte Trauerzeit aber wünſchte ſie in ſtiller Einſamkeit zu verleben, wozu der Großherzog ihr das Jagdſchloß Scheibenhard in der Nähe von Karlsruhe anbot, wohin die Prinzeſſin Amélie ſie begleiten wollte. Der Kinder der Großherzogin verſprach er wie ſeiner eignen ſich anzunehmen. Alles war gerührt von dem ſchönen, dem großmüthigen Benehmen. Die Leichenöffnung war unter den waltenden Umſtänden, bei den umgehenden Gerüchten von Vergiftung, ein neues Schreckniß, das in die ſchauerlichſte Spannung verſetzte. Man fand in der Bruſt zehn Pfund Waſſer, übrigens kein beſonderes organiſches Uebel, und keine Spur von Gift. Wohl ſagte mir ſpäter der Leibarzt Dr. Teuffel von Birkenſee, daß dies nichts beweiſe, da viele Gifte tödtlich wirkten ohne daß ſie in der Leiche aufzufinden wären, namentlich ſei dies bei der Aqua Toffana der Fall, an deren oft bezweifeltes Daſein er glaubte. Die Frauen des Großherzoglichen Hauſes glaubten nur feſter als vorher, daß eine Vergiftung ſtattgehabt; Reizenſtein verſicherte mir, er ſei davon wie von ſeinem Leben überzeugt. Der Großherzog Ludwig beobachtete über dieſen Gegenſtand ein ernſtes Schweigen, er beſtritt die ſchrecklichen Vermuthungen nicht, er beſtärkte ſie nicht. Ihm war nicht unbekannt, daß der gräuelhafte Verdacht auch ihn nicht verſchont hatte. Der Kaiſer Napoleon hatte ſich einſt bewogen geſehen, den Verſtorbenen gegen die Abſichten ſeines Oheims warnen zu laſſen,

was dieser erfahren und darauf in geheimen Briefen an den Kaiser sich von allem Verdacht zu reinigen versucht hatte, wobei ihm wegen des Französischen, dessen er sich nicht genug mächtig fühlte, die Frau von Freistädt ihre Hülfe geliehen. Die verworrensten, die widersprechendsten Vorstellungen werden in solchen Fällen begierig ergriffen, böse Zungen bereiten im Dunkel und Geheimniß ein schleichendes Gift, gewisser und eben so verderblich, wie das zweifelhafte leibliche. Ich selbst wage kein Urtheil; ich berichte nur, was Andere geglaubt, gesagt haben. Auch Tettenborn scheint hierüber in seinen Gedanken zu einem festen Ergebniß nie gelangt zu sein. Die Beisetzung der Leiche in dem Erbbegräbniß zu Pforzheim geschah am vierten Tag in aller Stille.

Der Großherzog erließ eine öffentliche Verkündigung, durch welche die von dem Vorfahr ertheilte Verfassung anerkannt und bestätigt, die Berufung der ersten Ständeversammlung aber anstatt auf den 1. Februar, wie früher bestimmt war, auf den 1. März angesetzt wurde. Der Aufschub erschien durch den eingetretenen Regierungswechsel hinlänglich gerechtfertigt; der verworrene Staatshaushalt, besonders die zerrütteten Finanzen mußten erst neu geordnet werden, Mißbräuche waren abzustellen, Lücken auszufüllen. Für diese wichtigen Geschäfte zog der Großherzog einen seiner alten Vertrauten nach Karlsruhe, der bisher auf einem Verwaltungsposten im Lande wenig bemerkt worden war, jetzt aber plötzlich in Gunst und Einfluß bedeutend hervortrat. Staatsrath Fischer war schon bejahrt, hatte ein schüchtern-artiges Benehmen, und galt für einen Schlaukopf, besonders für einen guten Rechner. Er war früher der Vorstand einer Behörde gewesen, die den zum Kriegsdienst Ausgehobenen, welche Stellvertreter zu erkaufen wünschten, diese zu verschaffen berechtigt war, ein Geschäft, bei dem durch die Verschiedenheit des Preises, den die Behörde nahm und den sie gab, außerordentliche Summen gewonnen wurden. Aus dieser Zeit schrieb sich die vertraute Bekanntschaft Fischer's mit dem damaligen Markgrafen Ludwig her, und man raunte sich mancherlei in's Ohr, was nicht eben zum Vortheil des letztern klang. Diese vergessenen Geschichten wachten nun wieder

auf, wurden aber von vielen Seiten mit Eifer beſeitigt, da Fiſcher bereits für alle Höflinge und Beamte der Mann ihrer Hoffnungen war, und ſeine beſcheidene Haltung erwarten ließ, er werde freiwillig die nöthigen Rückſichten haben, die man allenfalls erzwingen konnte. Daß genaue Ordnung eingeführt würde, durfte niemand tadeln, daß der Landesherr einen Mann berief, der ihm als durchaus bekannt und zudem vertraut war, mußte man billig finden, und dabei gereichte es dieſem noch zum großen Ruhm, daß er ſich nicht ſcheue einen Bürgerlichen zum Miniſter zu erheben; denn war dies auch nicht ausgeſprochen, ſo ſah man es doch als unzweifelhaft an. Berſtett, deſſen Stellung jetzt in Folge der Ergebniſſe von Aachen die bedeutendſte war, hatte ſich ſchon darein gefunden, Fiſcher zum Kollegen zu haben, und war bald verſichert, durch ihn auch ſich ſelber nur mehr zu befeſtigen. Dies hinderte ihn aber nicht, im vertrauten Kreiſe, wo die Luft rein war, den bürgerlichen Eindringling zu verſpotten und wegzuwünſchen. Dagegen entſchlüpften ihm Zeichen der Ungeduld, ſeine bisherigen Kollegen und Freunde zu entfernen. Reizenſtein und Tettenborn waren ihm ſichtbar unbequem und hinderlich, und dem Großherzog war leicht der Argwohn eingeflößt, ſie möchten fortwährend, wie bei ſeinem Vorfahr, das hohe Wort führen wollen. Tettenborn hatte bereits die Beſtimmung nach Wien, und ſeine Abreiſe dahin beſchleunigen hieß nur ſeinen Wünſchen zuvorkommen. Für Reizenſtein erdachte man eine Sendung nach Rom, die er aber nicht annahm; ihn zu entfernen bedurfte es keiner Lockung des Ehrgeizes, er zog ſich willig, ſobald man ſeiner nicht bedurfte, in das Privatleben zurück.

Für mich ſchien der Großherzog eine wahre Vorliebe gefaßt zu haben. Als ich ihn zuerſt in ſeiner Würde begrüßte, was auf ſeinen Wunſch ganz in der Stille geſchah, ſagte er mir die ſchmeichelhafteſten Dinge, verlangte ich ſolle ſein Freund ſein, und betheuerte, das preußiſche Verhältniß ſei ihm das liebſte und wichtigſte, dies wolle er hegen und pflegen, dahin ſein ganzes Vertrauen richten. Hierauf ſprach er mit Wärme die Anſichten aus, die ihn bei ſeiner Regierung leiten ſollten, er wiſſe recht gut, ſagte er, daß der

hundert Worte gesprochen hat. — Ein anderer, auch wunderlicher Freund, Harscher, der von dem geliebten Berlin zum zweitenmale nach dem verhaßten Basel zurückkehrte, war ganz in der Nähe vorbeigereist, ohne bei mir anzusprechen, worüber er sich zwar in einem Brief entschuldigte, und von Basel eigends mich bald zu besuchen versprach, allein die wahre Ursache konnte mir nicht entgehen, es war die Scham, die er fühlte, als ein noch zu keinem Beruf entschiedner und nach seinem eignen Urtheil unfertiger Mensch vor mir zu erscheinen, dem unterdessen so manches in der Welt begegnet und geglückt war. Auch Chamisso'n wiederzusehen, wäre ihm aus diesem Grund empfindlich gewesen. Dieser theure Freund hatte seine Weltumseglung glücklich vollbracht, war schon in St. Petersburg angelangt, wohin ich ihm begrüßend geschrieben hatte, und sollte nächstens in Berlin eintreffen.

Von Seiten der benachbarten Höfe kamen die üblichen Gesandtschaften um Beileid und Glückwünsche zu überbringen. Aus Wien traf der Fürst Menschikoff als Ueberbringer eines verbindlichen Schreibens des Kaisers Alexander ein, der auch an die Großherzogin Stephanie die Versicherungen seiner innigsten Theilnahme geschrieben hatte. Der Großherzog mußte sich erst gewöhnen, der Mittelpunkt so vieler Beziehungen und Beeiferungen zu sein, er sprach fast allzu dankbar für die ihm erwiesene Gebühr, allzu demüthig in Betreff der Fürsten, die ihn als ihresgleichen behandelten. „Das wird er bald anders gelernt haben", meinte Tettenborn, als man ihn fragte, ob darüber dem Großherzog nicht ein Wink zu geben wäre; und in der That bedurfte es bald eines solchen nicht mehr. — Zum Schlusse des Jahres kam nun auch die ersehnte, lange verzögerte Antwort aus München, wo man nach reiflicher Berathung, den Beschluß von Aachen, da für den Augenblick nichts anderes übrig blieb, endlich angenommen hatte, in den Tausch von Steinfeld gegen Geroldseck einwilligte, die daneben dargebotene Geldentschädigung aber ablehnte, und lieber fortfahren wollte die von Oesterreich dafür bezahlte Rente fortzubeziehen. — Der Großherzog ließ die inzwischen ausgearbeitete Wahlordnung

bekannt machen und die Stände zum 23. März berufen, worüber allgemeine Zufriedenheit und vertrauenvolle Erwartung sich kundgaben. — Bei dem feierlichen Trauergottesdienst, der für den verstorbenen Großherzog gehalten wurde, und bei dem ich obschon sehr unwohl doch nicht fehlen wollte, hatte ich das Unglück mich heftigst zu erkälten, und mußte längere Zeit das Bett hüten.

SBN 649935

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.